## Erste Abtheilung.

### 1.

Raimund war einer von den Menschen, von der Natur geliebt, von der Gesellschaft, wenn auch nicht verstoßen, doch eher gehaßt als geliebt. Er wußte nicht einmal recht seinen Geburtsort zu nennen, obschon er ein Kind des Landes war, wo alle Menschen von vorn herein, ehe sie ihre Papiere der Polizei vorzeigen, als Spitzbuben betrachtet werden. Hierin herrscht in diesem Lande Gleichheit vor dem Gesetze, man müßte denn gerade Equipage haben, Raimund aber hatte keine Equipage. Alles was er besaß, war ein heißes Herz und ein schöner Backenbart.

Er wußte sich kaum seiner Eltern zu erinnern. Nie drückte ihn eine zärtliche Mutter an ihren Busen, wenigstens erinnerte er sich dessen nicht; nie konnte er sich entsinnen, daß die zarten Lippen einer Mutter ihn küßten, noch daß des Vaters Kniee ihn schaukelten. Seine erste Erinnerung dehnte sich nur auf ein schwärzlich überkalktes Haus mit einem zugemauerten Hofe aus, wo er mit den Tauben spielte und mit den Enten im Wasser herumwatschelte. Dort blieb er bis zu seinem drei-

zehnten Jahre, wo er bei einem strengen Herrn lesen und schreiben lernte, und endlich befand er sich plötzlich in einer großen Stadt, wo er zu seinem großen Erstaunen sein eigner Herr und Meister war.

Seit dieser Zeit hatte Raimund fast die Hälfte der europäischen Welt durchstreift. Seine Aemter wechselten beständig, aber sein Character hatte sich dadurch früh entwickelt. Er lernte die Welt und die Natur von Angesicht zu Angesicht kennen, die meisten Sprachen Europa's prägten sich heiß in sein junges und biegsames Organ ein; dabei war ernste Lecture sein einziges Vergnügen und so hatte er frühe schon selbstständige Grundsätze und langjährige Erfahrung.

Was Anderen ein Unglück scheint, das war für Raimunds Character gerade ein Glück. Er hatte keine Familie. Wie oft dankte er Gott im Stillen darum, keinen Menschen zu kennen, der ihm Rechenschaft von seinem Leben, von seiner Handlungsart abfordern konnte. Vieles that er, was seinem Herzen edel und groß schien, was der sogenannte gesellschaftliche Mensch nicht verstanden haben würde. Und dann war er dadurch jener lästigen Bemerkungen enthoben, die unter der Larve der Schmeichelei eben so viele Dolchstiche sind. „Ach, heißt es, Du bist der Raimund, der als Knabe so schöne Hoffnungen von sich gab. Nicht weiter hast Du es gebracht!“ — Raimund war in seinem 28sten Jahre noch arm, er hatte es noch zu keinem Geldbeutel gebracht. — „Es ist wohl der Mühe werth, daß Du die ganze Welt durchreist hast.“ — Ein An-

derer macht ihm Complimente ob seiner Wissenschaft, seiner Sprachkenntnisse, ja sogar wegen seiner Liebenswürdigkeit und ruft dann aus: „Ich begreife gar nicht, wie Du mit Deinen Talenten noch nicht eine reiche Frau aufgefischt hast.“ — Ein Dritter räth ihm gar, Staatsdienst zu nehmen und in einem Bureau zu arbeiten. Allen diesen Menschenfreunden, die nur einen Zweck haben — Geld — und die, wenn sie ihn endlich erreicht haben, noch schlechter, dümmer und unglücklicher als zuvor sind, die, wie Rousseau sagt, sich Häuser bauen, als lebten sie ewig, und jeden Tag essen, als stürben sie morgen — entging Raimund durch seinen Mangel an Verwandten und Familie. Seine Freunde dachten wie er, sie wurden blos Freunde durch die gleiche Gesinnung, und so lebte er wie ein Mensch, der ein Herz hat, in der freien Natur Gottes. Es war ihm mehr daran gelegen, daß seine Seele nicht schief sei, als die Hosenstruppen; er liebte alle Menschen mit gleicher Liebe, die besonders, die eine Seele, diesen Stempel der Gottheit hatten, und wenn ihm jemand beweisen wollte, man müsse seine Schwester eher lieben als eine Fremde, so lachte er ihm eben in's Gesicht und ging seines Weges. Die meisten jungen Leute — diese Erfahrung hatte er gemacht — gehen an der Sentimentalität der Familie unter. Sie werden wie ein liebes Goldfischchen im Teiche erzogen, die man, wenn's beliebt, herausnimmt und wohin man will versetzt. Man macht auch Weißfische daraus. Hat's die Mutter einmal religiös gejuckt, so muß das liebe Söhnchen Theolog werden. Der junge

Mann hat zu nichts Talent, hat keinen Witz, kein Leben in sich, bleibt zu Haus bei seinem Studirbuch sitzen: folglich muß er studiren, muß Pfarrer oder Minister werden. — Und so wird das dumme Kalb am Seilchen herumgeführt bis in's Brautbett. Ehe er weiß, was ein Mann ist, hat er schon eine Frau!

Liebte Raimund aber die Menschen im Allgemeinen als solche, ohne nach ihrem Stande noch nach ihrer Religion zu fragen, so liebte er, ja verehrte er die Frauen in's Besondere. Ein Weib war es, das sich seiner in einem fremden Lande annahm, ihn so Manches lernen ließ, was ihm später sehr nützlich war, und als er diese innige Freundin verlor und hilfelos und verlassen in der Welt herumirrte und dadurch oft am Rande des Abgrundes stand, so fand er immer ein Frauenherz, das ihn verstand, das mit ihm weinte, das ihn tröstete, das ihm endlich den Zweck des Lebens veranschaulichte. Raimund selbst war zärtlicher Natur. Früh entwickelte sich in ihm die Phantasie des Gedankens und die Herzenslust zur Liebe, ohne Liebe war ihm das Leben eine Qual und schon in seinem funfzehnten Jahre fühlte er die Leiden und Freuden der Liebe. Liebte er aber, dann war er ehrerbietig unterworfen, demüthig zärtlich und statt ob seiner Triumphe stolz zu sein und damit zu prahlen, schien es, als bäte er um Verzeihung, gesiegt zu haben. Es war dies kein erkünsteltes Gefühl, keine Scheinheiligkeit, sondern angeborenes Zartgefühl. Er liebte da, wo er wünschte, betete aber da an, wo er genossen hatte. Nie em-

pfand es seine Geliebte, daß er sich ihr gegenüber etwas mehr erlaubte, weil sie seinen Wünschen etwas zu rasch nachgab, und Raimund hatte oft mehrere Geliebte auf einmal, ohne daß diese eifersüchtig auf einander waren, weil er eben außer seiner Verschwiegenheit immer heiß und zärtlich war, weil er eine Seele hatte, die durch ihre brennenden Gluthen jede andere mit sich in eine hellaufflackernde Flamme zog, weil er eben zu lieben wußte wie ein Weib. Denn ein Weib war seine Lehrerin, ein gefühlvolles, liebendes Weib. Wer das Glück hat, in seiner Jugend ein sittsames liebendes Weib kennen zu lernen, das die Menschen und die Welt kennt, und ein Männerherz nach seinem Ideal heranformt, der hat den Schlüssel zu allen Geheimnissen der Frauenherzen gefunden. Raimund hatte dieses Glück, trotz seiner Armuth. Von Natur war er reich. Er war schön gewachsen, hatte ein feuriges Auge, das die Liebe bereits gebändigt und etwas abgeschmachtet hatte, dabei war er einnehmend durch den Fluß seiner Rede, denn Raimund war eben so geistreich als gefühlvoll, und wenn er einmal einen Frauenmund mit seinen feurigen Lippen berührt hatte, war er berauschend hinreißend. Sonst hatte er nichts Auffallendes an seinem Aeußeren, blos ein kleines Mahl auf der linken Schläfe, das durch die Fülle seiner braunen Haare bedeckt war.

Jene Dame, seine erste Beschützerin, hatte ihn das Handwerk eines Buchdruckers lernen lassen. Sie hatte dadurch einen doppelten Zweck. Erstens wollte sie ihn durch ein sicheres

Handwerk über die Noth erheben. Zweitens hatte sie in ihm früh Talente entdeckt, die ihn über die gewöhnliche Welt hinaussetzten; er hatte durchaus andere Ansichten von dem Leben und seinem Zwecke, als die offizielle Staatsgesellschaft, ja, er wagte es zuweilen gar, sich in den Himmel zu verirren und dort Stühle und Bänke umzuschmeißen und so manches alte verrostete Bild zum Fenster hinauszuwerfen. Sie ahnte daher in ihm einen Schriftsteller, einen Neuerer, einen jener Unglücklichen, die mit dem besten Willen, mit der heißesten Liebe im Herzen, das Unglück haben, nicht wie der gewöhnliche Amtmann, Gallochenhändler oder Pianovirtuose zu denken. Daher wählte sie für ihn ein Geschäft, das dem Geiste und der Intelligenz am Nächsten stand, und die Zukunft bewies, daß ihre Ahnung sie nicht täuschte. Raimund hatte dadurch Gelegenheit, alle große Männer Deutschland's und Frankreich's geistig kennen zu lernen. Nach der Geliebten war ihm nichts lieber als ein Buch von Montesqieu, Rousseau, Lessing, Schiller, Montagne, Jean Paul und anderen. Er kannte weiter keinen Genuß als den, der aus dem Herzen und aus dem Geiste kam. Liebe und Denken, das waren seine Hauptstützen des Lebens und je mehr er liebte, je mehr dachte er, und je mehr er dachte, desto mehr liebte er. Die Vernunft war bei ihm nicht unsere Rechenprobe, die da auswittert, daß eine Liebe ohne 100000 Thaler nicht die rechte Liebe sei. — Im Gegentheil, je mehr er nachdachte, je mehr überzeugte er sich, daß der einzige Zweck des Menschen rein in der Liebe bestehe und

daß jede Vernunft, die sich dagegen sträubt, eine verdrehte, widernatürliche, verfaulte Vernunft sei, die vor Allem auf der Ohnmacht oder auf der Unsittlichkeit beruht.

Raimund hatte trotz seiner vielen Bekanntschaften nie ein reiches Mädchen geliebt, ja, er mied sie, so viel er konnte. Es war dies nicht aus Selbstüberschätzung oder aus Neid, sondern aus Prinzip. Er wußte auch, daß trotz des Reichthums das Weib immer ein Herz hat. Ja, will man hierin die Superiorität des Weibes beweisen, so brauchte man nur 100 reichen Mädchen und Herren die Wahl lassen und man wird sehen, daß die Herren nach ihrem Interesse und die Damen nach ihrem Herzen wählen, aber Raimund wußte auch, daß die Mädchen in unserer Gesellschaft blos als Waare betrachtet werden; daß Eltern und Verwandte das Recht haben, sie denen zur Frau zu geben, die ihnen gefallen; daß endlich nach unserm Familien-Kastengeist jedes Mädchen von sogenanntem Stande von vorn herein willen- und thatlos erzogen wird, so daß es noch froh ist, wenn ihm seine Familie einen Mann auf dem großen Männermarkt besorgt, sie schienen ihm immer daher als eine Art von Aushängeschild und es war ihm unmöglich, ihnen die geringste Schmeichelei zu sagen und war diese Schmeichelei auch Wahrheit. Nebenbei machte ihn seine Armuth mißtrauisch, er fürchtete, man möchte sagen, er mache einem Mädchen den Hof, nicht weil es schön und liebenswürdig, sondern weil es reich sei, er strebe nicht nach seinem Herzen, sondern nach seinem Gelde. Die Menschen sind so egoistisch, daß

sie zu Allem eine egoistische Ursache erfinden; sie wollen und dürfen nicht zugeben, daß Andere besser als sie sind.

Wie anders fand er die Mädchen aus dem Volke! Trotz der schweren Arbeit, trotz der vielen Sorgen erhielt die kräftige Natur die Oberhand. Sie waren naiv, aber fürchteten die Männer nicht, und wenn er lange vergebens zartere Gefühle unter ihnen suchte, so traf er doch immer am Ende eine Blume, die wie eine weiße Rose ihren reinen zarten Kelch oft mitten aus Dornengestrüppe und Sümpfen emporstreckte. Dann aber war ihre Erscheinung um so bezaubernder, war ihr Wohlgeruch um so berauschender.

Und er fand sie immer, diese Rose, dieses innige Gefühl, dieses heiße Sehnen nach einem Herzen, diese stille Beredsamkeit des Blickes, dieses tiefe Gefühl der Seele, diese hingebende aufopfernde Großmuth. Nur ein armes Mädchen, das die Leiden der Gesellschaft doppelt empfindet, das oft in seiner frühesten Jugend schon in das Laster gestoßen wird und mit blutigen Thränen erwachend, die ganze Welt und seine Reize verflucht — und es giebt solche Geschöpfe — oder eine andere zarte Pflanze von der Natur geschaffen, um Glück und Genuß um sich zu verbreiten, der die Gottheit nicht allein ihren Freibrief „Schönheit“ ausgestellt, sondern der sie auch als Eingeweiheten das geheime Siegel der göttlichen Grazie eingedrückt, und die unsere Gesellschaft in feuchter armseliger Erde dahindarben läßt, die sie durch Armuth und harte Noth entweibt und sie

zum Taglöhner, zum Thiere umstempelt, oder die sie noch öfter vor der Reife knickt, so daß sie, von den Füßen der Wanderer zertreten, zu Gassenkoth wird — nur solche Pflanzen hatte Raimund oft mit vieler Mühe und mit noch mehr Muth aufgesucht, hatte sie zärtlich gepflegt, bis sie ganz allein fortwuchsen und sie vergalten ihm mit unaussprechlicher Liebe, mit einer wahrhaft christlichen Aufopferung. Und wenn ihm solches gelungen war, da fühlte er sich ein Gott, er fühlte, daß er etwas geschaffen habe, das aus seinem Herzen kam, und war bei aller Armuth glücklich und seelig. Wie oft rief er aus, als er solche großartige Auftritte in elenden Hütten erlebte: „Wie wenig reiche Frauen giebt es, die würdig sind, so arm zu sein!“

Ueberdies war Raimund Sozialist. Er wußte, daß in jeder Geschichte eines Mädchens aus dem Volke eine ganze Kritik des Staates und des gesellschaftlichen Zustandes lag. Und trotz seiner Erfahrung und seiner Gelehrsamkeit hatte er immer bei solchen Mädchen mehr gelernt, als bei allen Professoren aller deutschen Universitäten. Nur hätten Diesen, Raimund's Bemerkungen hierüber nicht gelehrt genug geschienen, weil sie sie verstanden hätten. Was der deutsche Gelehrte versteht, achtet er nicht.

Raimund war ein Deutscher und trotz seines artistischen Zigeunerlebens liebte er sein Vaterland und glaubte an seine Zukunft. Mit seiner Gegenwart gab er sich jedoch nicht ab, obschon er Schriftsteller war. Er wußte wohl, daß die Geschichte nicht zu tödten sei und daß sie blos das Resultat der höhe-

ren Philosophie ist. Da er den neuesten Standpunkt der deutschen Philosophie kannte, ihn sogar mit dem französischen Sozialismus verbrüderte, so zuckte er die Achsel bei allen reactionären Regierungsmaßregeln. Es kam ihm vor, wie Jesaias sagt, als wollte die Axt sich über den Hauer erheben — als wollte der Staat, der überall ein Resultat der Philosophie und ihres Standpunktes ist, sich über seine Mutter erheben. Er gab sich daher mit den Tagesbegebenheiten wenig ab. Wenn er nichts zu schreiben hatte, druckte er die Worte Anderer und kreuzte sich die Arme, liebte sein Mädchen und sah die Geschichte manchmal vorüberschleichen, manchmal vorüberrauschen, ja manchmal vorüberhinken. Die kleinste Begebenheit war ihm nicht unwichtig, er sah deutlich den Zusammenhang, aber er sah dies Alles nur mit einem Blicke auf die Zukunft und schwieg lächelnd. Seine Zukunft lag noch weit hinaus. Er hatte daher trotz seiner vorgerückten Prinzipien nie etwas mit der Polizei zu thun, und konnte überall weilen. Dabei hatte sein Tadel immer den Grund der Liebe, denn Raimund liebte alle Menschen, wollte das Glück aller Sterblichen. Auch war ihm Nationalhaß unbekannt, er haßte nicht einmal die Russen. Nichts verlangend und keine Opposition machend, um des Feindes Stelle einnehmen zu wollen, hatten seine Tendenzen immer etwas Allgemeines und dies Allgemeine, das bei ihm zufällig war, war sogar in Deutschland noch nicht verboten. Es war dies das Einzigste, was nicht verboten war, aber Raimund sah ein, daß auch dies noch an die Reihe kommen wird. Deutsch-

land ist jung und kräftig, es kann Vieles ertragen und die Censur hat fetten Boden, sie wird mit jedem Tage fetter und dicker. Nur die Censoren bleiben mager wie die magern Kühe Pharao's.

Er hatte also Heimweh nach Deutschland. Aber wo ist Deutschland? Raimund wußte seinen Geburtsort nicht. Es gab oft Gelegenheit, wo Raimund sich schämte, ein Deutscher zu sein. Liebte er deßwegen sein Vaterland weniger als jene patriotische Tondertentronks, die Voltaire so trefflich in seinem Candide schilderte? Keinesweges! Nur mußte er, wenn die Völker Europa's, in höhern Gesellschaften, vor den Richterstuhl der Vernunft und des Fortschritts geladen wurden, eher von der Vergangenheit als von der Gegenwart leben. Als nun im Jahre 1841 Preußen sich so entschieden an die Spitze der deutschen Geschichte stellte, jauchzte ihm das Herz auf; denn Raimund, an das französische conzentrirte Nationalleben gewöhnt, betrachtete schon deswegen Preußen als den führenden und leitenden Staat Deutschlands, weil erstens seine Basis eine Volksbasis ist, weil es die philosophische Taufe eines Friedrichs des Großen erhielt und die Feuerprobe von 1813 aushielt. Dabei sah er, wie das Staatsleben in Frankreich von ungeschickten Händen mit jedem Tage mehr in Koth und Sumpf versank. Preußen also war sein Ziel und Berlin war Raimunden das deutsche Paris. Nach Berlin also, dachte er. Dort wollte er sich wieder neu durch die geistige Bewegung der Zeit anfeuern lassen; dort wollte er sich an dem sü-

ßen Hauch der keuschen Jungfrauen wieder neu beleben; denn bereits war er ein Bischen blasirt und sowohl neue Anschauungen als neue Empfindungen waren ihm nöthig, theils um die in der Brust schlafenden Erinnerungen wieder zu wecken, theils um neue Erfahrungen zu machen, und um zu sehen, ob er als Individuum in irgend einer Art seinem Vaterland nützlich sein könnte. Er war bereit, Blut und Leben dafür einzusetzen, sollte nur der Zweck ein heiliger, großer, allgemeiner sein. Er nahm daher in dieser Stimmung, in dieser Absicht von all seinen Lieben Abschied. Denn Raimund hatte Freunde, wahre Freunde und außer einigen Frauen, die ihn liebten, liebte er selbst ein Mädchen, das er wohl glücklich gemacht hätte, hätten es ihm seine Verhältnisse erlaubt. Ein besonderes Geschick lastete auf ihm. Trotz seiner Zärtlichkeit, trotz seines liebenden Herzens, trotz seines Wunsches, ruhig an der Seite eines geliebten Wesens zu leben, konnte er es nie dahin bringen, einen sicheren Bord zu gewinnen. Sein Lebensschiff wogte in allen Richtungen hin und her auf dem stürmischen Ozean des Lebens. Er war gewöhnt, dem Donner und dem Blitze ruhig in das Auge zu sehen, er fürchtete Orkane nicht, er trotzte kühn aller Lebensnoth; und wenn der Sturm dann vorüber war, wenn Alle kämpfende gegen ihn anstürmende Elemente verbraust und versaust waren, dann röthete sich sein Seelenhimmel, der Mond ging hell in ihm auf, Sternlein der Liebe nickten ihm aus der Höhe, es floß die Thräne, es jauchzte das Herz und Raimund lag dann betend zu den Füßen eines Mädchens und

wiederholte ihm tausendmal die Worte, ich liebe dich, laß mich dich lieben!

Im Winter 1843 kam Raimund nach Berlin.

---

## 2.

Es war gerade Mondschein, als er in die deutsche Hauptstadt den Fuß setzte. Doch schien es ihm, als sei der Mond selbst unpäßlich. Er hatte sich mit dicken Wolken bis an die Nase eingewickelt, mußte also das Zimmer hüten, aber die Stadt Berlin nahm keine Rücksicht darauf. Sie hat wie es scheint, einen festgezeichneten Contract mit dem Monde, kraft dessen er scheinen muß, und während welcher Zeit sie keine Laternen anzündet. Desto schlimmer für den Mond. Ohne Laternen kann er Berlin nicht bewundern.

Er kam also in Berlin an, als weder Mond noch sonst ein Licht leuchtete. Die Straßen dieser Stadt schienen ihm viel zu breit, für civilisirte fünffüßiglange Menschen. Man möchte glauben, dachte er, diese Straßen sind für Bären und Elephanten geschaffen worden. Doch schwieg er mit seinem vorlauten Urtheil.

Er stieg in einem Hotel ab, in einer jener von dem Gesetze erlaubten Räuberhöhlen, nahm sich jedoch vor, bald in ein Privathaus zu gehen. Raimund hatte die Gewohnheit, in jeder Stadt sich selbst zu orientiren. Er suchte sich zuerst einen Hauptplatz aus, von dem er ausging, und flanirte so mehrere

Tage durch die Stadt, bis er sie auswendig kannte. Die erste Zeit galt also dem Flaniren. Er brannte seine Cigarre an und durchwanderte die Gassen, als ihn plötzlich ein Gensdarme anrannte „Herr, wollen Sie!“ schrie er ihm zu. — Was steht zu Ihren Diensten? fragte Raimund höflich. — „Ihre Cigarre!“ Ach, versetzte er, Sie wollen die Ihrige anzünden, hier, mein Herr. — Der Gensdarme nahm die Cigarre, warf sie weg.

Raimund stutzte. — Der Mensch ist verrückt, dachte er — warum werfen Sie meine Cigarre weg? fragte Raimund ruhig. Ist sie für Berlin nicht gut genug? Sie ist echt havannisch. Es ist verboten hier auf der Straße zu rauchen, sagte endlich der Gensdarme, bei 2 Thaler Strafe. — Raimund merkte sich dieses und ging. Warum aber, bei so breiten Straßen und bei so wenig zündbarem Stoffe es zu rauchen verboten ist, das konnte er nicht herausbringen. Man kann also in Berlin nicht flaniren, kann sich nicht dem süßen Duft der Cigarre und dem Nichtsdenken hingeben; das Gesetz zwingt einen, immer zu denken, ach, und wenn man denkt, kömmt das Gesetz übel weg. Als Raimund später sah, wie im Odeum, bei Hennig's, in Günther's Lokal die Frauen methodisch eingeräuchert werden, so daß ihre Kleider noch acht Tage darauf nach Taback duften, konnte er dieses rein aus Uebermuth hervorgegangene Gesetz noch am Wenigsten begreifen und weil ihn doch der Gensdarme an das Denken erinnerte, dachte er an das lateinische Sprichwort et ab uno disce omnes. Gern wäre

er nach dieser Bemerkung wieder abgereist, aber er wollte doch erst das Berliner Volk kennen lernen.

Cigarrenlos durchwanderte er die Hauptstadt Deutschlands. Er sah gleich, daß Berlin eigentlich noch gar keine Stadt ist, daß sie erst eine wird; großartige Anflüge rauschten vor ihm vorüber, die aber gleich darauf wieder verschwanden. Das Komische hart neben dem Grandiosen. Begreifen konnte er nicht, daß eine Stadt, die so viel Wasser als die Spree hat, keinen Straßenguß habe. Hat doch das große Paris einen solchen! Auch fand er eigentlich das Centrum der Stadt nicht; denn ihm gefiel die alte Stadt in der Königsstraße besser als die neue, jenseits der Spree. Die Spree selbst schien ihm oft verleumdet worden zu sein; kurz er fand Berlin schöner, großartiger als alle jene süddeutschen Beschreibungen davon lehren. Hatte doch Friedrich der Große hier gelebt, der größte Mann Deutschlands. Und wo ein solcher Mann lebte, ist jeder Stein bedeutungsvoll.

Er hatte fast in allen Städten eine gewisse Analogie zwischen Stadt und Bewohnern getroffen. Auch hier suchte er sie zu finden. Doch kannte er noch die Bewohner zu wenig dazu. Später merkte er sich Alles in seinem Tagebuch, woraus der Leser noch einige Bemerkungen zu sehen bekommen wird.

Um eine Stadt genau zu beurtheilen, braucht man nur die Frauen darin kennen zu lernen. Ihre Stellung zur Gesellschaft, ist immer der echte Spiegel der Gesetze, ihre Bildung, ihre Gefühlsart, das Abbild der Sitten. Das Weib hat über-

all mehr Einfluß als man glaubt. Der Mann ist nur zum Schein Herr, er steht immer unter dem Einfluß des Weibes. Schönheit, Grazie und Geist, regieren die Welt überall. Raimund bewunderte die weiche Aussprache des Deutschen in dem Munde der Berlinerinnen. Es war damals Mode, gewellte Haare zu tragen und keine Wimpern an den untern Augenliedern zu haben. Sprödigkeit fand er nicht unter den Berliner Damen; doch fand er den ersten Eindruck nicht so günstig als in Paris. Trotz der kleineren Füße, im Verhältniß mit anderen Deutschinnen, verstehen auch die Berlinerinnen nicht zu gehen, und dies besonders auf der Straße. Ihre Toilette fand er ziemlich hübsch, unausstehlich aber ihre erzwungene Ernsthaftigkeit. Am unausstehlichsten waren ihm die Titel, die sich gegenseitig die Damen einander zuwarfen, als schätzten sie sich nur, in so fern sie den Titel ihres Mannes beständig nachschleppten. Es giebt sogar eine Frau Privatdozentin in Berlin. Doch dieses war Alles nur der erste Eindruck. Manches sollte sich mildern, manches sich bekräftigen.

Raimund hatte Empfehlungen an bedeutende Häuser. Außerdem aber, daß er jede Empfehlung verschmähte und nur es liebte, sich selbst zu empfehlen, wußte er durch Erfahrung, daß die sogenannte gute Gesellschaft sich überall gleicht. — Es handelt sich nur um das Mehr- oder Minder-Langweilige. Er legte daher alle Empfehlungen zurück, und beschloß, erst die niedrigern Stufen der Gesellschaft zu durchwandern. — Er erkundigte sich daher bei mehreren Männern, wie er in die

Gesellschaften des Volks dringen könnte. Man antwortete ihm: in Berlin gäbe es kein Volk. — Möglich, dachte er, daß diese Leute unter dem Volk, Gesindel, verstehen. Raimund aber liebte dies Gesindel mehr, als alle sogenannte große Damen. Er beschloß daher, sich seinem eigenen Instinkt zu überlassen. Der Mensch hat das mit den höhern Mächten gemein, daß er Alles eigentlich dem Zufall überläßt. S. M. der Zufall, wie Friedrich der Große ihn nennt, war Raimunds bester Freund. Warum sollte er ihn in Berlin verlassen? War es doch ein Zufall, der ihn in diese Stadt führte. Raimund erkundigte sich daher gar nicht mehr, und durchblätterte blos das Intelligenzblatt Berlin's, die beste Zeitung dieser Stadt.

---

## 3.

Raimund machte sich also auf die Volksjagd. Zuerst besuchte er die Conditoreien, Caffehäuser, Wein- und Bierkneipen. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß es in Berlin kein eigentliches Caffehaus gäbe. Alles ist Kneipe, und unter diesen nehmen die Conditoreien den letzten Platz ein. Charakteristisch fand er nur die Bairischbierkneipen, die nett und elegant sind, und die Alle eine Art Affenliebe zur Kunst beweisen, indem sie ihre Zimmer mit Gemälden behängen und gewöhnlich schöne Schenkmädchen halten, die selten auf den Kopf gefallen sind.

Raimund hatte längst schon bemerkt, daß gerade das, worauf eine Stadt oder ein Volk stolz ist, gewöhnlich das Schwächste

ist. Er überzeugte sich in Berlin auch von dieser Wahrheit. Vieles hatte er über die Berliner Conditoreien gelesen, die Namen Stehely und Spargnapani las er oft in Journalen; wie staunte er als er in einige kleine Zimmerchen trat, ohne Ordnung noch Eleganz, noch Bequemlichkeit, und wo er noch nebenbei Süßigkeiten aß, die wie alte Bekanntschaft, weder von heute noch von gestern waren. Nicht einmal einen Divan für die Raucher fand er.

Er hatte früher schon gemerkt, daß es eigentlich in Berlin keinen Laden gäbe, wo man es verstände die Waaren auszulegen. Theils liegt dies an der unglücklichen Bauart der Berliner Häuser, die wie die deutschen Gelehrten, statt in die Höhe in die Tiefe gehen, und die Finsterniß des Kellers dem Lichte des Speichers vorziehen. Nun mußte er auch noch erfahren, daß es in Berlin nicht einmal ein Caffehaus giebt — doch er verzweifelte deßwegen nicht. Die Weinkneipen fand er echt deutsch à la Hoffmann. Man kann sie nur bei Nacht besuchen, oder bei Tag, wenn man selbst Flimmern vor dem Auge hat. Von Eleganz keine Ahnung, es wäre dies auch eine Beleidigung für die Gäste.

Doch das waren für Raimund nur Nebenbemerkungen. Das Volk einer Stadt lernt man nicht so leicht kennen. Man muß es an seinen Ecken packen können, man muß in irgend ein Verhältniß mit ihm treten. Hat man es aber auf einer Seite ergriffen, dann zeigt es sich bald von allen andern Seiten.

Raimund beobachtete in diesen verschiedenen Anstalten den Berliner Michel. Er unterschied hier zwei Geschlechter. Den Michel als Fossilie von 1813 und Michels Neffe von 1840. Ersterer trägt Mantel und Pfeife und spielt eine große Parthie Billard, mit allem Ernst des Lebens, er hört mehr zu, als er spricht. Sein Neffe hingegen raucht Cigarren, ist einer der ersten Raisonneurs, trägt Paletot und Schnurrbart, spricht sehr frei, auch ohne betrunken zu sein, und ist sehr höflich. Er kennt den Jizot und den Thiers ganz aus dem ff, liest auch die Zeitung, rümpft die Nase über die Vossische, lobt die Locomotive, trinkt sein Bairischbier und spricht von Herwegh. Mehr kann man von Michels Michelchen nicht verlangen. Nebenbei raisonnirt er fürchterlich über die Diebe und die Polizei, und ist stolz darauf, daß er nicht Mitglied des Mäßigkeitsvereins ist. Der Berliner Michel hat eine Zukunft, er ist lebhaft und höflich und wenn er aufgeregt wird, hat er sogar Witz.

Der junge Berliner Michel bekümmert sich wenig um das Theater, mehr, desto mehr die Frau Michel. — Aber diese thut es nur, um sich zu zeigen. Die Berliner sind außerordentlich genußsüchtig. Sie sparen die ganze Woche an ihrem gewöhnlichen schlechten Essen, um ein Mal in der Woche recht außerordentlich schlecht aber theurer zu essen. Diese Genußsucht, die Raimund als ein Zeichen der neuen Zeit betrachtete, erstreckt sich in Berlin bis auf die letzten Classen. Die Leutchen begnügen sich nicht mehr mit dem Trost auf den

Himmel. Ja, wenn sie sicher wären, daß es Weißbier dort gäbe, und schöne Toilette. Alles stürzt sich in die Gegenwart. Je mehr Elend, je mehr Genußsucht und weder die Polizei noch die Kirche sind stark genug, um diesem Drang Widerstand zu leisten. Die Ursachen davon liegen weit tiefer, als die gewöhnlichen Staatsmänner glauben. Ein Volk regt sich nicht, je nach seinen Bedürfnissen, sondern nach seiner Meinung vom Zwecke des Lebens, und sind diese Meinungen einmal da, so hilft die Vergangenheit nichts dagegen. Der junge Michel schämt sich gar nicht mehr, Banquerott zu werden. Er macht deßwegen nicht eine Carambolage weniger. Doch Raimund sollte hierin noch tiefere Erfahrungen machen.

---

4.

Dem Zufall sich ferner überlassend streifte Raimund durch Straßen und Gassen, die Menschen, besonders die Damen beobachtend. Eines Tages, als er der Jägerstraße entlang zu Stehely gehen wollte, versperrte ihm ein kleiner Wagen mit Kübeln beladen und mit Hunden bespannt den Weg auf dem Trottoir. Ein kräftiger Junge stand vor dem Wagen. Raimund ein geborner Freund der Gamins, weil er in ihnen gewöhnlich den Stoff erkannte, woraus die Männer aus dem Volke geknetet sind, stellte ihn zur Rede, warum er das Trottoir so versperre. Erstens, versetzte der Bursche, wird das nicht lange dauern, zweitens geht das Sie nichts an. Die

kecke Antwort gefiel Raimund. Er spielte den Strengen. Freilich geht's mich an, versetzte er, und das sollst du gleich sehen. Hiermit nahm er eine ernste Miene an und stellte sich, als suche er den Marktmeister. Als er wieder kam, war noch ein Bube bei dem ersteren. Dieser hatte ganz den klassischen Tic eines Berliner Gassenjungen. Er trug einen langen Rock, den schmutzigen Hemdkragen frei, wie seinen Hals; eine Mütze schief auf dem Ohre und eine Harmonika in der Hand, der er zuweilen tiefe Brummtöne entlockte. Raimund, der sich oft in Paris mit dem Volk herumbalgte, hatte Lust ihre Courage auf die Probe zu stellen. Sie kamen ihm zuvor. Kennst du den Herrn da? fragte der Eine den Andern, der sagte, es geht ihn was an, daß ich hier halte. I bewahre, versetzte der Schusterjunge. Der Herr bildet sich wahrscheinlich zum Gensdarme aus. Was geht das dich an? schrie ihm Raimund zu. — Es geht mich auch nichts an, versetzte dieser, aber die Hunde bleiben jetzt gerade hier stehen. Meinen Sie, man behandelt Hunde wie Sklaven? Raimund lachte. — Sag ein Mal, fragte er, ist dein Vater Mitglied der Thierquälerei? — Der Bursche wurde wüthend, andere versammelten sich noch um ihn. Mein Vater, ich weiß nicht wer er ist, versetzte der Gamin, aber in jedem Fall ist er mehr wie Sie. — Sie sind wahrscheinlich Mitglied des Mäßigkeitsvereins auf dem Nikolaikirchhof, da halten Sie jeden Abend Sitzung und besaufen sich nur des Morgens. Haben wahrscheinlich Kaffebohnen geknippert, daß man's Ihnen nicht anriecht. Eigentlich soll-

ten Sie eine Brille tragen, damit, wenn Sie fallen, auch sehen, wo Sie liegen geblieben sind. Raimund ärgerte sich nun in allem Ernst und ging auf den Buben los, der übrigens mit den anderen ein höllisches Gelächter anfing. Kaum näherte er sich ihnen mit etwas drohender Geberde, als sie alle auf ihn eindrangen. Sie hatten durchaus keine Furcht. Der Schusterjunge wurde jetzt aus Bosheit pathetisch. Laßt ihn doch gehen, schrie er zu den andern, als wollte er um Erbarmen für Raimund bitten, seht Ihr nicht, daß er einen Stich hat. Lautes Gelächter! Nun aber hielt sich Raimund nicht mehr vor Wuth, er ging auf den Jungen los, trotz der Menge, die um ihn versammelt war, und kaum näherte er sich ihm, so schlug der Junge mit seiner Harmonika drein, die mit jedem Schlage unäolisch ächzte. Die umstehenden Berliner konnten es nicht begreifen, wie ein ordentlichgekleideter Mann sich mit Jungens herumschlagen konnte, aber Raimund war so zu sagen ein Pariser und solche Scenen machten ihm oft den herrlichsten Spas. Raimund schlug nun ebenfalls wacker drauf, die Hunde bellten und heulten, die Jungens schrieen und fluchten und obendrein erscholl der brummende Orgelton der Harmonika. Da plötzlich zerfuhr das Instrument in zwei Stücke. Es kamen Polizeimänner, die die Sache, wie so viele andere für ernst hielten. Nur die Schulbuben jauchzten. Der so wackere Schusterjunge, auf den es Raimund besonders abgesehen hatte, stand nun da und weinte. Nicht allein seine Harmonika war kaput, sondern auch sein langer Rock, der sich während des Kampfes in die

Räder des Wagens verirrte, hängen blieb, so daß eine ganze Seite sich von dem Rumpfe trennte. Hatten seine eigenen Kameraden nun früher auf Kosten Raimunds gelacht und gehöhnt, so thaten sie jetzt dasselbe auf Kosten des wackeren Schusterjungens. Diese Undankbarkeit empörte Raimund, er trat zu dem Jungen, tröstete ihn und versprach ihm, ihm eine neue Harmonika zu kaufen, und auch seinen Rock wieder ausbessern zu lassen. Der sonst so witzige Junge stand nun wie ein Tölpel da. Einerseits hatte er Furcht vor seinem Vater, andererseits glaubte er nicht an das, was ihm Raimund versprach. Thränen standen ihm in den Augen. Raimund versicherte ihn, daß er alles zahlen wolle. — Es ist nichts als billig, sagte nun der Junge wieder. Sie sind an Allem Schuld. Zu was brauchen Sie mich zu reizen und dabei haben Sie so dürre Knochen, daß meine Harmonika abprallte, wie auf der Amazone von Gieß im Gießhaus. Ein Mann wie Sie, sollte doch nicht so dämmlich sein. Sie haben gewiß die ganze Nacht geschwiemelt. Fängst wieder an? schrie ihm Raimund zu, halt jetzt dein Maul — Nun ja, versetzte er, Sie sind nicht aus Berlin? — Woher weißt du das? — Ach, das sehe ich gleich. Das habe ich Ihnen gleich angesehen. Wenn Sie mit mir gehen wollen zu meinem Vater und ihm sagen, daß Sie ihm die Harmonika bezahlen wollen, der glaubt Ihnen eher als ich. Was meinen Rock betrifft, den bügelt mir meine Schwester wieder zusammen. — Hast eine Schwester? — Das will ich meinen — schmunzelte er, als dachte

er, die würde dir sehr gefallen. — Nach und nach hatten sich die andern entfernt, sogar der Wagen mit den Hunden. — Meine Schwester, fuhr er fort, ist eine schöne Schwester und ist auch brav. Vater ist gar streng. Bei uns darf kein junger Herr kommen. — Vater war Soldat, ist lange in Paris und in Rußland gewesen. Ich weiß nicht ob ich Sie mitnehmen kann, ich gehe lieber mit Ihnen nach Hause. — Aber Raimund war gereizt durch die Reden des Jungens. Die schöne Schwester lag ihm schon tief im Herzen, er gab dem Jungen einige Groschen und versprach ihm, die Harmonika zu kaufen, wenn es der Vater nicht vorzöge, das Geld dafür zu haben. Der Junge führte ihn in eine Kellerwohnung in der Schützenstraße.

---

## 5.

Fünf Stufen stieg Raimund hinab. Dort kam er zuerst in ein Vorzimmer, das zur Küche und zum Laden zugleich diente. Er bemerkte mehrere Branntweinflaschen, Oelkrüge, aufgeschichtetes Holz und hinten in der Ecke eine Art Heerd. Seitwärts ging eine Thüre in die Stube. Sie war ziemlich groß. Es standen vier Betten darin, ein großer Schrank, ein großer Kachelofen in einer Ecke, ein Sopha, eine Commode und ein Tisch in der Mitte. Die Fenster, die von Außen hart an die Erde stießen, waren noch durch Vorhänge bedeckt, oder bei zurückgezogenen Vorhängen, standen eine Art viereckige

Schirme davor. Alle vier Seiten waren mit schlechten Kupferstichen, aber ziemlich nett eingerahmt, behangen. Die ganze königliche Familie von dem ersten Kurfürsten bis auf den jetzigen König, die Kaiser Alexander und Nicolaus, Napoleon und Georg Sand. Links an der Thüre hing, etwas abgesondert, ein Bild im Goldrahmen, die Heimkehr betitelt. Es war dies eine allerliebste Schäferin mit einer Ziege. Die Ziege stellt ihr zartes Beinchen auf ihre schlanke Hüfte und küßt sie leckend aus Freude. — Raimund bemerkte dies Bild unter den andern zuerst. Unter dem Spiegel zwischen den Fenstern hingen mehrere eingerahmte Glückwünsche in Versen zu den Geburtstagen der Eltern. Theils stand der Name eines Sohnes darunter, theils der einer Tochter. Raimund las die Namen Friedrich, Minna, Marie. Als ihn der Bursche in die Stube führte, war Niemand darin, als ein kleines Mädchen, doch sah er die Arbeit eines Mädchens auf einem kleinen Arbeitstischchen vor dem Fenster liegen. Er hatte in der Eile rasch die Stube durchmustert, und bewunderte, trotz der Enge dieses Raumes die Reinlichkeit und die noble Anordnung dieser Wohnung, in der vier Betten nebeneinander standen, die aber alle mit einer gutbewahrten Decke recht propre dastanden. Der Bursche war indeß fortgelaufen, umseinen Vater, oder seine Mutter zu rufen. Doch blieb er etwas lange, als plötzlich ein schönes schlankes Mädchen in die Stube trat. Raimund stand gerade vor der Heimkehr, und bewunderte das schön gelungene Bild der Schäferin, als das Mädchen ihm näher trat.

Gefällt Ihnen dieses Bild? fragte das Mädchen ganz ungestört. Raimund, überrascht durch die reine Silberstimme der Fragenden, kehrte sich um, konnte aber kaum antworten. Das lebende Bild, das vor ihm stand, war noch weit reizender. Endlich faßte er sich; nicht so sehr, wie Sie, mein Fräulein, versetzte er, und doch ist es sehr schön.

Es ist mein Eigenthum, versetzte Minna — so hieß das Mädchen. — Es ist dies alles was ich besitze.

Raimund war nun noch mehr erstaunt, daß sich das Mädchen so mit ihm einließe, ohne über seine Gegenwart zu erstaunen. — Sie stellte ihm einen Stuhl hin. — Doch überließ er sich gern diesem neuen Gefühl der Ueberraschung, er konnte Minna nicht genug ansehen — sie sah einer seiner frühern Geliebten ganz ähnlich.

Und wie kamen Sie zu diesem Bild? fragte Raimund, um nur etwas zu fragen.

— Ich habe es an Zahlung für Näharbeit genommen. Es gefiel mir so sehr. Haben Sie schon das Gesicht der Ziege bewundert. Ein kluges Thierchen das — und nicht falsch. Sie betonte das Wort falsch so, daß Raimund auf der Stelle bemerkte, Minna habe schon die Männer kennen gelernt. Er beobachtete sie genau. Sie war blaß, Berlinerkellerblaß, aber auf dieser Blässe lag der Reiz der Herzensgüte. Sie hatte ein Stumpfnäschen, das Witz anzeigte, war schön gewachsen, war besonders einfach und nett gekleidet, und schien eine ganz besondere Sorge auf ihre Fußkleidung zu legen. — Sie ließ

sich ruhig beobachten, lächelte sogar, aber veränderte auch rasch die Züge und Raimund bemerkte einen melancholischen Zug, der ihr schon eine Falte um die Mundwinkel gezogen hatte. Während Raimund sie so beobachtete, ohne ein Wort zu sprechen, warf sie ebenfalls von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf ihn. Ein Blick von einem Mädchen, der über den Mann streift, prüft mehr als zehn Blicke eines Mannes; sie haben einen angebornen Instinkt des Ueberblicks des Ganzen, lassen sich nicht so auf Einzelheiten ein. Endlich warf Minna ein schallendes Gelächter auf, und lief zur Thüre hinaus. Raimund stand wie behext da, und wußte sich von dem Ganzen keine Rechenschaft zu geben.

Endlich kam die Mutter. Es war dies eine starkuntersetzte Frau in den Funfzigen, mit einem jovial guten Gesicht. Ihr Junge hatte ihr schon so halb und halb das Vorgefallene erzählt und sie lächelte schon, als sie in die Stube trat. „Der Junge hat wieder tolle Streiche gemacht, er kann's nicht bleiben lassen.“ Raimund entschuldigte sich, suchte aber der Matrone doch ein Compliment wegen ihres Sohnes zu machen. — „J,“ sagte sie, in ihrem Berliner Dialekt, „das weiß ich am Besten. Der Junge ist nicht so arg wie ihn sein Vater machen will. Er ist wohl halsstarrig, hat seinen Kopf, das Straßenkrakeelen kann er nicht lassen, aber er hat ein gutes Herz. — Setzen Sie sich doch, mein Herr da; sehen Sie einmal, fuhr sie fort, Alles, was Sie da sehen, die Verse, die Bilder dazu auf meinen und des Vaters Geburtstag hat er ganz

allein gemacht, er spielt die Harmonika ganz klassisch, ohne daß er's je gelernt hat, und für mich und seine Schwester springt er durch's Feuer. — Alles, was er uns ansieht, das thut er, sogar in der Küche, aber sein Vater sagt, er sei ein Taugenichts, ein Schlingel, er käme an den Galgen, und da sind sie alleweil hintereinander und ich muß beständig Friede machen. Vater war Soldat und ist gar streng und manchmal sehr hart."

— Nun, sagte Raimund, er braucht von Allem nichts zu wissen. Ich bringe ihm morgen eine neue Harmonika. Ist der Vater immer nicht zu Hause?

— Mein Mann, erwiederte die Frau, ist angestellt bei der Seehandlung, verdient zweihundert Thaler jährlich.

— Und Sie haben einen Kramladen? fragte Raimund.

— So ein Lädchen für die Noth. Wir ernähren uns redlich. Unsere Miethe kostet schon 90 Thaler.

— Diese zwei Kellerzimmer?

— Ja Herr. Meine Töchter verdienen gerade das, was sie zu ihrer Toilette brauchen. Man ist doch jung, und schön sind sie auch — doch was nützt das ihnen, wenn sie nicht reich sind, höchstens werden sie verführt.

— Sie haben mehrere Töchter?

— Die älteste ist verheirathet an einen Seidenknopfmacher. So lang er Arbeit hat, geht's — aber alle Tage arbeiten und nichts erübrigen können, nur gerade so für den Tag, — das ist schlimm. Seitdem die Fabriken bestehen, giebt es zu viel Arbeiter und zu viel Noth, und oft bleiben auch die Fabriken

selbst still stehen. Nun ist meine Tochter in Wochen gekommen und ihre ledige Schwester will die Kosten übernehmen, um das Kind zu erziehen.

— Und will diese nicht heirathen?

— I, Herr Jeses, sie denkt nicht dran. Einen Handwerksmann mag sie nicht, sie will höher hinauf. Soll sie sich auch ihre Kinder erziehen lassen, oder sie im Mutterleibe tödten? Es ist aus mit dem Handwerk, das Sprichwort, es hat goldnen Boden, ist eine Lüge, seitdem die Fabriken bestehen; hier hat's einen sandigen Boden. Sie können sich keinen Begriff von dem Elend hier machen.

— Und verdient ihre Tochter nicht selbst genug, um ein Kind zu ernähren?

— Ja, fünf Silbergroschen den Tag, höchstens sechs gute Groschen, wenn sie bei Familien arbeitet. Das ginge noch. Es giebt aber so viele Mädels hier, die Privatlogie haben, bei Henkels gehen und für fünf Silbergroschen die schönste Arbeit machen. Sogar das Arbeitshaus macht den braven armen Mädchen Conkurrenz. Ja, wenn Sie ein Judenmädchen wäre —

— Und was wäre alsdann?

— Da würde sie sich in der Waisenkirche taufen lassen und bekäme fünf Thaler monatlich von der Missionsgesellschaft, vielleicht auch einen Mann, was heut zu Tage allerdings weniger Werth hat, und noch obendrein ein Geschek vom Hofe. So aber ist sie leider schon getauft.

— Aber Ihre Tochter ist wahrscheinlich hübsch, — er sagte nicht, daß er sie schon gesehen habe, — wenigstens wenn sie Ihnen gleicht. — Die Alte schmunzelte. — Da macht sie vielleicht ihr Glück.

— Wo denken Sie hin? Sehen Sie, Sie scheinen mir ein guter Herr, haben sich mit meinem Fritz herumgebalgt und zahlen ihm den Schaden. Sie sind fremd, sind wahrscheinlich reich, vielleicht verheirathet —

— Hm, versetzte Raimund.

— Nun, würden Sie ein Mädel heirathen, weil es hübsch ist? Die Zeiten sind vorbei. Sehen Sie, mein Mann ist oft böse, sehr streng, er kann sich erzürnen, daß mir oft bange wird, der Schlag trifft ihn. Aber ich hab' doch Respect vor ihm. Mich hat er ohne Pfennig geheirathet.

— Weil sie hübsch waren und gut!

— Nun ja, gut bin ich, das wissen meine Kinder. Ich gönne ihnen gern Vergnügen. Ich bin keine Kopfhängerin, man lebt nur einmal, und wenn ich noch einmal jung wäre, ich würde Alles mitmachen.

Raimund freute sich über das herrliche Naturell dieser Frau und machte ihr zärtliche Complimente, wofür sie sehr empfindlich war.

— Sehen Sie, fuhr sie fort, meine Tochter Minna, die war schon eine Zeitlang so eine Kopfhängerin. Alle Sonntag ging sie in die Kirche, schleppte mich manchmal mit. Nun ja, man muß seine Religion halten, ich gehe auch in die Kirche,

aber mein Mann, der war wüthend. Denken Sie sich, das Mädchen setzte sich etwas in den Kopf, lachte nicht mehr, sprach beständig von der sündhaften Natur, hielt ihrer jüngern Schwester Moral und wollte zuletzt katholisch werden. Und sie ist nicht dumm, sie hat ganz Schiller und Rellstab gelesen.

Raimund war ganz Ohr. — Also Ihre Tochter ist Pietistin?

— So heißen sie es jetzt, aber mein Mann sagt immer, der Papst und der Gottseibeiuns stecke dahinter. Denken Sie sich, er mißhandelte sie sehr oft und doch ist sie herzensgut und war immer heiter. Jetzt hat sich's geändert, sie hatte eine Creses, wie sie es heißen. Erst weinte sie ganze acht Tage, aß und trank nichts, ging aber nicht zur Predigt. Dann wurde sie still, arbeitete blos. Nach und nach willigte sie ein und ging mit mir und ihrer Schwester in's Colosseum. Früher hat sie immer dagegen gepredigt — der Pfarrer Arndt ist nichts dagegen. Aber, es scheint, das Tanzen hat ihr wohlgethan. Sie wurde wieder lustig, nahm Stunde in der Guitarre, und jetzt ist sie die alte wieder, aber ein Bischen blaß ist sie dennoch.

Minna trat eben ein und machte ihren Knicks. Die Mutter erzählte ihr nun alles Vorgefallene zwischen Raimund und ihrem Bruder. Die Wahrheit ist, daß sie bereits Alles wußte. Raimund errieth gleich, daß hinter der Geschichte dieses Mädchens ein soziales Räthsel liege. Er fragte nun Minna nach ihren musikalischen Kenntnissen. Sie antwortete bescheiden und sittig. Endlich nahm er die Guitarre, die in der Ecke hing,

und sang zuerst das Alpenhorn und dann den Weltlauf von Uhland, von Kücken so schön in Musik gesetzt. Minna dankte. Eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Der Augenblick war günstig, um sich zu entfernen, denn Raimund hatte von einer Dame gelernt, daß nach dem Gelingen eines schön ausgedrückten Gedankens oder Liedes` der Herr, der gefallen will, am Besten thut, wenn er sich gleich darauf entfernt. Er bat um die Erlaubniß wiederzukommen, was ihm bewilligt wurde. Als er sich entfernte, merkte er, daß er vier ganze Stunden mit Minna und ihrer Mutter geplaudert hatte. Langsamen Schrittes kehrte er nach Hause, sich ob seiner interessanten Bekanntschaft freuend.

---

## 6.

Raimund freute sich im Innern, die Bekanntschaft dieser Familie gemacht zu haben. Er versprach sich noch manche frohe Stunde an der Seite Minna's und in dem gutmüthigen Gespräche der Mutter. Er sollte aber das Berliner Volk noch von einer anderen Seite kennen lernen.

Als er nach Hause kam, fand er seine Thüre offen. Rasch trat er ein und vor ihm stand ein starker schöner Mann der all seine Kleider zusammengepackt hatte, um sie eben fortzutragen. Raimund erkannte gleich, mit wem er es zu thun habe, sah aber auch ein, daß er hier mit Gewalt nichts ausrichten

könne; der Mann hatte die Kleider bereits wieder von sich geworfen.

Sie sind gewiß der Fleckenwascher, den ich heute bestellt habe, sagte Raimund halb im Zorne, halb ironisch.

— Aufzuwarten, sagte der Dieb, indem er seine Mütze abnahm.

— Schämen Sie sich nicht, ein solches Handwerk zu treiben?

— Nein, ich schäme mich gar nicht, versetzte er trocken, doch hätte ich geglaubt, daß ein Herr, der aus Paris kommt, schönere Kleider habe als diese.

— Haben Sie denn kein Gewissen, kein Gefühl? Sie scheinen mir doch nicht dumm.

— Hören Sie, versetzte der Dieb auf ächt deutsch: Alles, was Sie mir da sagen wollen, weiß ich so gut wie Sie. Predigen kann ich wie eine Amsel. Ein Gewissen habe ich wie alle Leute. Es ist dies unsere schwache Seite, und Gefühl habe ich mehr als mancher Actuarius, — aber dumm bin ich, daß ich auf Sie gewartet habe.

— Aber, warum arbeiten Sie nicht?

— Schöne Frage. Die Arbeit, die ich haben kann, mag ich nicht, und die, die ich will, bekomme ich nicht, übrigens leben wir in einer Zeit, wo Alles stiehlt, sogar die Diebe von Profession.

— Aber man muß Alles arbeiten. —

— He, merken Sie sich das. Haben Sie von der Natur keine Bestimmung zu irgend einer Arbeit? Bis zu meinem funfzehnten Jahre war ich im Gymnasium. Ich weiß sehr gut, daß fur von φερω abstammt, fero, tuli, latum, l a d - u m. Auch

lade ich um. Dann beging mein Vater die Dummheit und machte einen ehrlichen Banquerott, war Narr genug, aus Verdruß darüber zu sterben. Er war übrigens in unserer Gesellschaft nicht an seinem Platze, er war ein ehrlicher Kaufmann. Nun ward ich Schuster. Ich kann aber um keinen Preis sitzen. Ich habe höchstens Lust, Matrose zu werden oder Soldat. — Ich bin zum General geboren.

Raimund lachte. Zu einem Generalspitzbuben allenfalls.

— Ich habe alsdann bei mehreren Herren gedient, fuhr der Dieb fort, fand aber keinen, der mir anstand, der höflich genug war, um ihm sein Befehlen zu verzeihen. Ich riß aus, arbeitete später an der Eisenbahn, aber ich habe Frau und Kind und die wollen auch leben. Sonst wäre ich schon längst über alle Berge.

Und können Sie sich vom Stehlen ernähren? Die Polizei erwischt Sie ja doch.

— Wir arbeiten noch nebenbei. Manchmal werden wir erwischt trotz der Polizei. Die hat Wichtigeres zu thun. Uebrigens lasse ich mich lieber im Gefängniß ernähren als in der Charité. Das Betteln ist verboten. Beim Betteln giebt Jemand mir, was ihm gefällt, wenn ich stehle, nehme ich, was mir gefällt. Wenn ich Almosen bekomme, soll ich die Augen verdrehen, soll beten, fromm sein; sie helfen mir nicht, weil ich ein armer Mensch bin, sondern weil ich ein Christ bin. — Nun kann ich aber nicht heucheln und bekomme einen Wuthanfall, wenn ich einen Pfaffen rieche. Ich habe so meinen Instinkt.

Im Gefängniß aber giebt mir der Staat als Mensch zu essen. „Da, friß Hund" sagt der Wächter und geht. Ich brauche mich eben nicht zu bedanken, denn das Bedanken ist mir eklig.

— Aber beim Stehlen bleibt es eben nicht bei Euch. Ihr mordet auch.

— Ich habe noch nie ein solches Verbrechen begangen. Sehen Sie, soll ich Ihnen einen Rath geben? Wenn man bestohlen wird, ist's am Besten, man wehrt sich nicht; es ist unmöglich, einem Menschen etwas Leides zu thun, der wehrlos ist oder der sich nicht wehrt auch nicht schreit. Das thut nicht einmal das Thier. Das kann nur das Gesetz. Das allein hat kein Herz.

— Und doch muß der Scharfrichter es thun, versetzte Raimund. Und wie ich höre, fürchte ich, Sie machen seine Bekanntschaft noch.

— Möglich. Nach dem Pfaffen ist der Scharfrichter die wichtigste Person im Staate, die ich fürchte.

— Und wenn ich Sie auf der Polizei angebe?

— So lache ich Ihnen in's Gesicht, klage Sie selbst an, mich bestohlen zu haben. Höchstens kommen Ihre Hosen in's Intelligenzblatt, damit wir sie nicht hier verkaufen. Wir Diebe übrigens werden beständig bestohlen. Was meinen Sie, was ich für den Plunder hier erhalten hätte? Höchstens vier bis fünf Thaler. Die Leute, die uns diese Sachen abkaufen, werden reich daran. Es ist Alles Diebstahl in unserer Gesellschaft.

— Und wäre es nicht möglich, Sie wieder zur Ehrlichkeit zurückzubringen?

— Aufrichtig, mein guter Herr, so bald nicht. Ich bin ein Spitzbube aus zwei Ursachen: aus Haß und aus Prinzip. Ich hasse die Menschen. Je mehr Ihr mich strafet, je mehr hasse ich Euch. Ich fühle wohl selbst, wohin ich komme, aber ich habe nur diese Lust. Wenn der Mensch elend und arm wird, wird er wüthend wie ein hungriges Thier. Ich habe Ihnen schon gesagt, ich kann weder betteln, noch mich bedanken, ich fühle nur Befriedigung, wenn ich andere quäle. Nicht das Geld allein befriedigt mich, sondern der Gedanke — wie wird der Gesichter schneiden, wenn er nach Haus kömmt und keine Kleider mehr hat. — Sie sehen, ich bin aufrichtig. — Eine Minute nachher reut es mich, — doch meine Kinder wollen essen. Ich ziehe an ihnen wahre Bestien auf. Ich sehe ferner nicht ein, warum eine Gesellschaft, die mich auf die Welt setzte, mir nicht zu leben geben soll. Meine Natur kann ich nicht ändern. Wenn's Krieg wäre, bekäme ich das eiserne Kreuz. Bei Friedenszeiten aber, wo Alles Kaufmann ist, komme ich in's Zuchthaus. So ist die Welt. Ehe ich aber hinkomme, geht noch so manche Unschuld und noch manche Geldbörse verloren.

— Wo wohnen Sie?

— Im Voigtland. Sie können mich nicht besuchen; es hat dies seine Ursachen. Doch wenn sie mich hie und da sehen, — es geschieht Ihnen nichts. Sie sind ein guter Kerl, aber still, sonst bürge ich für nichts.

— Und wenn ich für Ihre Kinder sorge, würden Sie nicht ehrlich werden?

Der Dieb zögerte zu antworten. — Meine Kinder. — Ei, die Schule haben sie schon umsonst. Man zeigt ihnen den Himmel, aber Brod muß — ich ihnen geben. Dies Mal danke ich.

— Wie heißen Sie?

— Nennen Sie mich Flipp.

— Wollen Sie nicht hier einen Thaler nehmen für Ihre Familie? Sie brauchen sich nicht zu bedanken.

Flipp nahm und eilte rasch fort. — Als er fort war, bereute Raimund seine Güte. Er hätte ihn wohl arretiren lassen können, doch, Zeugen hatte er keine, auch keinen Beweis. — So ließ er's.

---

## 7.

Raimund kam nun oft zu Minna und ihrer Mutter. Ob diese Absichten auf ihn hatte, wußte er nicht genau. Sie behandelte ihn jedoch mit vieler Zuvorkommenheit und richtete es immer so ein, daß er kam, wenn der Vater nicht zu Hause war. Er verbrachte aber in diesem Keller sehr angenehme Stunden. Minna war eben so heiter ausgelassen als hübsch und sie bot Alles auf, um Raimund zu fesseln. Daß sie ein Geheimniß besitze, das ihre Mutter nicht wußte, errieth er gleich den ersten Tag. Auch der Gamin amüsirte ihn zuweilen. Rai=

mund fühlte, daß um Minnas Vertrauen zu gewinnen, er selbst aufrichtig sein müsse. Er hatte daher nach und nach seine Grundsätze hinsichtlich der Liebe ausgesprochen, hatte besonders das Vorurtheil der Welt ins Lächerliche gezogen, die immer auf die erste Liebe spekulirt und Minna hörte dies mit bedeutungsvoller Aufmerksamkeit an, sie lächelte ihm sogar Beifall zu, doch die Mutter war nicht seiner Meinung.

Eines Nachmittags, als er allein bei Minna war, und sehr zärtlich ward, fragte sie ihn ganz ungenirt, was er eigentlich mit seinen sonderbaren Besuchen bei ihr bezwecke.

Raimund erwiederte, daß ihre Bekanntschaft so romantisch sei, daß sie einen ganz besondern Reiz für ihn habe; daß er vergnügt sei, sich mit einem Mädchen unterhalten zu können, das eben so viel Anstand als Schönheit besitze. Da, sehen Sie, kann man einen schönern Fuß besitzen, als Sie ihn haben.

— Es ist wahr, versetzte Minna. Man wirft mir vor, ich habe ihn sehr klein und schön, aber deßwegen sei es doch der Mühe nicht werth, von Paris nach Berlin zu gehen.

— Ei, warum denn nicht? versetzte Raimund, ein schöner Fuß, der deutsch spricht, das ist schon der Mühe werth.

— Und wissen Sie, was er spricht?

— Ich weiß es. — Ich will es Ihnen sagen. „Gehen Sie, Sie heirathen mich doch nicht!“

Minna lachte laut auf. — Nun, sagte sie, und die Antwort.

— Die Antwort. — Er betrachtete sie genau. — Schönes Füßchen! Du hast schon einmal geliebt, bist schon Jemand zu

Gefallen gegangen. Die Mutter sagt zwar, du bist eine Kirchengängerin gewesen, ich glaube dies aber nicht. Ich glaube eher du hast auf Kohlen der Liebe gestanden, als auf den kalten Platten des Predigerhauses.

— Minna erblaßte. — Doch, versetzte sie endlich, ist das die richtige Antwort nicht. Gesetzt auch, ich hätte geliebt, oder wäre geliebt worden. — Was? —

— Was geht das mich an! wollen Sie sagen. Hören Sie, Minna, sagte endlich Raimund, Sie haben mich meinen Reden nach für einen lockeren Burschen gehalten. Daß ich mich mit ihrem Bruder herumschlug, hat vielleicht Ihnen auch eine falsche Meinung von mir gegeben.

— O gerade das Gegentheil. — Sie sind nicht stolz wie unsere Berliner. Die würden mich nicht hier im Keller besuchen, ohne Ursache.

— Nun ja, Sie sagen alles besser wie ich — ohne Ursache. Doch auch darauf sollen Sie sich nicht verlassen. Ich könnte denn doch eine Ursache haben. Die Herren sind alle Egoisten.

— Ach, ja, seufzte Minna. — Doch, fuhr Raimund fort, ich bin offenherzig genug, um sie Ihnen zu gestehen. Ich habe nie ein Mädchen verführt, und doch habe ich schon mehr als zehn geliebt.

Minna lachte wieder laut auf. — Lachen Sie nicht, versetzte Raimund, Sie sind die eilfte. — Minna lachte noch mehr.

— Da wären Sie ein sonderbarer Herr, versetzte sie. Andere verführen die Mädchen, ohne sie zu lieben, Sie lieben

sie ohne sie zu verführen. Nun ja. Am Ende glaube ich es. Sie sind vielleicht nicht schön genug dazu. —

— Die schönen Herren verführen selten Mädchen. Ich wette, Ihr erster Geliebter war noch häßlicher wie ich.

— Aber, ich habe nie geliebt — Minna, war etwas verlegen als sie dies sagte.

— Darin, versetzte Raimund, habe ich mich nie getäuscht. Wenn ich ein Mädchengesicht sehe, will ich Ihnen gleich sagen, ob die Liebe darüber gegangen ist, oder nicht. Die Liebe hat breite schwere Räder, und eine Spur läßt sie immer zurück. Minna stellte sich vor den Spiegel. Ich sehe nichts, sagte sie, aber unwillkürlich wollte sie mit dem Finger eine Falte an dem Mundwinkel abwischen. Raimund bemerkte dies und lachte. Es ist wahr, fügte er hinzu, diese Spur macht oft ein Mädchen noch interessanter. —

— Aber ich sehe gar nicht ein, versetzte Minna, warum Sie mir ein Geheimniß aufdringen wollen, das nicht ist.

— Das will ich Ihnen sagen Fräulein. Sehen Sie, Ich habe geglaubt, die Deutschinnen lieben anders als die Französinnen. Ich habe mich geirrt. Nur die Deutschen lieben anders. Die Frauen gleichen sich überall. Das Offenherzige, Ungenirte, Ungebundene ist der Deutschen Sache nicht. Was ich Ihnen da sage, würde Ihnen kein Deutscher sagen. Hören Sie. Ob Sie noch die Rose Ihrer Unschuld besitzen oder nicht, das ist mir eins. Der Unschuld Süßestes, sagt ein deut-

scher Dichter, den sie nicht verstanden,*) ist, sie zu verlieren. Doch weiß ich, daß Sie nicht mehr unschuldig sind. — Minna senkte die Augen. —

— Einem unerfahrenen Herrn gegenüber mögen Sie das verbergen. Ich sage Ihnen zum Voraus, daß ich keine Absicht auf Sie habe, daß ich Sie eben so achte wie zuvor, und daß, wenn ich heirathen könnte und Sie erwählt hätte, mich dies nicht einen Augenblick hindern sollte. Ich liebe Sie, weil ich überall die Schönheit und Grazie liebe, weil ich vor Allem die Mädchen aus dem Volke liebe, weil ich Ihnen zeigen möchte, wie man eigentlich liebt, liebt mit dem Herzen und mit dem Geiste, ich würde Sie noch um desto mehr lieben, wenn Sie Vertrauen zu mir hätten und mir die Vergangenheit Ihres Herzens aufdeckten. Lieben Sie mich nicht, so können Sie mir es dreist sagen. Ich gehöre nicht zu jener Klasse Gecken, die sich von allen Mädchen geliebt glauben. Ich achte und verehre Sie, nach wie vor, bin bereit, Ihnen in Allem mir Möglichen zu dienen. Fühlen Sie aber Neigung für mich, so sagen Sie mir es eben wie eine Französin frei heraus. Ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht an's Heirathen denke, wiederhole Ihnen aber zugleich, daß ich nie die Gunst eines Frauenzimmers durch List oder Ueberraschung genoß. Sie mußte mir sie anbieten. Und so habe ich nie ein Mädchen verführt. Nie hat mir meine Geliebte einen Vorwurf ge-

*) Grabbe.

macht. Alles, was ich versprach, hielt ich, und was ich nicht halten konnte, versprach ich nicht.

Raimund hatte in dem Eifer seiner Rede Minna's Hand ergriffen, bei dem Schlusse seiner Rede küßte er sie.

Minna, die ruhig zuhörte und zuweilen den lebhaften Blick Raimund's mied, nahm sich endlich Muth zu antworten. Das sind wir hier in Berlin nicht gewöhnt, sagte sie. Wir lieben ganz anders. Ich weiß nicht, Sie sprechen ganz anders. Ich dachte, Liebe sei ganz was andres.

— Ja, versetzte Raimund. Sie drücken die Augen zu oder blicken gen Himmel, ich hingegen sehe die Erde an. Sehen Sie, ich könnte ihnen auch sentimentale Fadaisen sagen, aber es sind lauter Lügen. Die Liebe ist irdisch, das Gefühl irdisch, das Himmlische, das man ihnen vorschwatzt, ist doppelt erlogen. Erst muß man die Erde kennen, um in den Himmel zu kommen. Ich schwatze Ihnen gar nichts vor, verspreche Ihnen diese und jene Welt nicht, weil ich Ihnen weiter nichts geben kann als das, was ich besitze, und — ich besitze gar nichts.

Minna lachte schon wieder. — Auch nicht Ihr Herz?

— Das ist keine sechs Groschen werth. Raimund wollte gehen, als die Mutter kam. Das Gespräch mußte auf etwas Anderes gelenkt werden. Man sprach von den Tanzsälen, vom Theater, von den Kirchen.

Raimund schlug Minna vor, mit ihr auszugehen. — Ja, sagte die Mutter, seitdem sie nicht mehr in die Kirche geht,

geht sie selten aus. — Gut, so gehe ich mit in die Kirche. Später nehme ich sie mit in's Theater. — Minna sann lange nach. Endlich willigte sie ein, Sonntag darauf Raimund in die Kirche zu führen, um seine Meinung über den berühmten Prediger zu hören.

---

## 8.

In Frankreich und Italien geht man in die Kirchen, um ihre innere Pracht und ihren majestätischen Bau zu sehen. Selten geschieht dies wegen einer Predigt, höchstens wegen des Predigers, gerade so wie man in's Theater geht wegen eines berühmten Comödianten. Die Messe kann man jeden Tag im Stillen genießen.

In Berlin, wo die Hauptmesse des Protestantismus sein soll, ist es gerade umgekehrt. Die Kirchen sind alle äußerlich von der größten Unbedeutendheit, manche sogar grotesk wie die Werdersche Kirche von Schinkel mit ihren Schellenkappen und die Jerusalemerkirche mit ihrem Bleistiftthurm. Desto mehr verdient der Geist, der in ihnen gepredigt wird, Berücksichtigung. Raimund, obschon selbst zu keiner positiven Religion gehörend, achtete doch jede Religion und ihre Vertreter, insofern sie zum Zwecke haben, die Menschen zu trösten, ihre Leiden zu mindern und ihr Glück zu erhöhen, sei es durch moralische oder physische Mittel. In protestantischen Ländern glaubte er dies eher möglich als in katholischen, weil da der Priester mehr

Mensch sein kann, den Geist nicht zu verdammen braucht und das Menschliche mit dem Himmlischen, das oft unmenschlich ist, versöhnen kann. Er freute sich daher, in einer Stadt zu sein, wo er sogar den Priester seinen Bruder nennen konnte, wo er ihn in der Gesellschaft und nicht über der Gesellschaft fand. Seine Täuschung aber war um so größer und auch um so schmerzlicher. Es hatte dies für ihn eine tiefe Bedeutung, denn er verzweifelte dadurch an der ganzen heiligen Mission der Religion, wie sie jetzt gänge und gäbe ist, wie sie sich jetzt überall zum Lakaiendienst des krassesten Papismus hergiebt, sei es, unter welcher Form es sei.

Er ging mit Minna in die Kirche. Sie war klein, aber besetzt. Es waren übrigens mehr Damen als Herren darin, und die Gesichter fielen ihm noch mehr auf. Es lag eine wirkliche oder geheuchelte Melancholie auf all diesen Zügen, und was den Character der Schwermuth nicht an sich trug, trug den der geheuchelten Langeweile. Eine Religion nach Raimund's Begriffen sollte Heiterkeit und was noch mehr, Entzücken auf der Stirn tragen. Nicht vor einen zornigen, sondern vor einen liebenden Vater soll der Mensch treten, und sei es auch nur durch ein Symbol. Aber wie konnte es anders sein. Der Prediger erschien.

Folgendes war der Inhalt seiner Rede:

Der Mensch ist von Natur ein elendes, sündenbeladenes, von sündigen Leidenschaften beherrschtes Geschöpf. Er trachtet nur nach Bösem, nach der Sünde, nach den irdischen fleisch-

lichen Genüssen. Diese Genüsse aber sind sündhaft, fluchwürdig, verdammungsvoll. Die ganze Gesellschaft bestehe aus solchen genußsüchtigen Elementen, die ganze Gesellschaft sei sittenlos und strafbar vor Gott. Der Mensch als Mensch sei gar nicht würdig, nach dem Himmel zu schauen, er ist sündenbefleckt, er ist unrein, er ist thierisch. — Nach den ersten Sätzen setzte der Prediger den Menschen noch gar unter das Thier. Raimund hätte in diesem Augenblicke den Himmel und die Erde, besonders aber Vater und Mutter verwünschen müssen, die ihm das Leben gaben — aber, so fuhr der Prediger fort — der Mensch wurde erlöset durch Jesum Christum. Durch ihn kann er sich das Himmelreich erkaufen, durch ihn, den Vermittler, werde Gott es ihm verzeihen, daß er ein sündiger Mensch sei — Aber nicht allein die Unsterblichkeit, die Seeligkeit, soll sich der unglückliche, von der Natur mißhandelte Mensch erschmeicheln, sondern Alles, was er hienieden thut, muß er im Namen Jesu Christo thun. Die Ehe sei nur keine Sünde, wenn sie durch die Vermittlung Jesu Christo geschieht, dann aber sei sie heilig. Darum verdienen die Heiden und die Juden nur in so fern Erbarmen und Liebe, als sie Christen werden können, und so weiter. Raimund, der eine starke Phantasie hatte, sah schon die Inquisitionsinstrumente vor sich stehen, denn solche Lehre führt direct zur Inquisition, muß dahin führen. Ha, dachte er, der Mensch, dieses Meisterstück der Natur, soll eine Ausgeburt von Laster

und Häßlichkeit sein, das Weib, diese Blume des Weltalls, soll eine leibliche Sündgrube sein!

Ha, schrie Raimund in seinem Innern, ohne weiter mehr auf den mehr italienischen als deutschen Priester zu hören, die edelsten Seelen der Griechen und der Römer, die wir in der Schule bewundern, die er selbst der hochweise Prediger studiren mußte, sind lauter verdammte, verfluchte Sündenmenschen! Die Frauen, woraus die zarten Griechen die Musen schufen, sind lauter verdammte Phrynen, die ein häßlicher, christlich sein wollender, herzloser Prediger mit Füßen tritt! — Und dies wird in einer Stadt geduldet, die ein Museum für Millionen bauen läßt, die eine Akademie hat, in einer Stadt, wo Friedrich der Große wandelte, in einer Stadt, die den Luther als Hohepriester ihrer Religion anerkannt! Und selbst die Regierungen, die sie bezahlen, werden nicht von diesen Männern geschont! Glauben sie, man bessert die Menschen, wenn man ihnen jeden Tag zuruft, sie seien ein lasterhaftes sündenbeladenes Gezücht, das nicht würdig ist, in die Sonne zu schauen? Welche Erniedrigung! Welche Gotteslästerung! Nein, platzte endlich Raimund auf — das ist denn doch zu arg. Das hätte ich in Rom schon hören können, dazu brauche ich nicht nach Berlin zu gehen, nach diesem sogenannten nordischen Athen? Hier ist der wahre Geist der Evangelien weniger zu Haus als in Madrid, wo ehmals die Inquisition war. So verbrennt sie denn in Gottes Namen, diese elenden Menschen, die nicht einmal die Stelle eines Thieres in der Schöp-

fung einnehmen, und alle die, die Geduld und Langmuth genug besitzen, um Euch anzuhören. Er erhob sich und wollte gehen, — als ihm plötzlich eine dicke Stentorstimme hinter ihm zurief, die Andacht der Frommen nicht zu stören. Raimund kehrte sich um. Wie erstaunte er, als er in dem Zurufenden Flipp erkannte, der in langem Rocke und fromm niedergekämmtem Haare ganz ordentlich dasaß und die Ohren spitzte, als verschlänge er mit der gierigsten Andacht jedes Wort des Predigers. Raimund mußte lachen. Flipp bemerkte dies. — Sie meinen, fuhr Flipp in demselben Tone fort, Sie sind im Theater, bleiben Sie ruhig wie jeder andere gute Christ. Raimund setzte sich und Flipp verschluckte ein Lächeln. Als der Prediger am Schlusse die Seeligkeit des Jenseits und die Liebe zu Jesu mit poetischen Farben und mit vielem oratorischen Talente schilderte, bemerkte er, daß Minna eine Thräne abwischte. Der Schluß der Rede war noch das Vernünftigste, wenigstens vom Standpunkt der Religion aus. Hier erst bemerkte Raimund, daß der Redner wirklich Talent habe, denn ungerecht war er nicht, und dies beschwichtigte ihn ein Wenig. Er wußte nur nicht, ob dieser Mann wirklich ein finsterer Fanatiker oder ein Heuchler sei. — Für eine protestantische Kirche hätte er in keinem Falle gepaßt.

Als nach langem Warten, bis die gedrängt volle Kirche etwas leerer wurde, Raimund endlich mit Minna in das Freie kam, klopfte ihm ein Mann auf die Schulter. — Auf ein Wort, sagte der Mann — es war wieder Flipp. — Sie waren

mit einer Dame da in der Kirche? fragte er. — Ja, warum? — Hat sie etwa die Börse hier verloren? Er zeigte eine blaue Börse vor. Es ist zwar nicht viel darin, fuhr Flipp fort, aber wenn sie ihr gehört, nehmen Sie sie wieder. — Raimund stutzte und zuckte die Achsel. — Wollen Sie auch predigen, fuhr Flipp fort, ich habe sie im Namen Jesu — gefunden — was wollen Sie — wir sind alle sündhaft und mit Laster gefüttert. Haben Sie es nicht gehört? à propos fremder Herr, Sie sind ein guter Kerl, ich habe allen Respekt vor Ihnen; sehen Sie, als mir der Streich bei Ihnen mißlang, hatte ich lange Lust, Sie auf der Polizei anzugeben. Raimund lachte laut auf. — Was lachen Sie? fuhr Flipp fort, heute wären Sie noch nicht in der Kirche, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Doch, Sie dauerten mich. Ich weiß jetzt, wer Sie sind. Sie wollen Berlin kennen lernen. Waren Sie schon auf der Friedrichstädtischen Halle? — Wo ist die? — In der Krausenstraße, dort ist es fast so amusant wie hier. — Ist's etwa so, wie im Colosseum? fragte Raimund. — I, bewahre, ganz anders. Die Halle ist jetzt klassisch, die Aula der Berliner Bonvivans. Das Colosseum wird eine alte Jungfer, sie ist nur noch maskirt schön.*) — Raimund hatte nicht Zeit, sich noch lange mit Flipp zu unterhalten. Minna erwartete ihn. — Er entfernte sich. Ich sehe Sie schon wieder rief dieser ihm nach.

---

*) Diese Bemerkung machte Flipp gerade 4 Wochen vor dem Brande. Anmerk. d. Setzers.

Unterweges fragte Raimund Minna, wie ihr die Predigt gefallen. Minna antwortete fast nicht, sie war ganz in sich conzentrirt. Es ging ein innerer Kampf in ihr vor, den Raimund wohl ahnte, aber nicht enträthseln konnte. Sie gingen so nach Hause, ohne ein Wort mit einander zu wechseln. Minna's Gesichtszüge waren ganz verworren und zerstört. Raimund bemerkte ihr dies — sie erschrak.

Als sie zu Hause angelangt waren, befanden sie sich allein. Der kleine Schusterjunge war allein zu Hause, ging aber immer fort, sobald er sie allein beisammen sah. Minna, die ganz eine andere war, sagte endlich zu Raimund: Ich weiß nicht, warum ich Vertrauen zu Ihnen habe, aber Sie waren immer so offenherzig gegen mich, daß ich mich dazu ermuthigt fühle. Ich will Ihnen gestehen, die Rede dieses Mannes hat mein ganzes Inneres aufgewühlt. Ich habe geliebt und liebe noch.

Raimund faßte ihre Hand. — Glücklich das Mädchen, das liebt, sagte er.

— Ja, versetzte Minna, wenn es wiedergeliebt wird. Ich habe nur Unglück in meiner Liebe erkannt.

— Daß die Frauen aber doch immer wiedergeliebt werden müssen! rief Raimund aus.

— Das ist aber auch ganz in der Natur, versetzte Minna, die sonst eine gerade gesunde Vernunft hatte. Was ist denn ein Mädchen, das nicht wieder geliebt wird? Ein Mann kann schon einem Mädchen nachgehen und es mit seiner Liebe ver-

folgen. Aber ein Mädchen, das einen Mann verfolgt, wird überall ausgelacht und mißbraucht — ja mißbraucht. — Man hat uns so daran gewöhnt, uns nur lieben zu lassen, daß ich jedes Mädchen, das einen Mann liebt, erwürgen möchte; und bei mir könnte ich damit anfangen, sollte ich anfangen, daß ich aus dieser traurigen Welt komme, wo ein armes Mädchen noch einmal so unglücklich ist, wenn es ein Herz hat. Denken Sie sich, mein Freund, ich will Sie so nennen, gestern war eine Frau bei meiner Mutter und schlug ihr vor — doch ich kann's nicht sagen — ich will's auch nicht sagen. Meine Mutter selbst war wüthend darüber. Die Leute meinen, wir sind noch ärmer als wir sind und da spekulirte ein gewisser Herr auf meine blasse Haut. — Raimund lachte. — Minna hatte aber in ihrer Einfachheit eine so heiße Kritik auf die Gesellschaft geschleudert, daß er darob nachsinnend wurde. Ja, fuhr sie fort, wir Mädchen sollten eigentlich nicht lieben bis wir verheirathet sind, und auch dann uns mehr lieben lassen, aber da spielt einem das Herz manchen dummen Streich. Die Männer kommen nicht mit den Jahren. Ich werde eine Petition an unsern Alten einreichen — Er soll die Herzen abschaffen.

Raimund mußte schon wieder ob dieser heitern Aufbrausung lachen. Wer ist denn der Alte, fragte er.

— Ei, unser König. — Diese Abschweifung hatte Minna etwas ruhiger gemacht.

— Und kann Ihre Liebe nicht mehr gekittet werden? fragte Raimund.

— Nein, versetzte Minna. Die Mutter hat doch Ihnen erzählt, daß ich eine Kirchengängerin gewesen wäre. Das ist wahr, aber es hatte eine ganz andere Ursache — ich war verliebt in den Prediger.

— In den Prediger, versetzte Raimund. Doch nicht in den, den wir heute hörten?

— In denselben. Ach, Sie können sich keinen Begriff machen, wie lieb und zärtlich er sein kann.

— Und doch hat er gegen die irdische Liebe gepredigt, hat sie verdammt, hat sie Sünde genannt.

— Ja, aber er liebt auch ganz anders, seine Liebe ist heilig und religiös. Raimund sah Minna ganz starr an, er wußte nicht, war es Heuchelei oder Unschuld, denn ein Heuchler macht viele. — Und er hat Sie ganz unschuldig, religiös christlich geliebt, fuhr Raimund ironisch fort, indem er ihr die Backen streichelte; aber diese Backen wären denn doch nicht so locker, wenn der Herr Prediger nicht ganz heidnisch oder jüdisch darauf gepflügt hätte. Er hatte Ihnen gewiß die Heirath versprochen?

Minna winkte bejahend. Die Sprache versagte ihr den Dienst. — Und wenn die Mutter glaubte, Sie wären auf Ihrer Arbeit, nahmen Sie Unterricht in dem Seligwerden für das Jenseits. Nicht wahr Minna? Und der Herr Prediger machte Ihnen das ganz greifbar faßlich. Minna winkte im-

mer. — Und, fuhr endlich Raimund auf, warum hat der Gottesmann sein Wort nicht gehalten? Als Protestant kann er schon ein Mensch sein, wenn er kein Gott sein will.

— Eine adelige geschiedene Gräfin, versetzte Minna endlich, hat sich in seine Predigten vergafft, und da sie sehr reich ist, so hat er sie geheirathet. Aber es ist seine Schuld nicht. Ich weiß, er ist gut und liebt mich, aber die Verführung, das Geld, die Umgebung. — Ach, ich bin nur ein armes Mädchen, ich muß mich trösten, aber ich liebe ihn dennoch und werde ihn ewig lieben.

Es fand eine Pause statt. Raimund bewunderte die Liebe dieses Mädchens. — Und eine geschiedene, getrennte Gräfin hat er Dir, Mädchen, vorgezogen, rief er endlich aus. Nicht für Millionen erkauft er das wieder, was er an Ihrem Herzen verlor, denn eigentlich wird man im Leben nur einmal recht von einem Mädchen geliebt. Und wenn man so unglücklich ist, nicht bei ihm bleiben zu können, oder so sehr verdorben ist, um es nicht zu schätzen, so ist das Glück auf immer vorüber. — Er wurde düster und wortkarg. Minna merkte es.

— Ach, sagte sie endlich, solche Herren wie Sie, giebt es wenig. Die lachen alle, wenn ihnen ein gewöhnliches Mädchen von vergangener Liebe schwatzt. Wissen Sie, Herr Raimund, daß ich Sie sehr gern habe! Raimund schaute ihr in das große Auge. Ich glaube, Minna, fuhr er endlich fort, daß Du mich freundlich liebst. Noch mehr, ich glaube: daß Du mir glauben würdest, wenn ich dir sage, daß ich dich

liebe. Ich liebe Dich auch. Aber ich bin kein Prediger, und die Leute sagen, ich habe keine Religion. Doch sage ich Dir daß ich keine Frau ernähren kann, wenigstens dessen nicht sicher bin, noch verspreche ich Dir Treue; denn ich liebe in jedem schönen guten Weib das ganze Geschlecht, noch verspreche ich Dir die Heirath für die Zukunft, aber ich verspreche Dir, ein treuer Freund zu sein und Dich immer zu achten. Du kannst zu mir kommen, in welcher Stunde es Dir gefällt, ich werde Deine Reize nicht mißbrauchen. So bin ich, Minna. Ich behandle die Mädchen, wie ein Mann in den Jahren. Statt auf ihr Herz durch die Sinne zu wirken, suche ich zuerst ihr Herz zu gewinnen.

— Um desto eher, auf ihre Sinne zu wirken. Das verstehen Sie vortrefflich. Ich habe es schon gemerkt. Ich glaube, Sie schwatzen einem Stein Liebe ein, ohne je das Wort auszusprechen.

In diesem Augenblick trat der Vater ein. Ein großer starker Mann. Sind Sie der Herr, fragte er Raimund, von dem mir meine Frau und meine Tochter so oft schwatzen? Sie haben sich mit meinem Jungen herumgeschlagen.

— Ja, versetzte Raimund. Minna ging die Thüre hinaus. Sie ahnte schon, was kommen werde, und schämte sich.

— Nun, fuhr der Mann fort, so bitte ich Sie höflich, mein Haus zu meiden, und wenn Sie wieder kommen, werfe ich Sie hinaus. Bin auch in Paris gewesen.

— Dazu brauchen Sie nicht in Paris gewesen zu sein, versetzte Raimund. Grob kann man in Berlin ohnedies sein, wenn es sein muß.

— Was grob! versetzte der Mann. Sie sind vielleicht ein reicher Herr, mein Mädel ist arm. Es hat weiter nichts als seinen Ruf. Da giebt's gleich Geschwätz, also verstanden!

— Das ist etwas Anderes. Darin gebe ich Ihnen vollkommen recht und Sie handeln als ein braver Vater!

— Nicht wahr? Sie heirathen sie doch nicht?!

— Ich bin nicht reich. — Ei, versetzte der Alte. Sie sind ein braver Kerl, Sie geben mir doch Recht.

— So Recht, daß ich nicht mehr hierher komme.

— Nun das thut mir leid. — Beide lachten.

— Es thut mir auch leid, versetzte Raimund, aber Sie haben doch recht.

— Nicht wahr, ich habe Recht? Ich weiß es wohl, ich habe immer Recht. Adieu, rief Raimund, und entfernte sich.

— In Gottes Namen, versetzte der Alte. Man sieht gleich, fuhr er fort, wer in Paris war; der gab mir gleich Recht aber weder die Mutter noch die Tochter geben mir Recht.

Es war das erste Mal, daß ihm Jemand Recht gab. Ja auch dies Mal machten sie ihm harte Vorwürfe über seine Grobheit. Aber er hatte doch Recht, der alte Soldat!

## 9.

Eigentlich war dieser **Deus ex machina** Raimund sehr willkommen. Er wußte erstens, daß die erste Liebe eines Mädchens gerade wie die reife Blüthe eines Baumes ist, die den ersten besten Wanderer durch ihren heißen Wohlgeruch beglückt. Die erste Liebe ist eine Liebe ohne Ursache. Sie ist mit sich selbst schwanger und sucht sich zu entäußern, wie ein neuer Bienenschwarm, der sich auf die erste beste Hecke festsetzt. Ist die Entäußerung dieses Gefühls gewaltsam abgebrochen, so kann dies leicht ein Menschenleben kosten, wenn sie sich nicht die Zeit nimmt, um sich durch die Zeit heilen zu lassen; findet aber diese Liebesnothwendigkeit einen andern Gegenstand, der den ersten ersetzt, so klammert sie sich um so fester daran, weil sie jetzt bereits schon das bittere Gefühl des Verlustes kennt, und es fürchtet. Die erste Liebe ist ganz Vertrauen, daher wird sie am Meisten getäuscht, die zweiterste ist vorsichtiger, und für den Umsponnenen weit gefährlicher.

Raimund nun sah die Mädchen eher mit dem Herzen als mit den Augen an, er legte ihnen durch seine Phantasie oft Eigenschaften bei, die sie gar nicht hatten. Er fürchtete daher, Minna wirklich so lieb zu gewinnen, daß ihm die Trennung von ihr leid thun würde; er fürchtete noch mehr, Minna würde sich zu sehr an ihn áttachiren und ihn für treulos hal-

ten, trotz seiner Vorbedingungen. Es war ihm daher sehr willkommen, eine höfliche Ausrede zu haben, um seine Besuche einstweilen einzustellen.

Er begab sich daher den andern Abend auf die Friedrichstädtische Halle. Dort gings bereits lustig zu. Raimund erstaunte ob der vielen schönen Mädchen, die er zerstreut in den verschiedenen Salons fand. Einige davon waren sogar graziös, besonders frappirte ihn ihre Pariser Toilette, die einfach aus einem seidenen Peignoir bestand. Man tanzte noch nicht, das Conzert war noch nicht zu Ende. Raimund stutzte zuerst über die sonderbare Ungebundenheit, die hier zwischen Herren und Damen herrschte und die jede Galanterie überflüssig machte — was ihm durchaus mißfiel. Er ahnte zwar, zu welcher Klasse diese Mädchen gehörten, aber solche Redensarten war er denn doch nicht gewöhnt, denn Raimund war mit jedem Mädchen zärtlich, und gehörte es auch zu der verworfensten Klasse. Statt sich bis zu ihr zu erniedrigen, strebte er, sie zu sich zu erheben, und er fand am Ende, daß in keiner Frauenbrust die Liebe zur Tugend ganz erloschen war. Nur verdorbene Herzen, egoistische Greise und geckenhafte Jünglinge kühlen ihr unzüchtiges Müthchen an solchen Geschöpfen, die sie erst mit dem Koth ihrer geistlosen Zoten bewerfen, ehe sie sich selbst Thiermäßig darin herumwälzen.

Er hatte diese Bemerkung schon in andern deutschen Städten gemacht. Selten fand er eine Ausnahme, und wo er sie fand, drückte er dem Unbekannten im Stillen die Hand.

Ein Mann ist leicht zu erkennen, an der Art wie er Frauenzimmer behandelt, die er ungestraft mißhandeln kann, sei es durch Worte oder durch Thaten. Noch eine andere Bemerkung machte er. Woher kömmt es, dachte er, daß diese Mädchen fast alle die Kunst zu gefallen verstehen, während das tugendsame Weib von dieser Kunst gar keine Ahnung hat. Die Ehe ist heilig. Aber sie wird um so heiliger, wenn die Frau ihren Gatten nicht allein durch passive Tugend fesselt, sondern auch durch Leibesgrazie und Anmuth. Es giebt in der Liebe Kleinigkeiten die sehr wichtig sind, besonders für ein Eheweib. Die alten Griechinnen hatten Mysterien, wo die Mutter oder die Matrone den heirathsfähigen Mädchen jede Kunst der Liebe beibrachten; die Französinnen üben ihre Leibesbewegungen und ihre Liebeskünste von Jugend auf, die Grazie zwar läßt sich nicht erlernen, aber es giebt denn doch eine Kunst der Liebe, die gewisse Frauen durch Erfahrungen und Beobachtungen auf einen hohen Grad besitzen, und die für eine glückliche Ehe sehr vortheilhaft sind. Es giebt Französinnen, in deren Toilettenboudoir nie der Ehegatte selbst dringt — und mit Recht! Was so ein Mädchen studiert, um Allen zu gefallen, sollte das tugendhafte Weib studieren, um Einem zu gefallen. Ein Mann läßt sich so leicht fesseln. Eine Bewegung, eine Herausforderung mit darauffolgender Abweisung, ein Blick, ein Nichts hält ihn fest, — gerade wie jener spanische Ochs, der zum Kampfe gereizt, sich auf den Taureador losstürzen will und den eine Bewegung irgend ei-

nes aufflatternden Taschentuchs umkehren und stillstehen macht. Diese Kunst gehört freilich zu den Mysterien der Ehe, aber sie sollten den braven Eheweibern kein Geheimniß sein. Nichts wird so leicht langweilig, als die passive, deutsche, treue Liebe, und die deutsche Tugend ist nicht einmal neutral, sie ist rein passiv. Wer das nicht glauben will, der reise nach Paris oder nach Venedig, aber er muß die Landessprache geläufig sprechen.

Kaum hatte Raimund die Tour durch die Säle gemacht, wie durch den Tunnel, so erblickte er Flipp, der ganz fein geputzt einherstolzirte. Er ging auf ihn zu. — Daß Sie ein .... sind, sagte er ihm, weiß ich, daß Sie aber ein Lügner sind, wußte ich nicht.

— Was meinen Sie damit?

— Sie sagten mir, Sie hätten Frau und Kind, und ich sehe Sie sind ledig.

Ja, versetzte Flipp. Ich bin so ledig, daß ich hier mit zwei Mädchen bin, die mich bezahlen.

— Die Sie bezahlen? — Allerdings. Ich bin ihr Poussier, ich tanze mit ihnen, trinke Champagner mit ihnen, und wenn sie gerade nicht per Zufall anderswo die Nacht zubringen, so bringe ich sie nach Hause.

— Schönes Handwerk das! — Ich hätte Sie für mehr Mann gehalten, sogar als ....

— Glauben Sie, das Handwerk eines Diebs sei einträglich genug, um davon leben zu können? Durchaus nicht. Von Eurer

Preßfreiheit über 20 Bogen kann ich auch nicht leben. Wir werden noch mehr bestohlen, als die, die wir bestehlen. Und dann die freie Concurrenz! Ich bin es auch müde. Ehre bringt es ohnedies nicht. Man verachtet jetzt sogar die Diebe, schwärmt für Oeffentlichkeit und Mündlichkeit.

— Aber warum haben Sie denn gelogen? Ich habe mich erkundigt. Berlin besitzt wohlthätige Anstalten genug für Arme und Kinder.

— Flipp lächelte. Gesetzt, sagte er, diese Kinder gehören meiner Schwester, was kann für sie geschehen? Sehen Sie diese Mädchen hier an. Die alle können lesen und schreiben, die Meisten haben dies umsonst gelernt. Auch sind sie trotz der Armuth groß und schön geworden? Wohin geriethen sie? Sie müssen sich alle prostituiren. Mit der Schule wird nichts ausgerichtet. Brod muß man haben, und wenn man jung und schön ist, will man auch ein Kleidchen und auch einen Mann. So lange das nicht gesichert ist, nützt alles Predigen, alles Donnern, alles Fluchen nichts. Die armen Dingerchen können nicht alle warten, bis sie Commissionsbraut werden. — Ich meine Missionsbraut. — Ja, wenn sie in Syrien wären, da würde man für sie sorgen! Jetzt haben sie hier eine Magdalenanstalt. Das ist schon ein Fortschritt. Alles was lebt, will leben und genießen. Die Klöster konnte man abschaffen. Die Prostitution ist unabschaffbar, so lange es Elend, Noth, Schönheit und Jugend beisammen giebt, und so lange die Männer, wie bei uns, für Geld, das sie Mitgift nennen, ge=

kauft werden. Die beste Religion für ein Mädchen ist ein junger Mann, der sie ernähren kann! Sonst kennen sie keine!

— Sagen Sie doch dies der Vossischen Zeitung, versetzte Raimund. Die fatalinisirt die Halle und das Colosseum immer.

— Alte Böcke, die im Stillen doch selbst hierher kommen. Ist das nicht — die Zeitung, wo Herr Rellstab den Lamartine schulmeistert?

— Beschäftigen Sie sich auch mit Politik?

— Ei, aus lauter Langweile. Ich fühle mich übrigens zu einem Diplomaten geboren. Sie wissen, daß ich so ein Halbgelehrter bin. Meine Gedichte sind schon bereit, wenn ich geköpft werden werde. Ich habe sie einem loyalen politischen Dichter vermacht. (Es trat ein bildschönes Mädchen ein.) Sehen Sie, fuhr Flipp fort, indem er den Arm Raimunds ergriff, — ich will Ihnen die Geschichte dieses Mädchens erzählen. Sie ist von Stettin, von armen honetten Eltern, gerade wie ich. Als sie 10 Jahre alt war, schickten ihre Eltern sie hierher, um in Condition zu treten. — Ihre Condition war voraus bei einer sehr hohen Herrschaft festgesetzt. Doch, die Madame fand sie zu schön für ihren Mann, und nahm sie nicht. Sie suchte anderswo unterzukommen. Ueberall war sie zu schön, endlich trat sie in eine Conditorei ein, als Conditormädchen. Obschon brav und unschuldig, erlaubte sich doch ein Jeder ihr Vorschläge zu machen. Sie hörte da sonderbare Dinge. Endlich verliebte sie sich in einen jungen Doktor. — Kaum wußte das der Conditor, so schickte er sie fort, denn sie

war nicht mehr — jedem Herrn so galant und gab einigen Gästen doppelte statt einfache Portionen. Uebrigens wurde sie zuweilen auch grob. — Die Liebe macht stolz und grob. — Nun wurde sie krank, denn sie war auch noch wüthend eifersüchtig. Ihr Doktorchen mußte verreisen. — Ich glaube wahrhaftig, man stahl ihm auch seine Kleider — und sie kam in die Charité! Wissen Sie wo die ist? Neben der Thierarzeneischule die ein Pallast gegen sie ist, da in der Louisenstraße. Die Biene, ein gutes Berliner Lokalblatt, behauptet: in der Charité werden die Menschen wie Hunde und gegenüber die Hunde wie Menschen behandelt. Das hätte auch einen guten Bissen für die Berliner Anatomen gegeben; denn wer sich kein Grab bezahlen kann, kömmt in die Anatomie. An den Armen lernen die Bemittelten die Reichen kuriren. So ist die Welt. Aber Betty, so heißt sie, kam trotz der Charité und den Aerzten davon. Nun war sie ohne Hülfsquelle. Sie ließ sich entreteniren, erhielt 15 Thaler monatlich und Logis frei. Die Summe reichte nicht, sie ging ins Colosseum und jetzt ist sie hier. — Betty! rief ihr Flipp zu — der Herr hier sagte so eben, du seiest noch sehr schön. — Noch? sagte das Mädchen traurig und entfernte sich nachsinnend. Der Tanz begann durch eine Polonaise und dann Galopp. Hu, welch ein Tanz! Daß sie nicht alle hinstürzen! dachte Raimund. Sogar den Walzer schleifen sie jetzt mephistophelesartiggaloppirend. Es liegt eine Wuth, eine berauschende Wuth in der deutschen Jugend, die ihr Ziel gar nicht kennt. So tanzt nur ein

uncivilirtes oder übercivilisirtes Volk. Was der jetzige Cancan dem Contretanz in Paris ist, ist der jetzige Walzergalopp dem ehemaligen Walzer. Es liegt eine ganze Revolution in diesem Tanz. Raimund sah lange zu. Flipp galoppirte mit Betty und mit einem andern Mädchen wechselweise. Er hieß dies, auf Gastrollen tanzen. Letztere stellte er ebenfalls Raimund vor, indem er ihr sagte, hier sei ein Herr aus Paris, der ihr vorgestellt zu sein wünsche. Dies Mädchen hieß Marie und war eben so schön als dumm.

— Sehen Sie, fuhr Flipp fort, alle diese Mädchen kenne ich nach ihrem Namen, und weiß auch wo sie wohnen. Meistentheils sind sie als Magd oder Kammermädchen eingeschrieben. Hier sitzen ihre Mütter, es giebt kattunene, seidene, und mousselinedelainene Mütter. Je nach ihrem Kleide können Sie die Mädchen abschätzen. Es sind die schönsten Mädchen in Berlin, aus den Provinzen meistentheils gebürtig. Hier haben Sie auch die zwei schönen Jüdinnen mit ihren kleinen Gesichtchen und feinen Zügen. Es sind keine so schöne Augbraunen da, als diese Eine hat. Sie gehen hierher, um sich ihr Putzgeschäft weiter halten zu können. Oder vielleicht haben sie ein Putzgeschäft um hierher zu gehen. Es scheint, die Tanzmusik ist ihnen lieber als die christliche Taufe. Die Polizei kennt sie freilich. Hier steht der Herr Polizeirath ....., der sucht wahrscheinlich Spitzbuben. — Warten Sie, ich will meine Handschuh anziehen. — Raimund mußte lachen. Neben ihm steht ein junger Mann, der hat vergangene Woche 6000

Thaler auf der Bank in Cöthen verloren, ist in jenes Mädchen verliebt, das Sie jetzt mit dem häßlichen Herrn walzen sehen. Sie heißt Helene, wohnt. . —

— Merci, ich bin gar nicht neugierig. — Er hat sie heirathen wollen, hat sie zu sich genommen und das Mädchen wollte nicht, lief von ihm und zieht es vor, in der Köpnikkerstraße No. — zu wohnen.

— Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht neugierig bin.

— Hier vereinigen sich alle Stadviertel. Die Linienstraße, die Schönhauser-, die Köpnicker-, die Jakobs-, Mauer-, Schützen-, Krausenstraße und sogar die Markgrafenstraße sehe ich dort spazieren gehn.

Sehen Sie jenes geputzte Herrchen dort? Das ist ein Spion. Wenn etwas hier vorfällt, können Sie sicher sein, daß ders am Ersten — nicht weiß.

Sehen Sie den Alten da? Der hat all sein Vermögen an Frauen verzeudet und ist nie geliebt worden. Aus Erbarmen für seine vergangenen Dienste darf er hin nnd wieder ein Mädchen am Arm kneifen. — Es schlug zwölf und es trat eine Pause ein.

Während der Pause gingen die Meisten in den Tunnel, wo schlecht gespeist und getrunken wurde, aber Alles in Orgien ausartete. Raimund sah Mädchen von 14 bis 15 Jahren, die blos um dies Nachtessen und um ein Glas Champagner hierherkamen. In Frankreich gehen sie nur zu Tische, um heiter der Liebe zu fröhnen, in Berlin giebt es unglückliche

Geschöpfe, die sich für ein Glas schlechten Champagners prostituiren. Während der Pause warfen einige Herren von den Gallerien Papilloten in den Saal für einige Mädchen. Als Raimund sich bückte, um eine aufzuheben und sie, versteht sich, der sich um sie Bestrebenden zu geben, stellte diese rasch ihren Fuß darauf, aus Furcht, er möchte sie für sich behalten. Dieser kleine Umstand belehrte ihn mehr als alle Worte über die Galanterie, die in diesen Cirkeln herrscht. Es wurde ihm heiß um die Stirn, Raimund langweilte sich immer in solchen Palästen des Lasters, wenn er nicht Hoffnung hatte, irgend ein verlorenes Schaaf aus dieser kräzigen Heerde zu retten, und er wollte den Saal verlassen. Als er in das letzte Zimmer trat, kam ihm aus der Garderobe ein Mädchen entgegen, das ihm durch einen Blick alles Blut in den Adern herumpeitschte. Es war dies eine schlanke Elfengestalt, eine Dunkelbrünette, mit dem ausdrucksvollsten, reizendsten Gesicht, das er je gesehen hatte. Nicht Einzelheiten fielen ihm an ihr auf, sondern ihre ganze Erscheinung. Venus selbst hätte nicht schöner einhergehen können, noch Diana einen keuschern Blick unter den langen Wimpern, ihren Verfolgern zuschleudern. Wie ist es möglich, daß solch ein Mädchen in die Friedrichstädtische Halle kommt? dachte er. — Ist Schönheit und Grazie nur da, um dem häßlichen Laster anheimzufallen? Ein jeder Andere hätte sie kühn angeredet, denn sie war schon von mehreren Herren umringt; aber Raimund war trotz seiner freien Offenherzigkeit schüchtern, besonders da, wo er anbetete. Lange beobachtete

er sie im Stillen mit heiliger Scheu, sie merkte es auch, und ihre Blicke trafen sich oft und zündeten auch. Endlich lief er fort, packte Flipp im Tunnel auf, riß ihn von seinen Mädchen und führte ihn in das Vorzimmer, wo jenes Mädchen saß. Sage mir nun, wer die ist, rief ihm Raimund zu, Du kennst ja alle, die muß ich retten.

— Sind Sie denn reich? fragte Flipp ironisch. Hier rettet man nur mit Thalern.

— Ich rette sie mit dem Herzen. Ich will sie lieben.

— Guter Freund, sagte Flipp lachend, Sie sind ein Narr aus dem zukünftigen Jahrhundert. 1843 rettet man mit dem Herzen keine Berliner Ratte.

— Ratten nicht, aber Mädchen. Sag, wer sie ist?

— Die ist ganz neu, und wie ich sehe noch gar nicht ausgepackt.

— Du kennst sie also nicht? — Nein, Mylord.

— So gehe zum Teufel sammt Deinem Spitzbubenwerk. Bist vielleicht auch ein Spion.

— I, Herr Jeses, wie Sie Feuer fangen! Ich glaube gar, sie hat Alles gehört.

Und nun Adieu. Ich werde es schon erfahren. Was unsere Bekanntschaft betrifft, so hoffe ich, daß wir uns heute zum letzten Male gesehen haben. Flipp blieb nachdenkend stehen. Hören Sie, sagte er endlich, ich bin nicht so schlecht, als ich mich stelle. Kommen Sie ein Wenig mit mir. — Sie gingen auf die Gallerie. — Es ist wahr, ich habe bis jetzt ein schlechtes Handwerk getrieben, und nicht allein die Noth, son-

dern auch meine Leidenschaft hat mich dazu getrieben. Seitdem Sie mir so offen begegneten, als Sie mich ertappten, seitdem Sie so großmüthig waren, mich gehen zu lassen, und mir noch einen Thaler schenkten, habe ich über meine Lage nachgedacht. Ich bin noch jung, habe noch kein Verbrechen begangen, kann mich noch bessern. Ich habe gestern an meinen Großvater in Ist an der Oder geschrieben, habe ihm manches gestanden, wenn er mich aufnimmt, trete ich wieder in die Gesellschaft als ehrlicher Mensch ein. Dieses Treiben, diese Mädchen, dies Leben habe ich satt. Ich bin jetzt 30 Jahre alt, es ist Zeit, daß ich an die anderen dreißig denke. Hätten Sie mich vorige Woche auf die Polizei geführt, ich glaube, der Widerstand, der Haß, die Rache hätte einen Verbrecher ersten Ranges aus mir gemacht. Ich danke Ihnen für Ihre Großmuth, Sie haben mich gerettet.

— Ist das wahr? schrie Raimund. Lügst Du nicht?

— So wahr wie Sie dieses Mädchen hier lieben wollen. Wenn ich Witze reiße, so ist das so meine Art. Ein Jeder sucht in einer schlimmen Lage sich darüber durch Ironie hinweg zu setzen. Die andere Woche verlasse ich Berlin.

So reise in Frieden. Und wenn es Dir an nöthigem Geld fehlt, ich bin nicht reich, aber ein Drittheil meines Vermögens steht Dir frei.

— Tausend Dank, versetzte Flipp. Ich heiße eigentlich Philipp, Anton. Doch zuerst noch verschaffe ich Ihnen dieses Mädchen. Meine Freunde werden sie schon kennen. Es ist heute

zum ersten Male da. Es ist Schade dafür, wie Sie sagen, in zwei Monaten ist sie blaß wie Louisen's Limonade.

— Nicht um seine Schönheit ist es Schade, versetzte Raimund, sondern um seine Grazie. Grazie zeigt Herzensgüte an, Sie sehen, daß man in Berlin nicht allein Ratten, sondern auch Spitzbuben mit dem Herzen retten kann.

— Zuweilen, versetzte Philipp, vergessen Sie aber nicht, daß unsere gewöhnlichen Diebe ganz große miserable Philister sind. Dies auch hat mir sie eklig gemacht.

— Vielleicht ist das die einzige Ursache Ihrer Reue. Dem sei, wie ihm wolle. Ich danke Ihnen — Raimund dutzte ihn nicht mehr. Sie haben mir einen schönen Abend verschafft. — Er entfernte sich, nachdem er Philipp die Hand gedrückt. Aber an der Thüre blieb er noch bis halb drei stehen und sah jenes Mädchen mit den langen Wimpern an.

Den andern Morgen schrieb Flipp ihm folgenden Brief:

„Jenes Mädchen heißt Emilie, ist schon seit zwei Monaten in Berlin, war Kammermädchen bei einem Oberst, wurde wahrscheinlich von ihm verführt, wohnt jetzt . . . . No. . . in einem sehr schönen Logis, wo sie wahrscheinlich unterhalten wird. Ich habe mit ihr von Ihnen gesprochen. Sie haben durch Ihre Zurückgezogenheit einen guten Eindruck auf sie gemacht. Sie ist noch nicht verdorben, doch halte ich wenig auf solche Rettungsversuche. Ich kenne diese Mädchen schon seit 10 Jahren. Unter Hunderten wird eine dem Schlamme entzogen. Ihre Geliebten sind meistentheils reiche Philister,

die sie absichtlich noch mehr hineinstoßen. Wenn die Prostitution nicht wäre, unsere reichen Philister, besonders die verheiratheten, die so fürchterlich gegen sie donnern, würden sie erfinden. Ich reise wo möglich in acht Tagen ab, bedarf keines Geldes. Haben Sie das Mädchen gesehen, mit dem ich gestern speiste? — Ich werde Ihnen eine sonderbare Geschichte erzählen, die Sie sehr interessiren wird. Ich fühle mich schon ganz ehrlich. Du lieber Gott! Heut zu Tage muß man ordentlich ein Spitzbube sein, um ehrlich durch die Welt zu kommen!

ci devant Flipp."

---

## 10.

Raimund war nichts weniger als ein Tugendjäger. Jung, heftig, leidenschaftlich wie er war, aber dennoch zärtlich, verschwiegen und unterworfen, keck während des Kampfes und bescheiden nach dem Siege, hatte er so manchen Succeß bei Frauen gehabt, und auch er liebte den Genuß und kannte keinen größeren, der Natur angemesseren als den der Liebe. Aber eben diese Zärtlichkeit, diese bis in's Tölpelhafte übertriebene Gutmüthigkeit, die er bei jedem Mädchen an den Tag legte, hatte ihm schon so manchen dummen Streich gespielt. Ein einfaches unschuldiges Mädchen ist leicht zu durchschauen, dem ist nicht mehr so bei Weibern und Frauen, die die Männer kennen. Sie werden listig, pfiffig und falsch, sie studiren jede Schwachheit des Mannes und man kann von ihnen sagen, der Geist kommt über Nacht.

Oft schon wurde diese seine Güte mißbraucht, oft schon heuchelte man ihm Tugend unter der Larve des Lasters und oft schon wurde er wegen seiner Gefühle, die er jedem Mädchen beilegen und einschwatzen wollte, geradezu ausgelacht. Das hinderte ihn aber nicht, zu bleiben wie er war. Hätte er seine Grundsätze ändern wollen, es wäre ihm unmöglich gewesen und wenn er auch nicht mit List, mit gleichen Waffen kämpfte, so konnte er es doch mit Güte und mit dem Herzen.

Raimund liebte Emilie, mehr aus Leidenschaft und aus Bewunderung für ihre Schönheit als aus Tugend. Vielleicht waren seine Tugendmotive reiner Egoismus, vielleicht war es bloße Eifersucht. Er drang deswegen nicht in sein Herz, er wollte sie sehen, sie sprechen und auch von ihren Reizen nippen. Doch die Art, wie er einem Mädchen seine Absichten zu erkennen gab, war immer von der gewöhnlichen verschieden, und diese Art, diese Manieren brachten ihn unwillkührlich auf einen andern Weg, auf andere Mittel und oft zu einem besseren Zweck.

Er hätte geradezu dieses Mädchen besuchen können, doch es war ihm das zu philisterhaft, zu geckenhaft. Raimund hatte die Erfahrung gemacht, daß in jeder Lage des Lebens man nichts dabei verliert, wenn man den Schein rettet und sei es auch vorerst nur Schein. Er führt oft zu Besserm, Gediegenerem und oft zur Tugend.

Er schrieb ihr daher einen Brief, worin er den Eindruck schilderte, den sie auf ihn gemacht, und bat sie um die Er-

laubniß sie sprechen zu dürfen. Er hatte sich fest vorgenommen, ohne Antwort sie nicht zu besuchen. Diese blieb etwas lange aus, doch erhielt er zwei Linien einige Tage später, worin sie ihm erlaubte, sie an einem Nachmittage zu besuchen.

Ich wiederhole, daß Alles dies überflüssig war, aber so war Raimund. Als Raimund in ihr Zimmer trat, bewunderte er vor Allem die Reinlichkeit und Ordnung die er hier fand, und die bei solchen Mädchen selten ist. Sie selbst saß in einem reizenden Neglige und stopfte Strümpfe. War letztere Beschäftigung eine Wahrheit oder eine Heuchelei? hatte Emile Raimunds Charakter schon errathen? diese Mädchen sind so listig.

Raimund unterhielt sich mit ihr vier volle Stunden in einem Tone, als wäre sie die Tugend selbst. Emilie schwatzte recht angenehm. Sie war nicht so witzig wie Minna, hatte gerade so viel Verstand, um nicht als dumm zu gelten, dennoch stockte die Unterhaltung nicht. Wenn zwei junge Leute von verschiedenem Geschlechte von Liebe sprechen, so kann die Welt darüber untergehen, sie hörens nicht. Raimund erzählte einige Geschichtchen aus seiner ersten Jugend, die Emilie mit vielem Interesse zuhörte. Als er fortging, bat er um die Erlaubniß, sie wieder besuchen zu dürfen, was ihm gewährt wurde.

Den andern Tag kam er wieder. Er hatte ihr ein kleines Geschenk gekauft, wollte es ihr gerade geben, als man an der Seitenthüre klopfte mit den Worten, der Papa sei da. Er entfernte sich rasch, nicht ohne Gefühle der Eifersucht. Emilie schien ihm immer schöner, reizender und liebenswürdiger.

Den dritten Tag kam er wieder, ohne eingeladen zu sein. Ist der Papa nicht da? fragte er. Emilie schämte sich zu erröthen. Doch Raimund hatte schon einige Macht über sie, theils durch seine Geistesüberlegenheit, theils durch sein Benehmen. Das Gespräch wurde nun inniger, vertrauter, Raimund sprach von Emiliens Zukunft, erzählte ihr auch einige wahre und einige erdichtete Geschichten von Mädchen ihres Standes und zwang sie zuletzt sein Geschenk anzunehmen. Dies Mal blieb er zwölf Stunden bei ihr. Er versprach ihr Bücher zu leihen und schickte sie ihr. Sein ganzes Benehmen war das eines zärtlichen heißen Liebhabers.

Er besuchte sie noch einige Male. Emilie fühlte sich in seiner Gegenwart bald mehr als sie selbst war. Sie glaubte sich seine reine Geliebte, sie glaubte sich tugendhaft; denn ein Mädchen mag noch so lasterhaft sein wie sie wolle, die Idee der tugendhaften Liebe, schwebt immer wie ein Gespenst vor ihr her. Das wußte Raimund. Denn auch das verworfenste Mädchen fühlt die Nothwendigkeit Einen anders als gewöhnlich, d. h. mit dem Herzen zu lieben. Raimund wollte nur bei Emilien sehen, ob er der Erste sei, denn er liebte sie jeden Tag mehr. Dieses jedoch einsehend, theils auch von einigen Bekannten geneckt, denen er sein Abentheuer erzählte, beschloß er gleich darauf, dieses Mädchen nicht mehr zu besuchen. Es ist Zeit, dachte er, um meine Empfehlungsbriefe abzugeben, und in die wahre Gesellschaft Berlins zu dringen.

Aber es war schon zu spät. Emilie gefiel sich eben so in diesem galanten Spiel als Raimund, und von Spiel zu Spiel wurde Ernst daraus. Raimund erfuhr jetzt, daß Emilie von einem alten Justizrath entretenirt werde, daß sie die Noth zwang, diesen Schutz anzunehmen, und daß dieser Mann selbst ihr rieth, die Halle und das Colosseum zu besuchen, und sonstige Bekanntschaften noch zu machen. Es sei ihr aber zuwider besonders nach der Behandlung einiger Herren, die sie kennen gelernt hatte. Raimund war nicht reich genug, um Emilie ihrem Freunde zu entziehen, auch traute er ihrem Charakter noch nicht, trotz ihrer Betheuerungen. Aber er konnte es auch nicht dahinbringen, sie nicht mehr zu besuchen. Sie war so zärtlich, so innig, ja so züchtig bei ihm, als wäre sie die Keuschheit selbst gewesen. Sollte dies Verstellung sein? Möglich. — Vielleicht auch nicht. Und da er keine sichere Absicht auf sie hatte, so ließ er sich gehen, wie jeder junge Mann. Raimund schämte sich dessen übrigens nicht und unser Zweck ist es nur die Menschen besonders aber die Berliner Verhältnisse zu zeigen wie sie sind, auf die Gefahr hin, sogar unromantisch prosaisch zu werden.

Nach und nach vergaß er Alles und dachte nur an Emile. Oft stachelte ihn die Eifersucht, oft schämte er sich seiner Leidenschaft, dann freuete er sich wieder, der Geliebte des schönsten Mädchens in Berlin zu sein, ohne die Nebensorge bei solchen Verhältnissen zu haben. Dieser Traum, dieser Rausch dauerte drei Wochen, er sollte bald verschwinden. Rai-

mund und Emilie beschlossen auf den Maskenball in das Colosseum zu gehen. Es galten diese Maskenbälle für die schönsten, ungenirtesten und ausgelassensten. Emilie hatte noch keinen Maskenball gesehen und dann war sie auch mit Raimund noch an keinem öffentlichen Orte. Da sie aber stolz auf ihn war, so bewegte sie ihn leicht dazu, denn auch er konnte stolz auf Emiliens Schönheit und Grazie sein. Auf den Maskenball also!

---

## 11.

Mit einer kindlichen Freude bereitete sich Emile zum Balle vor. Raimund besorgte ihr tausend Kleinigkeiten, labte sich an all ihren freudigen Empfindungen und empfand selbst wollüstige Seeligkeit durch ihre besondere Art ihre Dankbarkeit auszudrücken. Bei heftigen Eindrücken, und war ihre Ursache noch so leichtfügig, machte Raimund oft die ernstesten Bemerkungen. Man muß, um mit Frauen glücklich zu sein, nicht mehr von ihnen erwarten, als das was sie geben können. Das Weib ist die Quelle aller Lust, aller Hingebung. Sie hat ein zärtliches Herz, und reizbarere Sinne als der Mann. Carl der XII wäre vielleicht nicht so herzlos untergegangen, wenn er die Frauen besser zu schätzen gewußt hätte, und unsere Frauen wären vielleicht nicht so verdorben, wenn sie nicht meistentheils die Affen, die Spielbälle der ältern Männer wären, die mit jedem Jahr mehr, das sie auf ihre Schulter

laden, die Natur immer freventlicher beleidigen. Die Jugend mag so ausgelassen sein wie sie will, immer ist ihr Vergnügen naturgemäß. Das Wort Liebe entschuldigt viel. Aber das Laster beginnt da, wo das Alter nicht mehr verhältnißmäßig ist, und die meisten dieser unglücklichen Creaturen werden von Männern in den 50 und 60er Jahren von Grund aus verdorben, und dann aber wird sie ein Scheusal der Natur, ein Ungeheuer von Uebermuth und Thorheit. So erzählt St. Simon, daß der unmoralische Louis Segnier eine Geliebte hatte, der er für 1000 Thaler Blumen für ihren Garten schenkte. Den andern Morgen traf er sie, wie sie mit dicken Schuhen auf den schönsten Tulpen herumtanzte, sie zertrat und zerstörte. Ha, sagte sie, ich habe diesen Morgen bemerkt, daß diese impertinenten Blumen es mit meiner Schönheit und meinem Glanz aufnehmen wollen, sie trotzten mir keck, sind diese Nacht alle aufgegangen, haben die schönste Toilette gemacht, um mich zu überstrahlen, ich will ihnen aber zeigen, daß ich Meister über sie bin. Der Alte lachte und zahlte ihr das Doppelte. So hat jene femme entretenue, die Cleopatra hieß, Perlen in Essig eingeweicht, die ohne Geschmack, ohne Annehmlichkeit sind, um mit ihnen Millionen zu verschlucken. — Ha, nicht durch Geld, nicht durch Reichthum erwirbt man sich Lust und Vergnügen bei Frauen. Man muß im Gegentheil, und sei es nur augenblicklich, die Quelle des Glückes durch Feuer und Zärtlichkeit läutern, muß ein Kind mit dem Kinde sein und ein Mann mit dem

Weibe, muß den Ernst sowohl als den Spas verstehen, muß lachen und weinen in Eins verschmelzen können, muß mit einem Worte alle Phasen des weiblichen Herzens, alle seine Abtheilungen genau kennen, um bis zu ihrem Herzensboudoir zu dringen. Und auch das letzte Mädchen in der Gesellschaft hat so ein Boudoir, nur die Meublirung ist verschiedentlich. Sobald aber ein Mädchen von Männern nichts gelernt hat, als Uebermuth, Unnatur und Zügellosigkeit, und die meisten lernen dies von alten Männern, dann ist es auf immer verloren, und nur eine heftige Liebe kann es noch retten, denn die Liebe ist keusch und natürlich, ist züchtig und bescheiden.

Alle diese Bemerkungen machte Raimund, während Emilie Toilette machte und sich so jede Kleinigkeit zu einem Genusse steigern konnte. Eine Droschke brachte sie in die Jakobsstraße ins Colosseum, wo es schon ziemlich lebhaft zuging.

Raimund bewunderte vor Allem die Eleganz der Säle, die Galerien, die Orangerie, nur fand er den Haupttanzsaal etwas zu klein, obschon man in zwei Sälen zugleich walzen kann. Jede Nation charakterisirt sich durch ihre Tänze und Volksvergnügen am Besten. Raimund konnte nie es dahinbringen sich in einem Ballet zu amusiren. Dieses isolirte Zappeln, dieses Beinausstrecken wie die jungen Spahnferkel im Springen, dieses Herumwirbeln, das Alle aber auch Alle gleichmäßig machen und das die Unnatur und die Unzüchtigkeit selbst ist, ekelte ihn immer an. Es war dieses Gefühl bei ihm weder ein religiöses noch ein prüdes, sondern ein

natürliches. Raimund haßte Alles was Unnatur war. Dann aber konnte er wieder Stundenlang dem Volke zusehen, wie es tanzt und sich belustigt. Die Franzosen, überhaupt die südlichen Völker haben Volkstänze, die Geselligkeit anzeigen. Man tanzt nicht allein mit seiner Tänzerin, sondern auch mit der seines Partners. In Deutschland aber, dem Lande der Isolirung walzt man immer mit derselben Person, bleibt ganz auf sich selbst beschränkt. Es ist dies eine ewige Wiederholung des gewöhnlichen Einerlei. Freilich läßt sich dem Walzer auch eine poetische Seite abgewinnen. Er mag Innigkeit, Treue und Rausch andeuten. Es liegt Kraft und Ausdauer darin. Eine Südländerin würde bei solchem Walzen in der dritten Tour schon in Ohnmacht fallen.

Ein Mädchen nun läßt sich sehr oft im Walzen beurtheilen. Es giebt Mädchen, die gleiten so graziös, so keusch über den glatten Boden hin, daß sie nicht allein ihre Innigkeit, sondern auch ihre Zärtlichkeit der Empfindung andeuten. Die Natur hat dem Aeußern Stempel genug aufgedrückt, um die Geheimnisse des Innern zu errathen. Wir Menschen nur können sie nicht immer enträthseln.

Ein Maskenball in Berlin trägt daher einen ganz andern Stempel als einer in Paris. Dort tanzt der ganze Saal zugleich, es bewegt sich Alles in buntem Taumel, hier gleitet Gestalt nach Gestalt vor einem vorüber und man kann ihnen folgen.

Nun aber wechselt man die Lebensart und die Gesinnung nicht mit der Maske. Der Humor kömmt nicht mit dem Domino, er muß schon voraus da sein und ein Maskenball im Colosseum zeichnet sich durch nichts anderes aus als ein gewöhnlicher Donnerstagsball, wenn nicht, daß einige höher stehende Damen und Herren sich maskirt dahin begeben, um dem wilden Treiben unter der Maske zuzusehen. Hier können allenfalls Intriguen und Verwechselungen stattfinden. Die Frauen verlangen nichts anderes als intriguirt zu werden, die Intrigue ist ihr Lebenselement, aber die Herren haben weder das Aplomb noch den richtigen Takt dazu. Sie sind gewöhnt, hier nur gefällige Mädchen zu treffen, die eher nach ihrer Toilette als nach ihrem Geiste sehen, und handeln auch darnach. Die Tänze in Berlin sind jedoch sehr gemischt. Man tanzt Contretanz und Mazurka, Schottisch und Cotillon, am Wenigsten wird gewalzt. Doch den Contretanz sollten sie fahren lassen, sie haben keine Ahnung davon. Der Cancan hat in Berlin die dreidoppelte Censur passirt. Auch ist ihr gewöhnliches Tanzen so disparat wie die 39 Vaterländer. Nirgends Gleichheit, nirgends harmonisches Zusammengreifen. Alles ist isolirt und nur im Walzen und im Galopp sind sie in ihrem Nationalelement. Emilie walzte feenartig und Raimund sah ihr lieber zu, als daß er selbst mit ihr walzte.

Es kamen einige Herren und schrieben ihr den Namen auf die Hand, sie lachte und entfernte sich.

Von Charaktermasken war wenig zu sehen. Was nützt auch ein Charakteranzug, wenn der Geist dazu fehlt. Nur Damen brauchen nicht zu sprechen in Charakteranzügen. Diese Schweizerin, jene Polin ist schön, ohne zu sprechen. Diese wählte ihren Anzug, um ihr schönes langes Haar zu zeigen, jene bezeichnete ihre Taille damit. Das spricht ganz allein.

Unterdeß war dort ein buntes Gewimmel, das Lust und Freude athmete. Man sagte Raimund, daß nach dem Essen und Trinken es noch weit lustiger zuginge. Der Humor kömmt dem Deutschen erst mit Champagner.

Eine schlanke Männergestalt ging auf Raimund zu, drückte ihm die Hand und deutete stumm auf Emilie, indem er ihm memento amori zuraunte. Raimund wollte ihn zum Sprechen zwingen, aber er schwieg, trotz der versteckten Anspielungen Raimund's. Er war übrigens als Trappist verkleidet, was ihn entschuldigte.

Er that dasselbe bei Emilie, was diese in ein großes Staunen versetzte. Zwei reichgekleidete Dominos waren besonders um Emilie beschäftigt, sie tanzten mit ihr und hielten ihr so manche zweideutige Rede. Emilie gab keine Antwort, aus Furcht sich zu verrathen. Raimund hatte sich eben in ein Gespräch mit einer Dame eingelassen, die sehr geläufig französisch sprach, er neckte sich mit ihr über den Berliner Witz und diese antwortete sehr gewandt. „Sie haben ja nicht ein=

mal den Muth", sagte sie zu ihm, „mir den Arm zu geben und mich zu Tische zu führen. Wenn Sie unsere Herren für so ungalant halten, so entreißen Sie mich meinem Verfolger hier." — Die Aufforderung war zu bündig, er konnte ihr nicht widerstehen, oder besser entgehen. Er lieh ihr ihren Arm, suchte aber doch Emilie auf.

— Hören Sie, sagte er, sind Sie eifersüchtig?

— Bis zur Raserei. — Es thut mir leid; ich habe eine Dame hier, die mir sehr am Herzen liegt. — Spricht sie französisch? — Nein. — Nun so bin ich auch nicht eifersüchtig, ich kann Ihnen wahrscheinlich in ihrer Gegenwart beweisen, wie dumm sie ist. — Woher wissen Sie das? — Kluge Herren lieben gewöhnlich dumme Mädchen. — Merci für das Compliment. — Warten Sie. — Und wenn sie lieben, werden sie gewöhnlich selbst dumm. — Sie lieben also jetzt nicht? — Ich werde geliebt. — Ich beneide sie. — Ich bedaure sie. — Die Liebe macht also dumm? — Ja, weil die Dummheit die Liebe gemacht hat. — Sie sind also kein eheliches Kind. — Sie werden grob, dumm sind Sie schon. Da ist Ihre Dame. — In der That, Emilie lief auf Raimund zu, sie entfloh jenen Herren, machte nicht lange Umstände, riß die Dame von Raimund's Arm und zog ihn fort.

— Haben Sie den Herrn hier gepachtet? schrie jene Dame ihr zu. Was zahlen Sie monatlich für die Belle-Etage? Alle Frauen haben Malice oft auch Witz, wenn die böse Eifersucht ihnen den Mund stachelt.

— Etwas, das Sie mir nicht auswechseln können, versetzte Emilie. Schönheit zuerst und dann Liebe. — Bravo, Emilie, schrie Raimund, das war gut. Es bildete sich eine Gruppe um sie herum. Emilie hatte sich plötzlich entlarvt und zeigte ihr schönes Gesicht. Ihre Augen sprühten Flammen und Rache, die Dame wagte es nicht, sich zu demaskiren. Es kamen jene Herren in den Dominos herbei. Raimund zog Emilie fort in den andern Saal. — Die Dame ganz erbost, sprach mit jenen Herren, reizte sie. — Einer von diesen, der Emilie im Blicke gesehen, schrie, ha, ich kenne sie, es ist eine Heldin von der Friedrichstädtischen Halle. — Brrr hieß es in der Runde. Raimund fühlte ein Zucken in der Brust. Jener Herr näherte sich nun dreist Emilie und sagte ihr etwas in's Ohr. Sie fuhr zusammen. — Was will der Herr? fragte Raimund. Emilie wagte nicht, es ihm zu gestehen. — Nimm die Maske ab, sagte Raimund, wir gehen in den Tunnel. Dort waren schon fast alle Tische besetzt. Die Champagnerpfropfen flogen knallend in die Höhe, es war ein beständiges Sausen und Brausen im Saal. Die Mädchen waren fast alle demaskirt. Raimund und Emilie setzten sich sichtbar heftig bewegt an einen Tisch. Sie sprachen nichts mit einander. Bald aber erschienen jene Herren wieder mit zwei Damen, wovon die eine, die französisch sprach, und die von Emilie so schmählich beleidigt wurde. Der eine Herr war schon wieder bei Emilie und fragte sie laut, ob sie ihn nicht nach Hause geleiten wollte. — Mein Herr, schrie Raimund auf, indem

er die Maske abnahm, sind Sie hierher gekommen, um dieses Mädchen zu beleidigen. Haben Sie in Berlin nichts Anderes zu thun?

— Sie sind fremd, versetzte jener Herr. Kennen Sie denn dieses Mädchen? Nehmen Sie nur den Mund nicht so voll, ich kenne sie. Sie ist 'ne . . . .

— Haben Sie eine so schlechte Erziehung genossen, schrie Raimund weiter fort, daß Sie nicht wissen, daß, wenn ein Ehrenmann einem Mädchen den Arm giebt, sei es wer es wolle, jedermann es respektiren muß, wenn er kein Schlingel oder ein Schurke ist.

Herr! Herr! — Die Dame sprang auf Raimund zu und sagte ihm auf französisch: C'est un attaché d'une ambassade allemande, l'autre est un officier.

Was meinen Sie damit? schrie nun der andere Herr.

Ich meine damit, kreischte Raimund im höchsten Ausbruch der Wuth, daß Ihr feige Memmen seid. Wenn es gilt, Freiheit und Recht zu vertheidigen, seid Ihr Lakaien, aber ein schwaches, wehrloses Mädchen, das greift Ihr mit Euern lasterhaften Zoten an, da habt Ihr Muth. Er hatte noch nicht geendet, so hatte er ein Glas mitten im Gesicht, das ihm der Offizier zuschleuderte. Er selbst nahm eine Flasche und zerschlug sie auf dem Attaché, aber er war doch der Schwächere. Die Frauen schrieen und gilpsten, während dort an Raimund's Tische Schlag auf Schlag fiel. Der Trappist besonders theilte herkulische Hiebe aus, er war auf Raimund's

Seite. Erst erschien gravitätisch der Wirth und gebot Ruhe. Man lachte ihn aus und was noch mehr, prügelte ihn aus. Endlich aber erschien die Polizei. Raimund lag blutend unter dem Tische. Der Attaché wurde vom Trappisten halb todt geschlagen, er hatte zwei Zähne weniger. Die Frauen hatten sich alle entfernt. Der Wirth bat nun die Herren, nicht gleich zu klagen. Es wurde schon wieder weiter getanzt. Raimund wurde in einen Wagen gesetzt, um nach Hause gebracht zu werden, neben ihm saß Flipp und Emilie. Der Trappist Flipp hatte ihm fast das Leben gerettet, indem er ihn unter den Tisch stieß und seine Parthei ergriff. Ohne ihn wäre er des Todes gewesen. Emilie weinte. Raimund ward nun in's Bett gebracht, wo er Zeit zum Nachdenken hatte. Er hatte jetzt genug Volk! Während der Krankheit Raimund's reiste Flipp nach Frankfurt ab.

## Zweite Abtheilung.

### 1.

Raimund hatte nun wie gesagt, Muße, um über seinen bisherigen Aufenhalt in Berlin nachzudenken. Er war kränker als er glaubte. Er konnte sich fast in den ersten Tagen weder drehen noch wenden. Seine Freunde neckten sich über seinen Unfall, er selbst aber noch am Meisten, bis zu dem Augenblicke wo seine Krankheit gefährlicher wurde und er keine Zeit mehr hatte, sich über seinen Zustand zu necken.

Er konnte die Schuld seinem günstigen Vorurtheil beilegen, das er für das Volk hatte. Aber bei Raimund war dies ein angeborenes Gefühl zuerst, und dann eine Berechnung der Philosophie. Alles in unserer Gesellschaft ist blos relativ, die Tugend so wie das Laster, das Vergnügen so wie das Mißvergnügen. Eben so ist es bei dem Volke. Raimund hätte nicht gewünscht, beständig mit dem niedrigen Volke zu leben, aber der Contrast war ihm zu seiner Existenz fast unentbehrlich ge-

worden. Er fand nur das Leben durch seine Contraste erträglich. Regelmäßigkeit darin war ihm unausstehlich. Es sollte Alles bei ihm improvisirt sein, und dies Alles fand er in seinem Amphibienleben zwischen Volk und Bürger, ja zwischen Bürger und Adel; denn auch in diese Gesellschaften war er schon gedrungen. Die Erfahrung aber hatte er gemacht, daß der sich höherdünkende nie von dem, den er, sei es durch Geld oder Titel oder Rang unter seinen Stand erniedrigt, geliebt werden könne. Das Gleichheitsprincip der angeborenen Natur sträubt sich dagegen und rächt sich auf tausenderlei Art. Das fühlte Raimund selbst, wenn er in sogenannten höhern Gesellschaften war. Er war immer allein; der Adelige saß da mit seinen hundert Ahnen, und es gehört eine große Seele dazu, daß ein Adeliger sich einem gewöhnlichen Manne von Geist gleichstellt. Sie leben sonst unmöglich sechs Monate miteinander, ohne daß es dieser fühlt, daß eben Gleichheit nie herrschen kann. Wer ist aber der Unglücklichere? Sicherlich der Adelige, besonders wenn er nicht Egoist und dumm genug ist, um mit adeligen Schatten gesellschaftlich das Leben zu verbringen. Eben so steht aber der Bürger dem Volke gegenüber, ja, man kann dreist behaupten, daß er ihm weit schroffer gegenübersteht, als der Adelige dem Bürgrr. Deßwegen liebte Raimund das Volk und stellte sich ihm gleich. Er fand sich hierin selbst weit glücklicher, besonders wenn er eine zu kultivirende Seele unter ihm fand und noch stärkere Mißhandlungen hätten ihn nicht von seinem Vorhaben abgebracht.

Uebrigens waren es nicht Männer aus dem Volke, die ihn mißhandelten, sondern Leute aus dem sogenannten gebildeten Stande.

Aber noch andere Beobachtungen rief in ihm seine dreiwöchentliche Krankheit hervor. Bis jetzt hatte Raimund eine entschiedene Vorliebe für den südlichen Charakter der Franzosen und Italiener. Fast bei jeder Gelegenheit äußerte er auf irgend eine Art dieses Vorurtheil. Oft kam es ihm sogar vor, als seien die Deutschen hinsichtlich so mancher Gesetze und Gebräuche ein nur halbcivilisirtes Volk.

Während seiner Krankheit aber hatte er Zeit zur ruhigen kalten Beobachtung und hier lernte er die tiefe Innigkeit, die menschenfreundliche Aufrichtigkeit dieses Volkes kennen. Seine Hauswirthe, die er bis jetzt nur oberflächlich kennen gelernt hatte, behandelten ihn wie einen Bruder; alle seine nur flüchtigen Bekannte nahmen herzlichen Antheil an ihm und Emilie, selbst Emilie, die wahre Veranlasserin seines Ungeschicks, verließ ihn nicht einen Augenblick, auf die Gefahr hin, ihr letztes Stück Brod zu verlieren.

Wenn man jung, gesund und reich ist, so dachte er, dann ist Paris der einzige Ort zum Leben. Diese frische ungezwungene Heiterkeit, dieses rasche ungenirte gesellige Leben, dieses sprödlose witzige feurige Lieben, alles dies ist dort und nur dort allein. Kaum aber fehlt eine dieser Eigenschaften, so fällt

alles in ein egoistisches Spinnennest zusammen. Wehe dem verlassenen Kranken, wenn ihn nicht gerade die zarte Hand der Liebe pflegt, von Menschlichkeit ist alsdann dort keine Spur, von Innigkeit keine Ahnung! Wie anders ist es in Deutschland, wo die verschlossenen Herzen sich bei jedem Unglück aufthun, und ist dies Unglück noch so individuell; wo die Freundschaft, wenn sie nur oberflächlich Wurzel gefaßt hat, immer da ist um zu helfen, und wo das Weib, das sonst so spröde, starre Weib, alles wagt, alles thut, um einen fremden Kranken wie einen tiefgeliebten Bruder zu behandeln. Um eine Französin zu schätzen, muß man bei ihr heiter und sprühend gewesen sein, eine Deutsche zu würdigen, muß man bei ihr krank gewesen sein! Die deutsche Liebe kräftigt sich durch den Schmerz, die französische durch die Freude; jene vergißt den Gegenstand über dem Begriffe, diese den Begriff über den Gegenstand. Darum ist jene wirklich tiefer und treuer, wenn auch oft monoton, und diese wirklich feuriger, heftiger, aber auch flüchtiger, vergänglicher. Eine Französin liebt nur den Mann und diesen nur in Augenblicken, wo er ihr gefällt. Er wird ihr nie zur geliebten Abstraction und bleibt immer der Geliebte aus verschiedenen Ursachen. Schwinden diese Ursachen aber, wie durch eine Krankheit oder andere Zufälle, dann ist ihre Liebe beim Teufel. Nicht so die deutsche Liebe, die alles Materielle nicht allein überspringt, sondern auch ihre ganze Kraft in das Metaphysische setzt und zwar bei den geringsten wie bei den höchsten Ständen.

Während seines frühern Herumtreibens — und Raimund war nicht allein auf der Friedrichstädtischen Halle und dem Colosseum, sondern auch bei Sakowsky, bei Wollschläger, in der Waldemarstraße ꝛc. — besuchte er auch zuweilen das große Lesekabinet, wo er in das Rauchzimmer zugelassen wurde. Ein schöneres Lesekabinet fand er in Paris nicht, und nirgends ein so bequemes. Was aber noch mehr, er fand dort Menschen im schönsten Sinne des Wortes, Menschen ohne Vorurtheil, die von den heißesten Wünschen für das allgemeine Wohl angefeuert, alles, sogar das Leben, für Vaterland und Freiheit hingeben würden; Männer, die der Macht und dem Reichthum trotzen, um bloß ihren Grundsätzen zu leben, die nicht nach Titel, sondern nach Wahrheit streben und die, weil sie wahrhaft frei und menschlich sind, weil sie die Zukunft in ihrem Busen tragen, bei den Beamten und Titulariern, so wie bei Allen, denen von vorn herein das Denken und das Fühlen verboten ist, der beständigen Verläumdung ausgesetzt sind, ohne sich einmal vertheidigen zu können. Sollte man es glauben, daß in einer Stadt wie Berlin, die im Ganzen so kleinstädtisch ist, daß man fast die häuslichen Verhältnissen eines Jeden kennt, die bessern, denkenden Menschen sich nicht einmal kennen lernen. Aller Haß, alle Verfolgung stammt aus der Entfremdung der Menschen her. Würden sie sich gegenseitig kennen lernen, gäben sich die Mächtigen nicht als allwissend, allvermögend her, hörten sie die wackre wissenschaftlichgebildete Jugend, die ihr Vaterland mit einem

Flammenherz und einer leidenschaftlosen Vernunft liebt; sprächen sie sich nur, um die Extreme zu vermitteln, es würde vieles Uebel in der Zukunft vermieden werden und vieles müßte besser in der Gegenwart werden.

„Doch mit des Schicksals Mächten —
„Ist kein Liebesbund zu flechten." —

Oft saß Raimund mit diesen seinen einzigen Freunden in Berlin zusammen, dort wurde gelacht, gescherzt, zwischen der strengen Philosophie und der rücksichtslosesten Kritik.

Während seiner Krankheit bemerkte nun Raimund, daß er bereits in Berlin mehr Freunde hatte, als er glaubte. Seine moralische Heiterkeit verließ ihn nicht einen Augenblick, und unter Schmerzen und Leiden diskutirte er über Bauer und Feuerbach, Hegel und Schelling, St. Simon und Fourier und sprang plötzlich von diesen Herren wieder zu den schönen Mädchen, die ihm in Wahrheit noch lieber waren, weil ihre Philosophie nicht mit so viel bitterer Kritik gemengt, und zu jeder Zeit verständlicher war.

Als er genesen war, beschloß er die höhere Gesellschaft Berlins zu besuchen. Theils durch seine Empfehlungen, theils durch seine bereits gemachten Bekanntschaften war ihm dies nicht schwer. Er versprach sich zwar wenig Vergnügen, aber desto mehr nützliche Erfahrungen zu machen. Sobald er genesen war, war Emilie verschwunden, er konnte ihr nicht einmal

danken und als er sie deßwegen aufsuchte, fand er sie nicht mehr in ihrer ehemaligen Wohnung. —

---

## 2.

Als er seine Empfehlungsbriefe abgegeben hatte, wurde er bei mehreren reichen Banquiers und Beamten eingeladen. Bei den ersten fand er es, wie er es sich dachte. Da kamen geputzte männliche und weibliche Titel, Geheimräthe, Commerzienräthe und noch vieles andere alte und junge Geräthe, man setzte sich zur reich verzierten Tafel, aß und trank und ging wieder fort, nach einigen Bücklingen und Complimenten. Auch Literaten traf er bei solchen Diners. Von Politik und Religion wagte keiner zu sprechen, obschon in Berlin vollkommene Sprechfreiheit herrschte, die Damen stellten oder besser setzten sich so kalt, daß es auch keiner wagte, von Liebesverhältnissen zu sprechen, höchstens erkundigte man sich bei dem Nachbar über das Ehegesetz oder über die Nase von Herweghs Braut. In Frankreich führen die Damen das Wort bei jeder Gesellschaft, in Deutschland sind sie ganz passiv, im höchsten Falle flüstern sie sich gegenseitig etwas zu. Es ist eine wahre Abfütterung, nur etwas nobler als in der Menschenmenagerie von Rosch in der Poststraße, wo die öffentliche Abfütterung von zwölf bis drei stattfindet. Anders fand er die Soireen bei den reichen Bürgern. Dort setzen sich die Herren bei Seite und spielen Kar-

ten, während einige galantere ledige Herren noch für die übriggebliebenen verlassenen Damen eine Kartenlotterie veranstalten, wo das zarte Händchen einer schönen Jungfrau fünf und einen halben Silbergroschen gewinnen kann. Später geht's an den Tisch, zum Frikasse mit ausgestopften Krebsen, dann werden Gedichte vorgelesen, sogenannte humoristische, man ißt und trinkt, lacht und scherzt und endlich wird nach dem Tische wieder gespielt. Nirgends aber fand er heitere Unterhaltung zwischen Herren und Damen. Sie betrachten sich gegenseitig wie zwei feindliche Lager, wo man Waffenstillstand geschlossen hat, ja sie üben nicht einmal die angeborenen Waffen der Zunge. Daß sich Raimund bald in solchen Gesellschaften langweilte, war bei seinem Charakter leicht voraus zu sehen, oft aber versuchte er es selbst auf die Gefahr hin, die Schicklichkeit zu beleidigen sich in heftige Diskussionen mit den Damen einzulassen. Wie staunte er, als er merkte, daß sie ihm nicht allein keck antworteten, sondern daß sie ihn oft auch durch ihre beißendtreffenden Antworten besiegten. Die Schuld ist also durchaus nicht an den Damen, die sich überall gleichen, blos die Erziehung der Herren und ihr gesellschaftlicher Umgang ist die Ursache von diesem stockenden nicht von der Stelle gehenwollenden Gesellschaften, die ihm oft vorkamen, als fehlte ihnen eine Keule um die Zeit todt zu schlagen. Eines Abends kam er in eine Gesellschaft, wo zwölf Damen sich befanden, Thee schlürften, Strümpfe strickten und recht behaglich ihrer Schwatzlust wohlthaten. Raimund wurde wie durch einen Zufall in diese ruhige Versammlung

geschleudert und da sie ihm alle wie zarte Schäfchen ohne Hirt vorkamen, beschloß er den Wolf zu spielen. Er merkte gleich, daß er es mit ästhetischen Damen zu thun hatte, die nicht allein Strümpfe nach dem Takt stricken, sondern die auch über Literatur und Theologie räsonniren; die nicht allein wie Minna den Schiller und den Rellstab gelesen, sondern auch den Thomas Tyrtau und auch noch nebenbei den Balsac und den Sue. Bei solchen Damen zeigte sich Raimund gewöhnlich viel schlechter als er war, theils aus Kenntniß des Frauenherzens, theils um sie tüchtig aufzuregen. — Man fragte ihn wie ihm Berlin gefalle?

— Wie das christliche Paradies, versetzte er rasch. Einige schmunzelten.

Es giebt nemlich nichts Langweiligeres als das Paradies, fügte er hinzu, und ich begreife nicht, wie man es darin aushalten kann, ohne verliebt zu sein. Es ist aber nur die platonische Liebe die, außer dem Schießpulver und den Streichschwefelhölzchen in Deutschland erfunden worden ist.

Die Damen rückten zusammen. Er platzte auch gerade so hinein. — Sie glauben nicht an platonische Liebe? fragte ihn eine Dame.

— Ich habe nie deren gesehen, außer eine im Elsaß. Die Dame sagte immer sie liebe platonisch. Sie hatte zwei Kinder von ihrem Geliebten. Eine Explosion fand statt von unterdrücktem Gelächter, einige sahen sich verdutzt an.

Sie werden uns doch nicht vorschwatzen wollen, versetzte eine

Blondine mit himmelsblauen Augen, daß die Liebe nur sinnlich ist. — Aha, dachte Raimund, das ist gewiß eine getaufte Jüdin, die muß heucheln. —

— Ich glaube versetzte Raimund, daß die Liebe vor Allem Liebe ist und daß es keinen größeren Genuß giebt —

Als die Liebe? fragte eine etwas röthliche Strickerin.

Als der Genuß, versetzte Raimund trocken.

Epikur hätte das nicht besser und auch nicht schroffer sagen können, sagte eine blasse witzigaussehende Strickerin.

Ist die Religion ein Genuß? fragte die erste Dame wieder.

— Ohne Zweifel, antwortete Raimund. Wenn Sie sich concentriren, d. h. sich zusammennehmen, die Augen und die Seele verdrehen, der Natur und dem Leben entsagen, um bloß zu beten und — Und? — versetzte fragend eine Dritte. —

Und zu stricken, fuhr Raimund fort, was haben Sie für eine Ursache als die zu genießen, in Gott, mit Gott und durch Gott zu genießen. Und Sie genießen auch. Und die Priester sagen auch, es sei dies der höchste Genuß. Für gewisse Seelen ist er es auch. Sie entsagen dem wirklichen Genuß, um einen eingebildeten zu kosten, einzuschlürfen und sich darin wonnig zu baden.

— Aber das ist ein Seelengenuß, sagte eine ganz junge Dame.

— Das Stricken? fragte Raimund.

Nein, antwortete lachend die blasse, das Beten.

Immer ein Genuß. Und wer sagt Ihnen denn, daß mir die Liebe kein Seelengenuß ist?

— Die Platonische? — Nein, die Ptolemäische versetzte Raimund lächelnd. Noch mehr. Jedes Recht beruht auf einem Genuß, ein Recht ohne Genuß ist ein rein chimärisches, so wie Ihr Seelengenuß.

Ist denn der Geist etwa Sinnliches? fragte ein ganz fremdes Mädchen, indem es sich ein Butterbrod mit Sardellen schmierte.

Der Geist ist Feuer. Durch das Athmen entsteht im Gehirn ein Druck, eine Contraktion. Dieser Druck leitet den Spiritus Feuer in die Seele und es entsteht daraus der Gedanke. Der Gedanke ist nichts als Feuer, eine Emanation der großen Weltfeuerseele. Auch zündet er. Und dasselbe ist Liebe.

Aha, hieß es es von allen Seiten, jetzt hören wir doch etwas Neues.

— Feuer vermengt sich leicht wieder mit Feuer, fuhr Raimund fort. Die größere Flamme verzehrt die kleinere und das ist Liebe.

— Was ist also Liebe? fragte wieder eine ganz neue Stimme, ich bin doch neugierig.

Liebe, versetzte Raimund, ist ein heiliges Feuer, das oft erlischt und wieder sich entzündet.

Da haben wirs, versetzte lachend die erste wieder. Sie glauben nicht an ewige Liebe.

So wenig wie an ewige Schönheit, an ewige Gesundheit. Der Mensch liebt wohl beständig etwas, aber nicht dasselbe, ja es ist ihm unmöglich. — Sie heirathen also nicht? — Seit

wann heirathet man denn um zu lieben, höchstens liebt man, um zu heirathen.

Laßt sehen, fing die Blonde wieder an, indem sie ihr Strickzeug wegwarf. Ich habe Ihnen schon angehört, daß Sie keine Religion haben. Liebe haben Sie auch keine, höchstens haben Sie Feuer — Raimund biß sich in die Lippen. Die Liebe nach Ihnen verzehrt, und da Sie als Mann eitel genug sind, um zu glauben, Sie haben das meiste Feuer, so kann ich mir denken, daß Sie schon so manches Mädchen lebendig verzehrt haben. — Aus Liebe, versteht sich. — Was bleibt Ihnen am Ende aber übrig? Die Dame, die sehr viel Geist hatte, wollte ihn sichtbar ärgern. Raimund sah gleich, daß er das große Mittel anwenden mußte, um sie zu beschwören.

Madame, sagte er, es bleibt immer noch ein Herz übrig um für Ihre Reize zu brennen und Sie wenn auch nicht zu lieben, d. h. zu verzehren, doch Sie anzubeten. — Sie war entwaffnet. Raimund hatte ihre Zungenlanze mit einem Satze abgestumpft. Sie erröthete und schwieg schmunzelnd.

— Platonisch? fragte das junge schnippische Näschen wieder. —

— Platonisch und ptolemäisch, versetzte Raimund, indem er sich erhob. Das weibliche Auditorium war wie eine aufgescheuchte Heerde, sie liefen durcheinander und winkten sich verschiedenartig. Raimund merkte, daß es Zeit zum Gehen war, er hätte ihnen gern noch manche Wahrheiten über die Religion gesagt aber er unterließ es. Uebrigens wußte er, daß sie ihm als Fremden noch mehr verziehen hätten. Meine Damen,

sagte er, indem er seinen Stuhl zurecht stellte, ich weiß nicht weshalb ich, ohne die Ehre zu haben, Sie zu kennen auf dieses Capitel gekommen bin, aber eines muß ich Ihnen noch bemerken. Als Frauen sollten Sie wissen, daß es für uns Männer kein größeres Glück, ich meine Genuß, giebt als die Frauen. Sie sagen, ich habe keine Religion, das Weib ist meine Religion, die Liebe mein Cultus.

Die Platonische? fragte jene Dame wieder.

Zur Platonischen Liebe, sagte Raimund, indem er die Thüre in die Hand nahm, sind die Deutschinnen noch nicht häßlich genug. Man wollte ihm antworten, aber Raimund machte rasch seinen Knicks und ging. Als er fort war sahen sie sich gegenseitig ganz verdutzt an. So kühn hörten sie noch keinen fremden deutschen Herrn und so keck hatten sie sich selbst noch nicht gefunden. Sie zitterten noch, als hätte sie eine voltaische Säule galvanisirt, staunten und schwatzten so rasch untereinander, als wären sie ganz andere Geschöpfe als jene ruhigen ästhetisch flüsternden Strickerinnen.

Es war dies eine völlige Salonrevolution. Vieles wurde über Raimund räsonnirt, doch keine war ihm eigentlich böse. Im Gegentheil, man klagte ihn nur an, um seine Vertheidigung zu hören. Raimund aber überzeugte sich auf's Neue von dem Geiste und dem kecken Witze der Berlinerinnen, auch wenn sie pietistisch sind. Es bedarf nur einer geistigen Aufregung, um sie aus ihrem passiven Zustande zu bringen. Es

bedarf nur des Feuers und der Gedanken um zu zünden, ja die Deutsche ist in ihrem Witz um so liebenswürdiger, weil sie ihre Naivetät nicht dabei einbüßt. Aber wo sind die Herren, die ihrer würdig sind?

---

### 3.

Den andern Morgen erhielt Raimund folgenden Brief:

„Sie waren gestern so ausgelassen impertinent, dabei so keck witzig und aburtheilend, daß Sie eine weit dauerhaftere Züchtigung verdienen, als die, die ihnen die blonde Dame zu Theil werden ließ. Kommen Sie gefälligst morgen zu einem Dejeuner — folgte Straße und Numero, — wo man Ihnen zeigen wird, was platonische Liebe ist. Es scheint auch, als kennen Sie Berlin noch nicht, ich werde es Ihnen zeigen.

Die Dame im blauen Kassaweika,
die Sie nicht ein einziges Mal unterbrach."

Raimund war nun gespannt auf die romantische Rache der Dame im Kassaweika. Er hatte sie wohl gesehen. Es war eine schlanke Gestalt, die ihm nicht schön und sehr schüchtern schien. Er ging herzhaft zu dem Dejeuner. Die Dame war noch ganz allein mit ihrem Mädchen. Sie wollen sich an mir rächen, sagte er zu ihr, vielleicht gar mich zur Liebe zwingen. Nun, ich gestehe Ihnen, es ist mir nichts unmöglich. Ich kann das Schrecklichste vollbringen.

— Meinen Sie vielleicht, versetzte die Dame, es sei schrecklich, sich in eine Berliner Dame zu verlieben?

— Freilich, in solche, die nur platonisch lieben.

— Wohlan, eine andere erlaube ich Ihnen nie. Nehmen Sie mein Anerbieten an? Das Dejeuner soll als Draufgeld gelten.

Es war saftig genug, um auf das Folgende begierig zu sein. Raimund blieb. Es wurde nun von Allem geplaudert und geschwatzt. Es kamen noch mehrere Damen, von denen Raimund hörte, daß er zu einer adligen Dame geladen sei. Man machte Musik, sprach von Literatur, von Kunst und Leben, nur vom Theater sprach man nicht, denn Raimund brach immer ab. Als man ihn darob zur Rede stellte, sagte er, daß er sich schäme und sich wundere, in Berlin, der Hauptstadt Deutschland's, ein Schauspiel und eine Oper zu treffen, die nicht einmal einer Provinzialstadt ersten Ranges Ehre machen würden.

— Ha, schrieen sie auf. Und Herr Mantius —

— Ach, der ist blos lyrischheiser, dramatischheiser kann er gar nicht sein. Und doch ist er noch der beste. Freilich, das Orchester ist meisterhaft.

— Und die Hagn? — A la bonne heure. Das ist ein geniales Weib. Ich habe nur Eins an ihr auszusetzen. Ihre Schwärmerei für Lißt. Daran erkenne ich, daß sie gar keine künstlerische Bildung besitzt, daß sie nie mit wahrhaft großen Männern Umgang gehabt hat, wie die großen französischen Schauspielerinnen. Ueberhaupt spielt sie das, was sie nicht

studirt, am Genialsten. In dem bürgerlichen Drama, in dem Lustspiel ist sie die einzige deutsche große Künstlerin.

— Und Herr Devrient? Wie gefällt der Ihnen?

— Es gehört ein Genie dazu, Alles so mittelmäßig hölzern zu spielen wie er. Man brach ab. — Aber, sagte die Gräfin, auch ich schwärmte für Lißt.

— Desto schlimmer für Sie. — Wissen Sie, daß Sie für einen Franzosen grob sind. — Ja, für einen Franzosen, der die Wahrheit sagt. Jetzt aber bin ich Deutscher und spreche demnach. Ich bin überhaupt ein Feind von dem Virtuosenwesen, aber unter Allen ist Lißt der größte Charlatan, ein wahrer Pianohauer, ohne Innigkeit, ohne Weihe, ohne Seele, und was noch mehr, ohne Takt. Ein Kind, das ein einfaches Lied naiv spielt, ist mir lieber als sein großer Tambourmajormarsch aus den Puritanern, an dem das einzige Gute ist, daß Lißt ihn nicht komponirt hat. — Und doch schwärmen alle Damen für ihn. — Für seine Persönlichkeit, das lasse ich mir gelten, für seine Kunst schwärmen nur die, die nie in der Tiefe ihrer Seele die Heiligkeit und Göttlichkeit der Musik geahnt haben. — Ach, versetzte die Dame, was verstehen die Franzosen von Musik und Gesang?

Soviel, versetzte Raimund, daß sie zwei der ersten deutschen Genies als solche erkannten und anbeteten, bis die Deutschen ihnen nachkamen, und es endlich, obschon mit neidischem Widerwillen, eingestehen mußten.

— Und wer sind diese Genies? — Gluck und Meyerbeer.

Nun ja, aber vom Singen, von dem innigen Liede haben sie keinen Begriff. Hier sehen Sie — die Gräfin setzte sich an's Piano und sang das Lied „Herz mein Herz" mit affectirter Innigkeit. Raimund klatschte ihr Beifall. Nun gestatten Sie mir eine Bemerkung, fuhr er fort. Die Franzosen haben den Deutschen Schubert weit tiefer verehrt, als die Deutschen. In Paris wäre er nicht arm gestorben, aber abgesehen von der Musik finden sich in der alten französischen Literatur Lieder, die die gemüthlichsten in Deutschland übertreffen.

Ach, schrie Alles auf, die Franzosen und Gemüth! Sie haben ja gar kein Wort dafür.

Ich versichere Sie, fuhr Raimund fort, daß dies lauter Nationalvorurtheile sind. Alles, was richtig klar deutsch ist, läßt sich auf französisch übersetzen. Nur Unsinn nicht, er mag romantisch oder philosophisch sein. Dann muß man die Sprache aus dem Grunde verstehen. Ich habe die Courage zu wetten, daß es in Deutschland nicht zehn Personen giebt, die französisch kennen, wie man es kennen muß. Sehen Sie, ich bin nicht so eitel, um zu behaupten, ich verstehe diese Sprache, und doch lerne ich sie seit mehr als 25 Jahren und meistentheils im Lande selbst. Es giebt keinen aufgeblaseneren Gecken als so ein deutscher Pedant, der oft nach Paris geht, um die Franzosen französisch zu lehren. Es giebt überhaupt keine vorurtheilsvollere Nation als die deutsche. — Sie haben hier ein inniges Liedchen gesungen. Ich erinnere mich eines alten

Liedes, das mir einst ein Mädchen gesungen hat. Wir wollen sehen, ob es ihm an deutschem Gemüth nicht fehlt. — So singen Sie, singen Sie, hieß es von allen Seiten. Raimund ließ sich nicht lange bitten und sang folgendes Lied ohne Begleitung:

Mon coeur soupire dès l'aurore,
Le jour un rien me fait rougir.
Le soir mon coeur soupire encore,
Je sens du mal et du plaisir.
Tout à mon ame te rapelle,
Je jouis de mon erreur.
Ha, dis moi, comment on appelle,
Ce qui se passe en mon coeur!

Je rêve à toi quand je someille,
Ton nom m'agite, il me saisit.
Je pense à toi quand je m'éveille,
Partout ton image me souit.
Tout à mon coeur te rapelle,
Je jouis de mon erreur.
Ha, dis moi, comment on appelle,
Ce qui se passe en mon coeur!

Quand tu parles, ta vois touchante
Dans mes sens porte le plaisir;
Ton aspect me trouble et m'enchante,
Je te cherche et voudrais te fuir.
Tout à mon coeur te rapelle,
Je jouis de mon erreur.
Ha, dis moi, comment on appelle,
Ce qui se passe à mon coeur!

Es ist freilich kein platonisches Lied, fügte Raimund hinzu, sondern reine naive Naturliebe.

— Naiv? fuhr ein Mädchen auf. Die weiß sehr gut, was in ihr vorgeht, es ist lauter Heuchelei um das Wörtchen Liebe. Ein französisches lediges Mädchen wäre lieber erstickt, ehe sie das gesagt hätte, und doch war jenes Mädchen allem Anschein nach unschuldig. Nein, solche Naivetät haben die Französinnen nicht. Raimund fühlte sich besiegt und gestand es. Die Dame versprach ihm Berlin zu zeigen. Raimund nahm das Anerbieten lächelnd an, er kannte es vielleicht besser als sie. Während des Essens hatte Raimund nach seiner französischen Gewohnheit viel von der Küche gesprochen. Die Gräfin sprach von der Eleganz der Berliner Damen, die auf den Gensd'armesmarkt selbst gehen und einkaufen. Raimund wollte dies nicht glauben. Sie versprach ihm, ihn hinzuführen, was er annahm. Nebenbei erfuhr er, daß Madame sich von ihrem zweiten Mann auch trennen ließ, aus Furcht vor dem Ehegesetz. — Er ging aufgeregt und vergnügt nach Hause, weiter nahm er kein Gefühl mit sich. Platonisch zu lieben schien ihm hier eine gute Ausrede und es schien ihm, als sei diese Liebe eigentlich nur als eine Ausrede oder als Vorwand zu gewissen Dingen erfunden worden.

Kaum war Raimund zu Hause, so fand er schon wieder ein Billet auf Goldpapier von der Dame im Kassaweika vor, das ihm für seine originelle aufrichtige Ungenirtheit dankte, das aber, obschon es die Einladung zum Einkaufe platonischer Krebse und Kotteletts wiederholte und zwar blos der Originalität wegen, doch schon bedeutend in's Ptolemäische hinüber

streifte. Zur Schande Raimund's muß der Verfasser gestehen, daß er Sehnsucht nach Emilie hatte. Trotz seines ästhetischen Umganges mit seinen Damen waren ihm die einfachen intimen Plaudereien mit gewöhnlichen Mädchen, die mehr Witz in ihrer Taille und ihrem Fuß hatten, als in dem gezwungen herbeigeführten Gespräche, weit lieber. Er nahm sich vor, sie aufzusuchen.

---

## 4.

Raimund fehlte nicht zu dem Marktrendezvous. Da er in seinem Leben oft genug seine Küche selbst besorgte, so war ihm dies nichts Neues. Seine Begleiterin freute sich ob der Sonderbarkeit eines solchen Spatzierganges. So prosaisch er schien, so romantisch war er. Die sogenannten verbildeten Leute wissen gar nicht, daß in den gewöhnlichsten Lebensbeschäftigungen die lieblichste Poesie liegt, besonders, wenn eine Art Galanterie dazwischen liegt. Das verstehen die Franzosen weit besser als die ernsten Deutschen, die sich sogar in der Küche stellen, als müßten sie die Geheimnisse der Metaphysik ergründen. Auch hatte Raimund schon den Neumarkt und den Molkenmarkt besucht, er wußte bereits, daß in dieser Hinsicht Berlin sehr kleinstädtisch ist, wo es nur während zweier Tage in der Woche frischen Weißkäse giebt, wo Wildpret ebenfalls seinen Tag hat, wo Sonntag gar kein Markt ist, als wenn man Sonntag nichts zu essen brauche, und wo es nicht ein-

mal einen Potisseur giebt. — Und dies hat auch seine ernste Seite. Ueberall, wo die Civilisation zurück ist, ist man in materieller Hinsicht, besonders in der Bequemlichkeit, auch zurück. Was Raimund gefiel, das war der kräftige fernige Menschenschlag um Berlin herum, die schönen Milchmädchen mit ihren schwarzen Spitzhüten und ihren drolligen, oft sehr derben Antworten.

Auf dem Gensd'armesmarkt aber ist die Aristocratie der Küche. Da kommen die Damen in Mantel und Schleier und kaufen selbst ihr Fleisch und ihre Fische. Was sie am Meisten zur Schau tragen, ist die Börse, mit der sogar die Köchinnen coquettiren. Die Metzger sind alle sehr galant, die Fischweiber fast alle wohlbeleibt und die Köchinnen fast alle wohlgenährt. Man muß den Stolz sehen von einer solchen niedlichen Köchin, die ganz allein auf dem Markte herumgeht, ohne daß ihre herrschaftliche Dame sie begleitet. Sie geht ganz gravitätisch und mit verachtendem Blicke an einer andern Dame vorüber und handelt gerade um die Hälfte. Auch haben die Marktleute lieber mit einer solchen zu thun. Raimund beobachtete eine blasse Dame mit schwarzen Augen und schwarzer Mantille, die einige rebellische Krebse in ihr langes Netz drückte. Er ging ihr nach an einen Fischkasten und beobachtete alle ihre Bewegungen. Ihre Stimme war so fein und dabei so glockenrein, daß jedes Wort ihm wie Gesang vorkam. Es handelte sich um einen Karpfen, der der

Dame zu schwer war, einen kleinern hatte die Fischfrau nicht. Raimund holte einen von der Nachbarin und bot ihn der Dame an, den sie auch kaufte. Sie bedankte sich, nicht ohne Staunen, denn Raimund hatte seine Handschuhe benetzt, und entfernte sich mit einem allerliebsten Knicks. Nun aber ging's los. Die dicke Fischfrau war wüthend auf ihn, aber die Gräfin noch mehr, denn sie hatte Alles bemerkt und war schon aus Eitelkeit eifersüchtig. „Sie jottvolles Mannsbild, schrie die Fischfrau, haben Sie sonst keene Gelegenheit nich, ihre nasse Cour der Dame zu schneiden?“ Aber die andere nahm Raimund's Parthie. Er selbst entfernte sich, suchte seine Gräfin auf, während die beiden Damen sich die anmuthigsten Grobheiten sagten. Um diese Eine zu stillen, kaufte die Gräfin den schweren Karpfen, zur Liebessühne, wie sie sagte. — Sehen Sie, sagte sie zu ihm, wie gut ich Ihnen bin, ich begünstige Ihre unvorsichtige Galanterie gegen verheirathete Damen. Raimund dankte. Das Mädchen nahm die Sachen fort und nun schlug die Dame vor, eine Tour in der Stadt selbst zu Wagen zu machen.

Bleiben wir vorerst hier, sagte Raimund, bewundern wir die beiden Kirchen Friedrich's des Großen, der herrliche Thürme baute ohne eigentliche Kirche. Wie ein Kopf ohne Leib. Dabei machte er noch den großartigen Witz, das Theater in die Mitte zu stellen. Ich bewundere Alles, was Friedrich bauen ließ, er that nichts ohne Absicht und auch das Geringste hat seine Ursache bei ihm. Ich zerbreche mir schon sechs Wochen

den Kopf, warum er die Façade der Bibliothek nicht den Linden zu stellte. Vielleicht wollte er jenen Platz frei lassen, damit man ihn selbst darauf stelle. Ha, es ist eine Schande für eine Stadt wie Berlin, in ihrem Herzen eine Sandsteppe wie den Opernplatz leer zu lassen, damit die adligen Stockjunker ihre Hengste durch ihre Bedienten darauf zureiten lassen.

— Und was würden Sie hinsetzen?

— In die Mitte des Platzes würde ich die Amazone von Kiß stellen, und herum ein Bazar wie das des Palais royal errichten, aber der Art, daß es die Aussicht auf die katholische Kirche nicht bedeckt, oder auch den Platz zu einen Blumenmarkt bestimmen.

— Haben Sie die Amazone gesehen?

— Ich habe sie angebetet. Es ist das Meisterstück unseres Jahrhunderts.

— Und warum nicht vor das Museum? — Weil sie es erdrückt, weil tausend Schinkel noch keinen Schweif wie der des Amazonenpferdes hervorgebracht hätten.

— Sie lieben Schinkel nicht, den Stolz Berlin's?

— Berlin ist stolz auf ihn, weil er viele Dinge gebaut hat. Das Museum, das Theater, die Bauschule, die Werder'sche Kirche, das Palais des Kronprinzen. Dieser Mann hat ganz Berlin verbaut. Es ist ein Glück für die Stadt, daß er gestorben.

— Sie lästern, sagte die Dame erbost.

— Kommen Sie zu dem Museum zuerst. Ein breiter un-

aufgegangener Kuchen. Es fehlt die Hefe, das Genie. Die Façade ein Plagiat der Pariser Börse, die anderen Theile unter aller Kritik, wie ein Pfandhaus. Dabei steht es um 10 Schuh zu tief.

— Waren Sie darin? — Gott bewahre mich. Ha Schlüter, mit deinem Götterwurf von einem königlichen Schloß. Deutscher Phidias, wie ein Herkules neben einer Ratte stehest du neben einem Schinkel. Und Berlin hat dir noch kein Denkmal gesetzt! Schande, dreifache Schande. Millionen von Menschen, Geheimräthe, Minister, Generäle, Wachtmeister, Polizisten, Künstler sind schon seit deinem Tode gestorben, Könige, aber ein Schlüter ist seither in Deutschland nicht geboren worden.

— Sie schwärmen — versetzte die Dame etwas kälter.

— Zu was habe ich denn meine Phantasie sonst? Nun sehen Sie dieses rothe Schülchen mit seinen Fensterchen, recht hübsch viereckig wie ein Bazar, recht roth, 32 Fenster einige Mal wiederholt, es fehlt weiter nichts darauf als die Narrenmütze von der Werderschen Kirche. Nirgends ein leuchtender Gedanke; wie ein schlechter Schriftsteller, der etwas durch tausendmal wiederholten Phrasen beweisen will, gar nicht fertig wird, und doch am Ende keinen Gedanken findet, um zu beweisen. Nein, dieser seit Jahren in allen Zeitungen so gepriesene Architekt — — — Raimund sah sich um, die Dame war fort, verschwunden. Sie ließ ihn ganz allein stehen.

Aus der Tour in der Stadt ward nichts, sie hielt ihn für verrückt. Ein Mensch, der es wagt, nach Berlin zu kommen und Schinkel und Lißt nicht anbetet, nicht verehrt, sondern sie sogar unter die Classe der offiziellen Mittelmäßigkeiten setzte, kann der für etwas anderes gelten? Raimund war zuerst etwas betroffen, doch machte er sich nichts daraus und ging seines Weges fort. Er beschloß schon wieder, Emilie aufzusuchen. An die Gräfin dachte er bereits nicht mehr.

## 5.

Ohne daß er sich davon Rechenschaft geben konnte, führten ihn seine Schritte in die Schützenstraße. Als er vor Minnas Wohnung vorüber ging, fand er ihre Mutter an der Thüre stehen. Wie, rief sie freudig aus, Sie sind noch hier! wir glaubten, Sie wären schon über alle Eisenbahnen. Warum sind Sie denn nicht mehr gekommen? Der Alte hat es nicht so übel gemeint, er ist nicht so böse wie er aussieht, hat sogar nach Ihnen gefragt. Raimund trat in ihre Stube. Mein Junge, fuhr sie fort, hat zwar immer behauptet, Sie wären noch hier, er weiß alle Ihre Tritte, aber meine Tochter glaubte es nicht. Denken Sie sich, sie ist seitdem Sie nicht mehr hier waren, in ihre alte Schwermüthigkeit verfallen, macht mir viel Gram, habe so meine Last. Mein ältester Sohn, der Soldat ist, liegt im Lazareth,— Raimund wußte aber, daß er keinesfalls die Ursache von Minnas Schwermuth sein konnte. Es giebt Mädchen, die

sich eine falsche Leidenschaft anschwatzen lassen, um ihre wahre darunter zu verbergen. Nicht lange dauerte es, so kam Minna. Sie war in der Kirche, sah ganz gelbblaß aus und schien sehr betrübt. Trotzdem war sie reizend, vielleicht noch reizender durch ihren stillen Kummer. Die Mutter entfernte sich, sie glaubte nicht anders, ihre Tochter liebt Raimund. Dieser entschuldigte sich so gut er konnte, wegen seines Ausbleibens, ergriff ihre Hand und fragte sie, ob sie denn ihre alte Leidenschaft zur Predigt noch nicht aufgegeben habe? Sie antwortete kaum. Wissen Sie, Minna, sagte Raimund, was Ihnen vor Allem nöthig wäre? Sie öffnete groß die Augen — Zerstreuung. Wollen Sie mit mir auf den Ball gehen? — Ich habe keine Lust dazu, ich möchte fort von hier und doch . . .

— Nun und doch fesselt Sie die Predigt — Minna erröthete.

— Ich kenne hier eine adelige Dame, die sucht ein nettes honettes Mädchen zur Begleiterin. Wäre Ihnen eine solche Stelle nicht angenehm? Sie verdienen jetzt doch wenig durch Arbeiten — Warum? — Weil Sie mehr in die Kirche gehen — Wie heißt die Dame? Raimund nannte sie — Minna fuhr von ihrem Sitze auf, — das ist ja dieselbe Gräfin. —

Raimund verstand sie — Aha, sagte er, jetzt weiß ich, warum Sie wieder in die Kirche gehen. Nun, jetzt ist er ja wieder frei, warum heirathet er Sie denn nicht? Diese vorwitzige Frage beleidigte Minna. Mädchen, die lieben, hören nicht gern eine Verdächtigung ihres Geliebten, auch wenn sie gegründet ist, weil sie auf sie selbst zurückfällt. Und diese Dame

hat er Ihnen vorgezogen! fuhr Raimund fort, er, der doch eine Frau ernähren kann. — Das wissen Sie ja auch nicht, fuhr Minna schmollend fort, die überhaupt es bereute, Raimund ihr Geheimniß entdeckt zu haben. Soll ich mit ihm sprechen? fragte Raimund — Gott bewahre, versetzte Minna. Auf Sie wird er viel hören, Sie glauben ja an gar nichts. Raimund bemerkte hier im Stillen die große Veränderung, die hier vorgegangen ist, er sah, daß die Mutter Recht hatte.— Nun, sagte er endlich, ich sehe, Minna, daß Sie mit Ihrer Liebe wieder stolz und menschenfeindlich geworden sind. Ich wünsche Ihnen alles Glück, leben Sie wohl und heirathen Sie ehe — Wie meinen Sie das? fragte Minna etwas zarter — ehe Sie verrückt werden oder an Kummer sterben, denn Sie sehen sehr krank aus. Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Mädchen. Sie hielt ihn zurück. Nun, sagte Raimund, indem er ihr scharf ins Auge sah, soll ichs der Mutter sagen? — Um Gottes-Willen nicht — Vielleicht sind Sie auch zu stolz um ihm selbst Alles zu gestehen. Lieben Sie denn so heftig? — Bis zum Ersticken, versetzte Minna traurig. Es ist mein Tod. — Diese Worte rührten den jungen Mann fast zu Thränen. Doch ich bitte Sie, fuhr Minna leise fort, sagen Sie Niemandem etwas davon. Ich weiß schon, daß ich keine Hoffnung habe, und — sie konnte nicht weiter. Und Sie beharren gewaltsam in diesem Zustand, fragte Raimund, wollen nicht mit Gewalt aus ihm treten? Ich bin ein armes Mädchen, sagte Minna, mit rührender Einfachheit. Nehmen Sie mir diesen Schmerz

so nehmen Sie mir auch das Herz mit. Ich fühle es. Welch eine tiefe und große Wahrheit, dachte Raimund. Wie groß, wie tragisch groß schien ihm dies einfache Volksmädchen. Ha, Ihr Romanenjäger, dachte er, die Ihr Schmerzen und Freuden erfindet, die nicht sind, dringt in die gewöhnliche Hütte des Dorfmannes, in den Keller des armen Stadtbewohners und Ihr werdet Hunderte von menschlichen Dramen finden, die Euch das Herz bis in sein letztes Inneres erschüttern. Lange blieb er still; Minna senkte das Haupt, Raimund küßte sie auf die Stirn und ging, indem er ihr Glück und eine bessere Zukunft wünschte. Sie hat Recht das fühlende Mädchen, dachte er, man kann ihr ihren Schmerz nicht ohne ihr Herz entreißen. Sie sind beide zusammengekettet, verwoben, verknüpft, eins und dasselbe.

---

## 6.

Den andern Tag erhielt Raimund wieder einen Brief und dies Mal einen sehr langen von seiner ästhetischen Dulcinea. Er lautete folgendermaßen:

„Sie waren gestern wieder so unausstehlich unästhetisch mit Ihren kecken oft sehr unzarten Paradoxen, daß Sie noch etwas Schlimmeres als meine Unhöflichkeit verdient hätten. Da dies aber dennoch eine Verletzung der Gastfreundschaft ist, so bitte ich Sie um Verzeihung. Ich hoffe, daß Sie galant genug, sein werden, um keine Notiz davon zu nehmen.

Ich hatte Ihnen so Vieles zu sagen, und da ich eigentlich

zu spröde dazu war, so ärgerte ich mich. Wie gefällt Ihnen dieses Geständniß? Doch Sie wissen, ich bin trotz meines Standes ohne Vorurtheile, nur bin ich eine Deutsche und bin stolz darauf.“ — Schon in diesen Zeilen hatte sie Raimund erkannt. Uebrigens kannte er sie bereits. Er hatte zur Regel bei Frauen auch oft bei Männern, genau darauf zu sehen, wie sie ihre Untergeordneten, Dienstboten und Andere behandeln, wo sie ohne Rücksicht sein können. Es giebt dies von vorn herein einen Maaßstab des Charakters und der Bildung. Die Gräfin nun, so gebildet sie war — sie verehrte nebenbei die schnippische Hahn-Hahn — hatte grobe Manieren, die man öfter noch bei Adeligen als bei den Bürgern antrifft. Sie befahl beständig und nie entging ihr ein dankendes Wort für geleistete Dienste von ihren bezahlten Untergeordneten. Dabei war sie nicht schön genug, um ihr diese Coutaden zu verzeihen, obschon sie einige Phantasie und ziemlich viel Belesenheit hatte. Als Raimund nun diese Phrase las, wo sie von ihrer Sprödigkeit spricht, lächelte er ironisch, er fuhr alsdann mit dem Lesen fort:

„Doch im Schreiben bin ich kühner, da kann ich meine Seele zeigen wie sie ist. Ich weiß nicht, Sie haben mich durch ihre wilden ungeregelten Reden so aufgeregt, daß ich an mir selbst ganz irre werde. Ich fühle mich so beengt, meine Seele ist wie gefangen in ihrem Etui, das sie gern sprengen möchte. Und wenn ich weinen möchte, muß ich lachen. Ich komme mir oft vor, als hätte ich geniale Gedanken. Können Sie mir dieses Räthsel nicht lösen“? — Wenn ich wollte, unterbrach sich

Raimund — Ich würde Ihnen noch mehr sagen. „Ich blicke oft gen Himmel, rufe Sternen und Mond herbei, damit sie mir Gesellschaft leisten.“ —

— Und sich auch langweilen — rief wieder Raimund aus.

„Aber wenn ich dann wieder in den Spiegel sehe, da denke ich, ja der Mond, dieser falsche Schmetterling hat wohl schönere Visiten zu machen. Er ist so neugierig, und dann — Nun ja, meinen Sie, daß der Mond Seele genug hat, um wahre Liebe zu begreifen, jene himmliche ätherische Liebe, die der Sohn der Wildniß so gut begriff, zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und doch nur ein Herz —

Ach, vielleicht schaut er jetzt in das Boudoir jener Dame, der Sie heute so galant den Karpfen reichten.“ — Raimund lachte laut auf — daß doch die Frauen sogar eifersüchtig sind, ohne je einen Beweis der Liebe gehabt zu haben, dachte er: doch der Brief war zu interessant. „Glauben Sie aber nicht, fuhr sie fort, daß ich Sie mit dem Monde vergleiche. Zum Beweise, wenn Sie mir morgen das Vergnügen schenken, mich zu besuchen, werde ich Ihnen Auskunft über jene Dame geben. Meine Köchin kennt sie“ — Puff, eine Verläumdung. — „Ich habe wenig Gesellschaft, besuche auch wenige. Ich hasse unsere Männer und auch die Weiber. Nur Bücher entschädigen mich zuweilen, aber ich weiß nicht, heute wollte ich lesen, es ging nicht. Ich war zu aufgeregt. Ich schrieb Ihnen daher diesen Brief. Ich hoffe von Ihnen eine recht lange Antwort. Sie sind mir sie schuldig.“

P. S. „Diese Woche las ich die Briefe Sands über die Ehe. Welch eine große Frau ist dieses Weib! Ich bin ganz ihrer Meinung. Wir Frauen werden alle mißverstanden, verkannt. Wir sind die Heloten der Männer, die uns nach Belieben Maaßregeln, Gesetze vorschreiben, und uns sogar in der Liebe mißhandeln. Sobald sich ein Mann von uns geliebt sieht, verläßt er uns und — nun ja, sucht sich eine Andere. Wir armen Frauen!" — Quelle blagueuse! rief Raimund aus!

Er las den Brief noch ein Mal. Er wußte wohl was ihr fehlte, und welches Räthsel sie gelöst haben wollte. Kaum wäre vielleicht das Eine gelöst worden, so hätte sie schon wieder ein neues zum Lösen aufgegeben, aber an Raimund irrte sie sich trotz ihrer halbversteckten Phrasen. Zur platonischen Liebe hatte er keine Zeit und zur Ptolmäischen war ihm ein schönes Landmädchen lieber als eine häßliche Gräfin, trotz ihres Adels und trotz ihres Geistes. Weder die Liebe noch die Ehe erhält sich im Geiste allein, wenn sich dieser nicht zur Schönheit und Grazie, oder zur Güte des Herzens und der Seelentugend paart. Alles Gewäsch hierüber ist lauter Romanenalfanzerei. Ein anderes ist es, wenn man sein Glück durch eine reiche Heirath machen will. Da kann man platonischehlich lieben, faute de mieux, oder auch wenn man alt und unkräftig ist. Nun aber hatte Raimund seine Liebeskraft viel besser anzuwenden. Verliebt war er nicht, im reinen Sinne des Wortes, er liebte freilich Emilie und liebte sie jetzt nach ihrem meisterhaften Be-

nehmen noch mehr. Aber diese Liebe war denn doch nicht der Art, daß sie sein Herz und Geist zugleich fesselte, daß sie ihn umspann. Diese Liebe entsteht entweder nur bei reiner Schönheit und Tugend oder nach langer Gewohnheit und nach langem Zusammenleben mit einer Grisette, die zu jeder Stunde ihre Güte, ihre Grazie und ihre angeborene unzerstörbare Tugend zeigt. Mehr als je hatte er Sehnsucht nach Emilie, er fühlte bereits, daß hier ein anderes Gefühl sich dazwischen stellen mußte, um seine Leidenschaft zu bekämpfen. Raimund kam übrigens nicht nach Berlin, um sich zu verlieben. Er hatte bereits ein Mal mit aller Kraft seiner Seele geliebt und mehr als ein Mal hält ein gebrechliches Menschenherz diese Lust und diese Qual nicht aus. Man liebt in Andern nur noch das, was man früher bereits geliebt hat. Freilich kann man bei der zweiten und dritten Liebe sogar glücklicher sein als in der ersten, aber das Hauptglück besteht immer noch in der seligen Erinnerung der ersten Liebe.

Et si l'amour est une fleur
Le souvenir en est l'odeur!

Aus Galanterie jedoch, auch aus Uebermuth, wenn auch aus Eitelkeit, denn wer ist nicht eitel genug um sich zu schmeicheln geliebt zu werden, und die Männer mehr noch als die Weiber, beschloß er ihr zu antworten und zwar recht toll und ausgelassen auf ästhetische, d. h. auf unsinnige Art.

## 7.

Wie anders war der Brief, den Raimund einen Tag nachher erhielt. Die Wahrheit der Gefühle leuchtete zu jeder Linie heraus. Er lautete folgendermaßen.

Lieber Freund!

„Sie hielten mich gewiß für undankbar, ach und für noch etwas schlimmeres, als ich Sie so plötzlich verließ, doch wenn ich mich auch vor der ganzen Welt nicht mehr schämte, und so tief war ich gesunken, so war es vor Ihnen. Nach dem, was Ihnen wegen meiner im Colosseum begegnet ist, lernte ich erst den Umfang meiner Lage recht kennen. Es kamen alle meine Jugenderinnerungen wieder lebhaft mir ins Gedächtniß, alle die goldenen Träume, denen ein junges Mädchen sich in seiner Unschuld hingiebt, Ich sah meinen seligen Vater ernst und mahnend vor mir stehen und wenn ich dann meine Vergangenheit mit der Gegenwart verglich, fuhr ich mit einem kalten Schauer zusammen. So lange Sie krank waren, hielt ich es aus, bei Ihnen zu bleiben, um wenigstens ein Drittheil meiner Pflicht abzutragen, hernach aber hatte ich den Muth nicht mehr, Ihnen in das Auge zu sehen, weil ich mich Ihrer unwürdig fühlte und Ihre ungewöhnliche Großmuth mir wie ein Stein auf dem Herzen lag. Wenn Sie mich wie andere Herren behandelt hätten, hätte ich es sehr gut ausge-

halten, man gewöhnt sich an Alles, auch an das Laster und lacht drüber weg, aber Ihre Zärtlichkeit, Ihre Aufmerksamkeit, Ihre Vorsicht in Worten mit mir, die ich sehr deutlich bemerkt habe, brachte mich zuweilen auf den Gedanken, als sei es mir noch möglich, einen braven Mann glücklich zu machen. Wenn ich dann an meine Lage dachte, so ward ich zuerst unzufrieden, dann mißmüthig und oft wüthend gegen mich und Sie. Ich hätte Sie hassen können wegen Ihrer zärtlichen Vorsicht. Warum nimmt er mich nicht für das was ich bin? so dachte ich. Doch das waren nur Aufwallungen, so wie sie jedes Mädchen hat, das Bessere siegte in mir, die Stellung meiner Familie, die ich mit Gewalt verletzte, lag mir wieder am Herzen und durch Sie ward ich wieder eine brave Tochter, und hoffe auch einst noch, eine brave Frau zu werden, wenn ich einen Mann in meinem Stande treffe, der so wie Sie denkt und handelt, doch daran zweifle ich. Um mich selbst zu bezwingen habe ich mir einen Dienst gesucht als Köchin. Ich war eine sehr gute Köchin, ehe ich Kammermädchen war. Hier habe ich deutlich gesehen, wie man es uns so schwer macht, brav zu werden. Es ist fast eine Unmöglichkeit, einen ordentlichen Dienst zu bekommen, wenn man einmal einen Fehler begangen hat, ordentlich als setzten sich die Leute darauf, ein armes Mädchen mit Fußtritten zurück in das Unglück zu stürzen. Ich kann nicht lügen. Ich habe den Leuten, bei denen ich war, alles gestanden und was habe ich da erleben müssen. Der Eine sagte gar zu mir, es wäre Schade für mich, wenn ich Köchin

würde, und gleich bot er mir Geld an. Aber als Dienstbote wollte er mich nicht, Andere ließen mich fast zur Thüre hinauswerfen, die Meisten hielten mich für eine Heuchlerin und doch war ich eigentlich als Dienstmädchen auf der Polizei eingeschrieben, wie wäre es erst, wenn ich noch tiefer gesunken wäre. Wie oft wünschte ich mir, ein Mann zu sein. Ha, ich wäre nicht gut, ich würde mich rächen bis zum Blute. Ich stand bereits wieder auf dem Sprunge, mich erst recht in dem Laster zu baden, als eine brave, schöne Frau, o, ein Engel von einem Weibe, sich meiner erbarmte und mich zu sich nahm. Ohne sie hätten Sie mich nie wieder gesehen und wenn Sie mich gesehen hätten, so hätte ich Sie mit Ihren Tugend- und Liebesphrasen ausgelacht. So sind wir Mädchen. Ist es unsere Schuld, wenn es die Leute mit Gewalt so haben wollen? Soll ich Hungers sterben weil ich ein schönes Gesicht habe? Nun und jetzt, was bleibt mir übrig! Meine zarten Hände sind bereits schwielig, doch ich klage nicht, ich habe es so gewollt, um Ihnen zu zeigen, daß Sie sich meiner nicht mehr zu schämen brauchen, wenn Sie künftig mit mir spatzieren gehen. Ich bleibe auch nicht Köchin, wenn ich nur hier ein halbes Jahr bleibe, so bekomme ich eine bessere Stelle, aber meine Madame ist so gut, so englisch, sie behandelt mich wie ihr Kind und der Herr auch, so daß ich mich glücklich fühle. Ich habe ihr Alles erzählt, von Ihnen auch. Wenn Sie mich besuchen wollen, sie ist sogar neugierig, Sie kennen zu lernen. Ich sage Ihnen sie ist ein Engel. Sie sagten doch immer ich sei so schön,

gegen sie bin ich häßlich. Ich habe nicht viel zu thun, habe auch schon meiner Familie geschrieben und erwarte Sie nächstens. Wir wohnen Dorotheenstraße Nr. ... Jetzt wenn Sie wollen, bin ich Ihre Geliebte auf immer. Ich habe schon gestern erst, eine Stelle als Kammermädchen haben können, doch liebe ich meine Madame so, daß ich sobald nicht von ihr gehe Sie giebt mir alle ihre Bücher zu lesen, ich brodire sogar jetzt, kurz ich werde mich jetzt selbst bald ernähren können und da ich die Männer kenne und sie darnach behandele, so wird es mir nicht mehr ergehen, wie in meinem ersten Dienst. Ich werde von nun an mehr betrügen, als betrogen werden, doch Ihnen sage ich Alles. Ich bin Ihnen zu gut.“

Ihre Emilie.

Alle Männer sind den Frauen gegenüber Egoisten. So sehr es Raimund freute, diesen Entschluß bei Emilie hervorgerufen zu haben, so wäre es ihm zuweilen doch lieber gewesen, er hätte sie zu jeder Stunde besuchen können, ohne von fremder Herrschaft begafft zu werden. Und dann machte Emilie als Hetäre herrliche Toilette, jetzt aber, wo sie dient, dachte er, sind die schönen Tage vorübe[illegible] Dennoch siegte in ihm auch das Bessere und er besch[illegible] den andern Tag zu besuchen und wo möglich ihr eine bessere Stelle zu verschaffen. Er dachte sogar daran, sie mit nach Paris zu nehmen, wo sie Niemand kennen würde. Dort herrscht weniger Vorurtheil. Schönheit und Grazie machen dort zuweilen ihr Glück noch,

ja es giebt Franzosen, die eher ein solches Mädchen heirathen, als ein unschuldiges unerfahrenes Gänschen, das einmal aufgeweckt, alle Thorheiten der Liebe schwindelnd durchwandelt. Die Erfahrung hat es oft schon bewiesen, daß solche büßende Frauen alle Pflichten der Ehe auf das genaueste, treueste und graziöseste erfüllen. Die Wege des Lebens sind verschieden, die des Glückes aber noch verschiedener.

Er hatte nun vor Allem den Brief der Gräfin zu beantworten, obschon er noch denselben Abend bei ihr zu Tische geladen war. Er antwortete ihr folgendermaßen.

Madame!

„Ich habe während meines Hierseins oft die Schelling'schen Vorlesungen besucht, Sie müssen daher verzeihen, wenn ich Ihnen in seinem Styl antworte, ich war entzückt von diesem Gottvollen Mann, ich glaubte mich oft in den Himmel versetzt. Als ich Ihren liebenswürdiggeistreichen Brief las, fühlte ich oft mit Schelling einen willenlosen Willen, ein seiendes Nichtsein, dann wieder ein seiendwerdendes und endlich ein reines Sein. Ich wäre gern bis zum purus actus gegangen, aber ich behalte mir das noch v[illegible]

Ihre Worte sind so klar und dunkel, so hell und so trübe, so weiß und so schwarz, so roth und so blau, daß ich mich darin wie in einem Farbenspiegel abspiegelte. Oft schienen sie mir grün wie die Natur, oft blitzten rothe Blut und Herzensstrahlen durch. Jetzt Veilchen, dann wieder Rose, dann wie-

der Lilie. Bescheidenheit, Schönheit und Stolz in eine ganz neue Blume verschmolzen! Oft war ich eitel genug ein Seinwollendes in Ihnen zu entdecken, aber die Negation der Afmation folgte gleich darauf, es war vielleicht nur ein potens potentiae. Thut nichts, wenn nur die Potenz einmal da ist, das Andere giebt sich von selbst.

Es scheint als glaubten Sie, ich hätte keine Ahnung von deutscher Liebe. Darin muß ich Sie eines selbstbeflissenen Irrthums zeihen. Jenes Hehre, Aetherische ist mir sehr bekannt. Aetherisch hat eigentlich die Bedeutung ewig. In so fern, gestehe ich, kann ich nicht für mich bürgen, aber jene reine luftige Liebe, die blos seufzt und stöhnt, die aus lauter Seelenwollust paradiesischlangweilig wird, ich kenne sie, habe mich selbst schon bewundert darin. Sie aber sind viel zu reizend, viel zu blitzend, um lange ihre Bekanntschaft auszuhalten.

Aber jene Liebe, wo die Seelen in Eins zusammenschlagen, wo sich Alles in einen Guß verschmelzt, wo man die Sonne für den Gott, die Sterne für Brautführer und den Mond für einen Virtuosen ansieht, jene Liebe kenne ich."

— Auf — rief Raimund aus!

„Doch wir Thoren! Wir glauben immer die Frauen zu kennen. Ein solches Weib wie Sie, das alle heterogenen Elemente in sich vereint, das Feuer und Wasser, Himmel und Erde in einem Mann umarmen würde, habe ich noch nicht gekannt. Sie setzen mich in Staunen. Ich falle stehend vor

Ihnen nieder, knieend bete ich Sie an, verehre Sie, und fühle mich besiegt bis in die Zehe meiner Empfindung. Sie sollten schriftstellern. Die Gräfinnen Hahn und Paalzow sind Weiber Ihnen gegenüber.

Es wird mir heiß um die Stirn. Ich fühle es, ich habe zuviel gesagt, und doch bleibt mir noch etwas zu sagen übrig. Ich fühle das um desto mehr, da man jenes blos durch Fühlen sagen kann."

Ihr gehorsamer Freund.

Entweder, dachte Raimund, sie versteht mich, lacht mich aus und giebt mir höflich den Abschied, oder sie ist entzückt von diesem Unsinn. Warum nicht? Eine Dame, die Lißt anbetet und die Paalzow für eine Schriftstellerin ersten Ranges hält.... Und so war es auch. Raimund wurde lächelnd und wohlwollend aufgenommen, — aber sein persönliches Benehmen stach ganz von seinem geschriebenen Feuer ab. Eine Französin hätte ihn nicht lange in dieser Doppeltstellung gelassen. Zuerst hätte sie ihn mit Witzen verfolgt. Von dem Augenblicke, wo sie sich geliebt geglaubt hätte, würde sie ihn mit ihren neckischen Bemerkungen so gestachelt haben, daß er entweder unternehmend geworden wäre, oder sich als Einfaltspinsel — bête — zurückgezogen hätte. Der Berliner Aesthetikerin genügte einstweilen das schriftliche Bekenntniß. Seine Passivität nahm sie als Schüchternheit an, und war darüber entzückt.

Dies Mal wurde Raimund überrascht. Man speiste bei Meinhard und sollte hernach nach Charlottenburg fahren, frei-

lich so eingerichtet, daß Raimund und sie allein in einem Wagen sitzen sollten. Bei Meinhard lernte Raimund einen Mann in den Funfzigen kennen, der aus der Rheingegend war und lange in Frankreich gelebt hatte. Ihre Grundsätze waren dieselben, sie schwatzten lange mit einander, zum Leidwesen der Gräfin und als es zum Ausfahren kam, gab er heftige Kopfschmerzen vor. Die Gräfin schlug ihm vor, mit ihr nach Hause zu fahren, wo er sich einige Zeit ausruhen sollte, aber Raimund gab eine allgemeine Müdigkeit vor und entwischte ihr, zu seiner großen Freude. Sie hatte ihn über alle Maßen gelangweilt. Essen und Trinken hatte aber für Raimund gar keinen Werth, er wurde in Noth und Kummer sehr streng erzogen und später als er Mittel hatte, sich dies Vergnügen zu verschaffen, konnte er ihm durchaus keine besondere Wollust abgewinnen. Er war zu jung und zugleich zu ernst dazu, um ein Gourmand zu sein, besonders da er sich oft selbst seine Küche besorgte.

Der Mann, mit dem sich Raimund unterhalten, sprach ihn sehr an, er versprach ihm, ihn zu besuchen. Sie hatten in einer halben Stunde sich gegenseitig lieb gewonnen. Es giebt geheime Anziehungspunkte zwischen den Personen, die gar nicht zu läugnen sind. Jener Mann sagte, er sei wegen Familienverhältnisse in Berlin, hätte einen reichen Bruder, der Beamter sei und der ihn fast um die Hälfte seines Vermögens betrogen hätte, er wolle jetzt mit ihm prozessiren. Dabei versprach er Raimund bedeutende Aufklärungen über das innere

Geäder des preußischen Staates, kurz Raimund versprach ihm, ihn den andern Tag zu besuchen. Als er nach Hause kam, sann er auf ein Mittel, sich von der Gräfin loszureißen. Er sann lange nach, denn grob wollte er nicht sein, da sie ihn doch zuvorkommend behandelte. Sie war ihm aber weder schön noch einfach genug, um seine Intrigue mit ihr fortzusetzen. Dabei hatte ihm Minna von ihr so Manches erzählt, das ihm Widerwillen einflößte, aber trotz seiner Erfahrungen wußte er kein Mittel, auf höfliche Art von ihr zu kommen. Er hatte zwar schon die heftigsten Diskussionen mit ihr über Literatur und Politik, aber sie verzieh immer. Er griff oft ihre religiösen Ansichten an, aber sie behauptete immer, sie würde ihn schon herumbringen. Es ist leicht eine Intrigue mit einem Frauenzimmer anzuspinnen, besonders mit einer geschiedenen Wittwe, aber nicht so leicht ist es, sich wieder loszumachen, besonders wenn die Bewerber nicht zu Dutzenden da sind.

Den andern Tag ging Raimund mit dem Fremden ins Odeum. Zuerst flanirten sie in Hennigs Rauch- und Wintergarten, dann gingen sie zu Günther. Immer dieselben Figuren. Leute, die sich Stundenlang hinsetzen, eine Tasse Kaffe trinken, eine Cigarre rauchen und sich einwalzen lassen, ohne ein Wort zu sprechen. Sie nennen das „deutsches Gemüth.“ Höchstens dringt ihnen der Ehestandswalzer und Krambambuli ein höhnisches Lächeln ab. Daß ein so indolentes Volk eine so rauschende Musik hat, ist sehr charakteristisch. Man glaubt, es wäre eine musikalische Leichenschau. Nirgends Leben, nirgends Anregung.

Man setzt sich hin, sieht und hört an und läßt sich ansehen. Diese Walzermanie jedoch hat in Deutschland den höchsten Gipfel erreicht, in Berlin aber am ersten. Zwar läßt sich in Berlin sonst kein öffentliches Vergnügen denken, und diese Taubstummensitzungen finden jeden Tag irgendwo statt. Hat man aber eine gesehen, so hat man alle gesehen. Alle Gärten bieten dasselbe. Und doch ist in Berlin das rührigste Volk Deutschlands. Jedoch sind sie erst im Werden. Daß sie in einem Uebergangspunkte stehen, läßt sich gar nicht läugnen. Die Berliner stehen einmal des Morgens früh auf und wundern sich, daß sie lauter moderne Jakobiner sind. Es fehlt nur noch der Uebergang der Frauen von ihrer Passivität, wenigstens zur Neutralität. Was blieb Raimunden übrig, als sich mit seinem Freunde an den Tisch zu setzen, eine Cigarre zu rauchen und zu plaudern. Raimund erzählte seinem Freunde, von seiner Verlegenheit. Dieser rieth ihm, er solle bei der ersten besten Gelegenheit ihr vorschwatzen, er sei ein Jude, der sich nie taufen werde. Raimund lächelte und versprach, das Mittel anzuwenden. Es war aber nicht nöthig. Raimund hatte bei ihr den Brief, den ihm Emilie schrieb, liegen gelassen. Er that dies ungern, er verlor ihn, aber wenn er es absichtlich gethan hätte, hätte das Mittel nicht besser wirken können.

Im Odeum bemerkte Raimund die Dame wieder, die er auf eine so romantischprosaische Art auf dem Gensd'armesmarkt zuerst erblickte. Ihre Blicke begegneten sich und Raimund war genöthigt die Augen niederzuschlagen. — Er konnte nicht von

der Stelle. Immer wieder wollte er in dieses Auge blicken. Ha, sagte er zu seinem Freunde, es geht etwas Gewaltiges in mir vor, je ferai une passion. Ich fühle die Vorboten einer zerstörenden Leidenschaft. Dieses Weib würde ich lieben, ich fühle es, es zuckt mir so im Herzen, wie einst als ich zum ersten Male meine Geliebte sah, und ich sehe ihr Blick weicht mir nicht ganz aus. Hierin aber irrte er sich. Die Dame war ganz vergnügt mit ihrem Manne und ihrem Kinde. Daß sie sich von einem Fremden bewundern ließ, war ganz gewöhnlich. Wer konnte auch in ihr Auge sehen, ohne auszurufen, das ist ein schönes Weib! Der Fremde lachte Raimund aus. Sie sind ein schwärmerischer Mensch, sagte er zu ihm, ein Gefühlsnarr. Was wollen Sie, versetzte Raimund ich bete die Schönheit an, aber nur die Seelenschönheit und die zeigt sich immer im Blicke, besonders in Deutschland, wo die Frauen nicht ihre Augen bearbeiten, wie in Frankreich. Das einzige Mittel ist, sie zu fliehen, ich fühle es, und Beschäftigung. Wie ist es aber möglich, nach einem solchen Blicke einer Dame wie die Gräfin, nur die Hand zu küssen. Es ist dies eine Profanation!

Er hatte dies auch nicht nöthig. Als er nach Hause kam, übergab man ihm ein Billet von der Gräfin folgenden Inhalts auf schlecht Französisch.

„Ich habe mich in Ihnen geirrt. Wie ich sehe sind Sie nicht von der nobelsten Gesellschaft. Es war von mir ein Amusement, ich wollte meinen französischen Accent durch Sie

korrigiren, denn das gestehe ich Ihnen zu, daß Sie besser französisch sprechen als ich. Sie haben es wahrscheinlich von Ihren Grisetten gelernt, wie diese hier einliegende Emilie. Hier schicke ich Ihnen diesen zärtlichen Brief, den Sie verloren haben zurück. Vergessen Sie mich!" — Das wird nicht schwer sein, dachte Raimund und holte frischen Athem. Aber es verdroß sie doch was Anderes noch, als die Bekanntschaft Raimunds mit Emilie, doch das durfte sie nicht sagen. Wieder eine begraben! rief Raimund aus. Que la terre lui soit legère! — Wehe meinen Nachkommen!

Gleich darauf machte er sich auf den Weg, um Emilie zu besuchen.

---

## 8.

Er fand diese ganz allein. Ihre Herrschaft war irgendwo eingeladen, da der Mann den andern Tag abreisen sollte. Raimund bewunderte die Toilette Emiliens. Sie war so einfach und so nett gekleidet und doch nur als Dienstbote. Das Grisettenhafte konnte sie nicht verbergen. Er wurde mit offenen Armen empfangen. Doch schien er kälter, gezwungener als gewöhnlich. Emilie merkte dies und bemerkte es ihm auch. Lieben Sie mich jetzt denn weniger? fragte sie etwas schüchtern. Höre, Emilie, sagte Raimund ernst. In der Gesellschaft, bei meinen Freunden gelte ich für einen Don Juan. Theils bin ich selbst schuld an dieser Meinung, durch meine Reden und

oft durch meine Geschichtchen, die ich erzähle, überhaupt durch meine Ansichten. Aber alle diese Leute kennen mich nicht. Ich bin weit tugendhafter als sie, die mich verdammen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und die Tugend habe ich immer respektirt Für mich sind Sie nicht mehr die Grisette, sondern ein braves tugendhaftes Mädchen und ich werde mich hüten, unsere frühern Verhältnisse auf die jetzigen anzuwenden. Wenn ich verlange, daß andere Herren Sie respektiren, so muß ich wohl selbst damit beginnen. Liebe ich Sie desto weniger? Keinesfalls. Im Gegentheil ich werde Sie gleich von vorn herein gewöhnen, wie ein ordentlicher Herr mit einem ordentlichen Mädchen ein Liebesverhältniß beginnt. Wenn ich sehe, daß ich Sie glücklich machen kann, so bin ich der Alte wieder, wo nicht, so suche ich Ihnen einen Mann. Fehlt dann alles, nun so bleiben wir doch vielleicht bei einander. Emilie hörte die lange Rede geduldig an, lachte nicht einmal, als er aber vollendet hatte, fiel Sie ihm um den Hals und drückte ihre feurigen Lippen auf seinen Mund. Das macht mich Sie noch mehr lieben, sagte sie und —

Nun Frauenküsse haben schon festere Entschlüsse wankend gemacht. Sie unterwühlen die stärksten Festungen von Grund auf und selten wiedersteht ein schwacher Mann dem starken Weibe in der Liebe.

Wie! rief später Emilie aus, ich werde Köchin, um Ihrer würdig zu sein, und Sie wollen den Tugendhaften spielen! Beide lachten laut auf. Ha, wenn ich wüßte, daß Sie eine

Andere lieben. Sie kennen mich noch nicht. Ihre Augen funkelten, Raimund hatte Furcht. — Sind Sie eifersüchtig?

— Schöne Frage, erwiederte Emilie. Es giebt kein Frauenzimmer, das nicht eifersüchtig ist. Das schlechteste Mädchen ist es, ich habe mich davon überzeugt unnd heftiger noch als Eure langweiligen Tugendhaften. Es giebt nur eine Frau, auf die ich nicht eifersüchtig wäre, auf meine Madame nämlich. Gegen die bin ich weder schön, noch gut. Ha, Sie sollten sie sehen, wie die gewachsen ist? Und die Güte selbst. Ich muß ihr alle meine Geschichtchen erzählen. Wir lachen oft wie zwei Bucklige, aber allein, ganz allein, wenn ich sie an- und ausziehe; denn ich bin auch ihr Kammermädchen.

— Und liebt sie ihr Mann?

Er betet sie an. Sie hat lauter Anbeter.

Liebt sie ihn wieder? fragte Raimund.

Das weiß ich nicht. Er thut ihr alles, was er ihr an den Augen ansieht, aber schön ist er nicht, auch kein Licht. Sie ist sehr zärtlich mit ihm, aber, aufrichtig, verliebt ist sie nicht. Hingegen betet sie ihre Kinder an. Das eine Mädchen, mein Augapfel sieht ihr ganz gleich.

— Ist ihr Mann eifersüchtig auf sie?

— Gar nicht. Er ist sechs Monate im Jahr nicht zu Hause, hat eine Anstellung an irgend einer Eisenbahn. Ich glaube, sie waren sehr reich, sind noch sehr vermögend. Sie hat, wie ich glaube, einen reichen Vater, der sich aber zum zweiten Mal verheirathet hat. Ich weiß das nicht so recht. Es sind vermö-

gende Bürgersleute. Aber Madame geht wie eine Gräfin und alles steht ihr, wie angegossen.

— Haben sie nie etwas mit einander vor?

— Da muß ich Ihnen eine Geschichte erzählen, die vor acht Tagen vorfiel:

Der Herr ist oft lange abwesend. Sie können sich denken, daß sich Madame oft langweilt. Ihre einzige Unterhaltung sind die Kinder und die Armen; denn sie thut mehr Gutes als in ihrem Vermögen steht. Da kommt der Mann nach Hause, überrascht sie mit den Kindern, die alle vor Freude weinten. Er aber war sehr müde und abgehetzt, dabei durchnäßt trotz seines Mantels und klagte über heftiges Ohrenreißen. Er legt sich ins Bett, sie sitzt neben ihm und plaudert traulich, indem sie seine Hand drückt. Da kömmt die Kleine, die sehr klug ist, mit dem Portefeuille ihres Vaters, das im Ausziehen aus dem Rocke auf den Stuhl fiel. Sieh, Mama, sagte das Kind, Haare, lange Haare! Wirklich waren zwei Lockenflechten in dem Portefeuille. Sie erblaßte, untersuchte die Haare und legte sie wieder in das Portefeuille, stand auf und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. In diesem Augenblicke hätte ich ihn erdrosseln mögen, ich hätte auch nicht geschwiegen. Madame glaubte nun nicht anders, ihr Mann hätte noch eine Geliebte, da wo er gewöhnlich ist, die ihm Haare als Pfand der Liebe gab. Langeje doch konnte sie nicht schweigen, es platzte endlich heraus, und er saß da im Bette und schmunzelte so recht, als wenn er sagen wollte: Nicht wahr, die Leute sagen ich wär nicht

schön, aber es giebt doch noch Mädchen, die mich lieben? Dieser Gedanke schmeichelte ihm so, daß er damit sogar prahlte und seine Frau damit neckte. Nun kam sie aber mit der großen Stimme. Lange hielt sie es nicht aus, sie ist zu gut dazu, sie brach in heftiges Weinen aus. Endlich erbarmte sich der Alte. Na, na, sagte er, komm ein Mal her lieb Annchen, betrachte einmal recht diese Haare, vielleicht erkennst du sie! Sie ließ sich das nicht zwei Mal sagen, untersuchte sie recht genau und plötzlich stieß sie einen gellenden Schrei aus und umhalste fast eine halbe Stunde ihren Mann. Ich habe selbst vor Freude geweint, ich wußte nicht warum, aber nichts ist so ansteckend als das Weinen.

— Es waren ihre eigenen Haare? fragte Raimund.

— Nein die der Kinder. Als ihr Vater fortging, schnitt er jedem eine Locke ab, damit er sie beständig vor sich habe, und er that dies verstohlenerweise, als sie noch schliefen. Die Mutter selbst wußte nichts davon. Raimund war von dieser Scene gerührt. Er war nun neugierig, diese Dame kennen zu lernen und versprach, den andern Tag wiederzukommen.

Als den folgenden Tag Raimund schellte, machte ihm eine Dame die Thüre auf. Er blieb sprachlos stehen. Es war dieselbe Dame, die er zuerst auf dem Markte und dann wieder im Odeum sah. Auch sie war ein wenig betroffen, hieß ihn jedoch willkommen und sich setzen. Er hatte kaum gesagt, daß er Emilien besuchen wollte, so empfing sie ihn schon etwas herzlicher. Also Sie sind der brave Herr, der die Mädchen

dem Laster entzieht. Raimund konnte fast gar nicht antworten. So keck er sonst war, so schüchtern war er dieser Dame gegenüber, er entschuldigte sich sogar. Madame übrigens machte ein überschwängliches Lob von ihrem Mädchen und da sie gerade ausgegangen war, so benutzte Raimund die Gelegenheit, um sich sobald als möglich zu entfernen. Er fühlte sich genirt in der Gegenwart dieses Weibes, das er fliehen wollte und das ihm der Zufall so zu sagen verfolgend in den Weg stellte. Unterdeß konnte er eine Einladung zum Mittagessen nicht abschlagen. Als Emilie nach Hause kam, neckte sich Anna, so hieß die Dame, über die Schüchternheit Raimunds. Geben Sie Acht Madame, sagte diese, das ist ein listiger Fuchs. Der ist nicht schüchtern, ist auch gerade nicht herausfordernd, aber er kennt seine Gänge, er stürzt nicht in die Damenherzen, sondern schleicht sich ein und setzt sich um desto sicherer darin fest. Er hat es bei mir auch so gemacht. Er hat's hinter den Ohren. Anna lachte. Sie erzählte Emilie nun, daß sie ihn schon kenne, und daß sie ihn mit der Gräfin auf dem Markte gesehen habe. Das war genug für sie, um ihn zu quälen; denn Emilie war eifersüchtig und jetzt noch mehr als früher.

Beim Mittagessen hatte Raimund nur Augen und Mund für Anna. Ihr schwarz seidenes Kleid stand ihr zum Entzücken schön, dabei trug sie ein Fanchon von Spitzen, das unter dem Kinne graziös geschleift war. Ihr Mann, der dies sah, freute sich ebenfalls. Es schmeichelte ihm, daß Fremde seine Frau bewunderten, besonders da er vollkommenes Zutrauen zu ihrer

Treue hatte. Von Emiliens Verhältniß wußte er nichts. Er reiste übrigens den andern Tag wieder ab und sollte 8 Tage abwesend sein. Obschon nun Raimund sich vorgennommen hatte, so viel als möglich die Dorotheenstraße zu meiden, so ging er unwillkührlich fast jeden Tag hin. Sein Benehmen war immer anständig. Emile freuten seine Besuche, besonders seitdem er ihr den letzten Brief der Gräfin gezeigt hattte. Bald aber merkte er, daß er nicht mehr Emiliens halber dieses Haus besuchte. Diese übrigens quälte ihn durch ihre Eifersucht und er fühlte bald wieder die Wahrheit seines alten Paradoxons, daß es in der Liebe kein größeres Unglück gäbe, als wenn man zu sehr geliebt wird.

Eines Abends saßen sie traulich beim Thee zusammen. Es waren noch einige Freundinnen Anna's da; denn selten empfing sie ihn allein. Da sagte eine zu ihr, ich weiß nicht, es scheint mir, als finde ich einige Aehnlichkeit zwischen diesem Herrn und Dir. Raimund, der dies hörte, näherte sich dieser Dame und dankte ihr für das Compliment. Er wollte eben ihr sagen, daß er nie noch eine Dame gesehen habe, so schön wie Anna, geschweige denn einen Herrn, aber er unterdrückte dieses Compliment, wohl wissend, daß es sich nicht ziemt, in Gegenwart mehrerer Damen, eine besonders hervorzuheben. Es muß da immer ein Gleichgewicht von schönen Eigenschaften hervorgehoben werden; denn keine Dame verzeiht leicht diese Unschicklichkeit. Man muß nie mit einem Frauenzimmer von der Schönheit einer andern sprechen, sie fühlt sich indirekt

beleidigt und läßt es einen auch fühlen. Und mit Recht. Er antwortete daher, daß er sich sehr geschmeichelt fühle, einige Aehnlichkeit mit einem Frauenzimmer, diesem Meisterstück der Natur, zu haben — er blickte seitwärts gegen Anna, die ihm auch mit einer Ecke des rechten Auges stillschweigend dankte, mußte aber bedauern, daß dies nur ein Compliment sei. — Ich spreche ganz im Ernst, sagte jene Dame wieder, Sie haben dieselbe Nase, dieselbe Stirn wie Anna. Nun wurde confrontirt. Einige fanden gewisse Aehnlichkeit, Andere nicht. Unterdessen hatte Raimund hart neben Anna gestanden, er hatte sie leiblich berührt, gezuckt und das Zucken hatte seine elektrische Wirkung nicht verfehlt. Es ist ein Seelenglück für einen liebenden Mann, nur den Rocksaum seiner Geliebten zu streifen, aber dies Streifen ist gewöhnlich der Anfang des Anfangs. Die Liebe wirkt elastisch wie eine Elektrisirmaschine. Ein Druck, ein Funke und — die Explosion folgt darauf.

Einige Tage später besuchte Raimund wieder Emilie. Er besuchte immer diese nur, meinte aber Anna, dies aber in keiner bösen Absicht, er war blos vergnügt, in ihrer Nähe zu sein. Er blieb den ganzen Abend und erzählte während mehr als fünf Stunden von seinem früheren Leben, von allem dem, was er gelitten und ausgestanden, wie ihm die Damen immer aus der Noth halfen, kurz einen ganzen Roman von Wahrheit und Dichtung. Solche Erzählungen beschäftigen die leichterregte Phantasie des Weibes sehr. Das fühlte Shakspeare schon, er, der die Frauen durchschaute, als er seinen Mohren von

Venedig schrieb. Raimund hatte den ganzen Abend erzählt und als er fort war, schien es den beiden Frauenzimmern, als wäre er nur einige Minuten da gewesen. Beide überboten sich nun in seinem Lob und Emilie freute sich dessen. Sie dachte weder an die Vergangenheit noch an die Zukunft. Nur die Gegenwart beschäftigt die Liebe.

Nun ist aber die Liebe kein Spielzeug. Eine Kette von tausend Kleinigkeiten wächst sie gleich häuserhoch. Sie verdoppelt mit jeder dieser Kleinigkeiten ihre Zahl. Eins, zwei, vier, acht, u. s. w. bis in's Unendliche. Es ist dies auch in der Natur. Jedes Neue ist dem, dem es entsprungen, ganz gleich. Die Reziprozität ist in der Natur absolut. So wie ein Tiger einen Tiger, ein Mensch einen Menschen, eine Blume eine Blume hervorbringt, eben so zeugt eine gute That die andere — ha, diese keimen rascher als man glaubt — ein Verbrechen das andere, ein Laster das andere. Und ebenso ruft Liebe wieder Liebe hervor, und zwar, wie ich schon bemerkt, in doppelt aufsteigender Zahl. Es rühme sich kein Frauenzimmer, vor ihr geschützt zu sein, wenn sie nicht auch das Leiseste in ihr vermeidet, es rühme sich kein Frauenzimmer einer platonischen Liebe. Ihre Treue kann sie bewahren, die fleischliche Treue, weil sie sie nicht achtet, weil sie vielleicht überhaupt nicht für sinnlichen Reiz Gefühl hat, aber ihr Herz kann sie nicht bewahren. Und was bleibt dem Manne noch, wenn ihm das Herz seiner Frau fehlt? — Doch wie wenige

besitzen es. Wir verstehen unter Treue etwas Anderes. Und ich will meine Leserinnen nicht lange in Zweifel lassen. In diesem Sinne blieb Anna ihrem Gatten treu, aber wie sah es mit ihrem Herzen aus? Es stand bereits in Gefahr. Anna hatte nie geliebt. Zu sechszehn Jahren wurde sie verheirathet, ohne daß sie gefragt wurde. Sie gab ihrem Manne Alles, was sie ihm geben konnte, Zärtlichkeit, eheliche Treue, Mutterliebe, häusliche Pflege, aber geliebt hatte sie dennoch noch nicht, das fühlte sie erst jetzt. Nun aber muß jedes irdische Geschöpf durch diese Feuerprobe, und wehe dem Manne oder dem Weibe, die den heißen Stachel der Liebe nicht empfunden. Sie mögen noch so viele Bildung haben, sie bleiben grausam, hart und werden zuletzt unmenschlich. Ja, es ist sogar ein Unglück für Kinder, wenn ihre Mutter nie Liebe empfunden hat. Die Mutterliebe ist erst das zweite Gefühl der Liebe, ist aber nur stark und groß, wenn sie erstere gekannt hat, dann ersetzt sie sie doppelt und dreifaltig.

Bei einer keimenden Leidenschaft giebt es viele Anknüpfungspunkte, die beständig wechseln. Kaum aber ist der eine verschwunden und abgenutzt, so erscheint ein anderer, ähnlich den Wellen des Meeres, wovon eine die andere vertreibt, verstößt, verschlingt, um immer wieder größer, rascher, mächtiger zu erscheinen. Raimund hatte in seiner Geschichte den Umstand hervorgehoben, daß er seine Eltern nicht kannte, er hob besonders in rührenden Worten das Unglück hervor, so zu sa-

gen, keine Mutter gehabt zu haben. Er ereiferte sich in diesem Gedanken und in solchen improvisirten Momenten war Raimund Poet. Im heißesten Moment seiner ausgedrückten Empfindung sah er eine Thräne in Anna's Augen, sie drückte ihm unwillkührlich die Hand. — Sie haben Recht, sagte sie, ich theile gleiches Schicksal mit Ihnen. Auch ich habe nie meine Mutter gesehen, und mein Vater hat mich gleichgültig behandelt. Uebrigens habe ich nicht einmal einen Vater.

Raimund wurde nun selbst neugierig und Anna versprach ihm auch ihre Lebensgeschichte zu erzählen, sobald sie dazu aufgelegt sei. Es ist eigentlich ein Roman, sagte sie. Ha, schrie Raimund, das ganze Leben ist ein Roman. Nur die deutschen Romane sind das Leben nicht. Unsere Schriftsteller brauchten nur selbst zu leben, um es zu schildern, es sind aber fast lauter Tugendpedanten. Das Leben liegt bunt vor ihnen, und sie meiden es, vertiefen sich in die Wälder ihrer wirren Phantasie und erfinden Dinge, die nicht sind, oder die nicht werth sind zu sein. — Er hielt inne. Es kam ihm eine andere Bemerkung. Zuerst die Censur, dann fühlte er selbst, daß es sehr schwer sei, einer Leidenschaft Schritt vor Schritt zu folgen und immer dabei spannend interessant zu bleiben. Er fühlte dies in sich selbst am Besten, in diesem Augenblicke besonders. Der Geliebte kann Tage lang seiner Göttin zu Füßen sitzen, und ihr in's Auge schauen, aber der Leser langweilt sich bald daran; er verlangt Anderes, Thatenreicheres, und doch ist bei einer Liebe das Geringste bedeutend. Nur

einem Schriftsteller ist diese Herzensschilderung gelungen, Göthen in den Wahlverwandtschaften.

Sie erzählte sie ihm aber nicht so bald, es vergingen noch mehr als vierzehn Tage. Ihr Gatte war bereits wieder zurück und wieder abgereist, der übrigens Raimund sehr liebte und ihm empfahl, seine Frau recht gut zu amüsiren. Eine weitere Absicht übrigens hatte Raimund gar nicht, zum ersten Male liebte er, was die Deutschen platonisch nennen, aber sicher war er seiner nicht, dazu war er noch zu jung.

Endlich an einem traulichen Abend willfahrte sie Raimund's Bitten und erzählte ihm ihre Geschichte. Sie wußte sie von ihrer Tante, weder Vater noch Mutter unterrichtete sie davon.

Mein Vater, sagte sie, war der Sohn eines Adeligen. Dieser starb und seine Mutter, die ohnedies bürgerlich war, heirathete wieder einen Bürgerlichen und gebar noch einen Sohn. Sie wohnten am Rheine. Diese zwei Stiefbrüder haßten sich, sie waren verschieden an Geburt, an Schönheit und an Gesinnung. Meine Mutter — meine Tante sagte, ich sehe ihr aus dem Gesichte ähnlich — war ein einfaches Düsseldorfisches Mädchen. Der jüngere Bruder, ihr Nachbar, liebte sie und wurde wieder geliebt, der ältere — er war um zehn Jahre älter — verlangte sie zur Heirath. Er hatte Namen und eine Stelle, dabei war er sehr reich, weil er all das Vermögen seines Vaters besaß. Vergebens widersetzte sich meine Mutter dieser Heirath, ihre Eltern zwangen sie, sie wurde fast ohnmächtig zum Altare geschleppt — denn — sie war schwanger und

hatte es sogar ihrem Vater gestanden. Der aber mußte sein Glück durch diese Heirath machen, seine Tochter war ihm abgekauft. Sie war die schönste am Rhein. — Emilie lächelte ironisch — Kein Wunder, sagte Raimund, Sie gleichen ihr. — Kurz, fuhr Anna fort, nach einigen Monaten der Heirath kam ich mit noch einem Bruder als Zwilling zur Welt, und meine Mutter starb, wie sie es wünschte, denn sie liebte ihren Stiefschwager. Mein Vater wußte Alles. Den Jungen ließ er in einer Pension, einer Art Kloster, erziehen und ich blieb bei der Tante, bis er mich verheirathete. Er hat mich noch nie besucht, hat übrigens zum zweiten Mal geheirathet und hat noch mehr häßliche Töchter, die verheirathet sind. Er schickte später den Sohn, meinen Bruder, nach Frankreich und Amerika, was aus ihm geworden, weiß ich nicht, darum, bester Freund, hat mich Ihre Geschichte so interessirt. Nun kennen Sie die meinige. Sie hatte sie kurz erzählt, aber sie brachte eine tiefe Erregung bei Raimund hervor. Wenn ich dieser Bruder wäre, dachte er bei sich, doch wie so dies erfahren? Er sann darüber einige Tage nach, ließ jedoch das Ganze fallen, er liebte Anna zu sehr, um nur eine Schwester in ihr zu sehen. Es wäre dies nicht möglich, dachte er.

Unterdeß wuchs ihre beiderseitige Leidenschaft still fort. Eines Abends, als sie allein in dem Salon waren, und wegen des Mondscheins kein Licht hatten, sagte Anna zu Raimund: Emilie hat sich bei mir beklagt, Sie liebten sie nicht mehr, Sie seien so kalt gegen sie. Das arme Mädchen hat Recht,

versetzte Raimund, und die Ursache dazu wird Ihnen bekannt sein? — Mir? fragte Anna, indem sie die Wimpern senkte. Ha, Anna, rief Raimund aus, Sie wissen es, Sie sehen es, Sie fühlen es, daß ich nur Sie liebe. Die Nemesis der Liebe hat sich schrecklich an mir gerächt. Ich habe schon so manch schönes Herz verschmäht, und jetzt liege ich hoffnungslos vor einem Weibe, das nicht lieben darf. Ich habe Strafe verdient, doch diese ist zu hart. — Anna antwortete nicht. — Raimund ergriff ihre Hand, drückte sie, bedeckte sie mit Küssen, Anna ließ sich, vom Taumel der Sinne hingerissen, gehen. Da wagte er es, sie auf die Lippen zu küssen. Sie zuckte, gab ihm den Kuß zurück. Ich liebe Dich, Anna, seufzte Raimund, indem er sie an sein Herz drückte, wie ich noch kein Weib geliebt, und immer verwirrter wurde seine Leidenschaft und immer kühner wurden seine Sinne, — da mit einem Male erwachte das tugendhafte Weib, sie stieß einen Schrei aus, lief in das Nebenzimmer, holte ihr kleinstes Kind, trug es auf dem Arme und kam zurück. Jetzt, sagte sie zu Raimund, jetzt fürchte ich Sie nicht mehr, jetzt darf ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe. Sie drückte ihr Kind an ihre Brust und Raimund küßte es, als wollte er um Verzeihung bitten. Ich werde Sie nie mehr allein sprechen, sagte Anna zu Raimund, mein Schutzengel hier, sie küßte ihr Kind, soll mich immer begleiten. Ich bete Sie um so mehr an, versetzte Raimund, ja ich bitte Sie um Vergebung. Ich verzeihe Ihnen gern, um so mehr, als ich mir zuerst verzeihen muß, ich

bin nicht strenger gegen Andere als gegen mich, und nun gute Nacht. Sagen Sie doch Emilie noch gute Nacht, ehe Sie gehen. Anna reichte ihm die Hand und Raimund ging. Madame, sagte er im Fortgehen, es giebt gewisse Momente im Leben, die man nie vergißt. Nie werde ich diesen Moment vergessen, er wird als ewige Erinnerung in meinem Herzen blühen, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Tugend werden darin um so mehr Verehrung finden, da Sie mir das süße Wort Liebe stammelten. Noch nie schien mir dieses Wort so heilig als in Ihrem Munde. — Schmeichler, sagte Anna, Emilie hat mir wohl gesagt, daß Sie einem Mädchen den Verstand rauben mit einem Kusse, sie hat mich sogar gewarnt vor Ihnen. — Nicht ich, Madame, bin gefährlich, Ihre Schönheit, Ihre Grazie, und vor Allem Ihre Tugend ist es. Die Tugend reizt noch viel mehr als das Laster, besonders wenn sie so perlenächt ist wie die Ihrige. Leider nimmt man in unserer Gesellschaft oft die Häßlichkeit für die Tugend. — Ich weiß nicht, sagte Anna, Sie drehen Einem jedes Wort im Munde herum. Ich bin noch nicht sicher vor Ihnen. — Sie sprach letztere Worte zitternd aus. — Es entstand eine kleine Pause. Hören Sie, sagte Anna endlich, ich will mich Ihnen ganz vertrauen. Ich habe früher auch oft mit den Lippen gezuckt, wenn man von untugendhaften Weibern sprach, jetzt aber sehe ich selbst ein, daß Niemand vor sich selbst sicher ist. Vor Liebe schützt nur Liebe. Versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, daß diese Szene sich niemals wiederholen wird. —

Madame, versetzte Raimund, glauben Sie mir, alle Herren, die ein Herz haben, achten die Tugend einer Frau, nur Gekken und Bösewichte sprechen von ihren Erfolgen. Ich habe es nie geglaubt, wenn ein Herr sich seiner Heldenthaten bei Frauen rühmte, und oft kam ich in böse Händel hierüber, denn die Eitelkeit dieser Gecken übersteigt noch ihre Dummheit. Jeder Herr, der so etwas von einer Dame ausspricht, sollte aus jeder guten Gesellschaft verbannt sein, denn was bleibt einer Frau übrig, verliert sie in unserer vorurtheilsvollen Gesellschaft ihren Ruf. Aber sie können darauf zählen, daß Sie von nun an mir heilig sind. Anna reichte ihm noch einmal die Hand zum Kusse und Raimund entfernte sich.

Als er fort war, beschloß Anna, alles Vorgefallene ihrem Manne zu schreiben. Sie hatte auch bereits den Brief geschrieben, aber über Nacht kömmt Rath. Sie dachte, bis jetzt bin ich sicher. Sollte ich mich ferner schwach fühlen, dann sage ich Alles. Ha, dies Schreiben, dies Zögern, dies Auffahren, alles zeigte, daß Anna zum ersten Mal liebte. Bei einem jeden andern Herrn als Raimund wäre sie gefallen.

Emilie merkte dies. Sonderbarerweise war sie stolz darauf.

Zu Hause angekommen traf Raimund den Jungen Fritz, Minna's Bruder. Der sonst so lustige Junge war ganz bestürzt. Raimund stutzte. Lieber Herr, sagte der gute Junge, indem er zu schluchzen anfing, wissen Sie kein Mittel, um meine Schwester zu retten, sie ist sehr krank. Mutter hat gesagt, Sie hätten Einfluß auf sie, sie spricht nicht, ißt und trinkt nicht

und liegt schon 8 Tage zu Bette. Ach du mein Gott, wenn die stirbt, bleibe ich nicht mehr zu Hause. Die allein hat mich immer vertheidigt und hat mir alle Woche fünf Groschen geschenkt. Raimund war sehr betrübt bei dieser Nachricht. Geht sie denn nicht mehr in die Kirche? fragte Raimund. — Schon seit acht Tagen nicht mehr. Kennst Du den Pfarrer......? — Ach ja. Er hat sich wieder verheirathet. Ich weiß Alles, Mutter weiß nichts. — Raimund seufzte. Da wird ihr leider nicht zu helfen sein. — Ach, du mein Gott, schrie der Junge immer lauter. Mutter stirbt vor Gram und ich — ach Herr, nehmen Sie mich mit nach Paris! Sehen Sie, ich thue Ihnen Alles, ich habe ein Handwerk, kann schreiben und lesen, Französisch lerne ich auch bald. — Und was willst Du in Paris? — Hier ist nichts zu verdienen. Mein Bruder ist unter uns gesagt ein Lump, er trinkt gern. Mutter schickt ihm den letzten Pfennig Wenn ich aber groß bin, will ich Vater und Mutter ernähren, will meinem Vater zeigen, daß ich kein Taugenichts bin. Ich denke so manchmal nach. — Herzensjunge sagte Raimund, komm gieb mir Deine Hand. Deine Mutter hat Recht. Nun ja wenn ich wieder in Paris bin, kommst Du zu mir, hier hast Du meine Adresse, ich verschaffe Dir Arbeit. Ich brauche nur zu erzählen, was Du hier gesagt hast, und jeder nimmt Dich auf. Und hier hast Du zwei Thaler für das Wochengeld das Dir Deine Schwester lange nicht mehr geben wird. — Fritz entfernte sich langsam. Minna hat Recht sagte er, Sie haben ein gutes Herz. Die Berliner sind nicht

alle so, die schämen sich mit armen ehrlichen Leuten umzugehen, wenn man nicht gerade so geputzt ist wie sie. —

---

## 9.

Gern hätte Raimund Minna besucht, aber die verschiedenen Gefühle, die auf ihn in der letzten Zeit einstürmten, hatten ihn so erschüttert, so aufgeregt, daß sein Körper, seine Gesundheit darunter litt. Er fühlte, daß er einer Crisis entgegen gehe, er ahnte einen festen Entschluß, der in der Ferne seines Seelenhorizonts sich zeigte, alle die Federn seiner Elastizität waren abgespannt, er fühlte sich krank und war es noch mehr als er glaubte. Er suchte Zerstreuung in einem ernsten Buche, aber auch dies kostbare Mittel verfehlte jetzt seine Wirkung, er mußte sich zu Bette legen, der Zustand seiner Seele wirkte zurück auf seinen Körper. Er hatte das Fieber und mußte das Zimmer hüten.

Sein fremder Freund besuchte ihn mehrere Male, Emilie pflegte ihn. Es wußte Niemand, was ihm fehlte. Es giebt Krankheiten, die noch gar keinen Namen haben.

Einige Tage später kam sein Freund zu ihm, ganz aufgerezt und wie außer sich. Raimund merkte dies und fragte ihn darum. Ich habe so eben eine Scene mit meinem Bruder gehabt sagte er, die mir alle Fibern aufjagte. Es fehlte wenig, so hätte ich ein Verbrechen an ihm begangen.

— Wer ist denn dieser Bruder? fragte Raimund.

— Der reiche Justizrath von C. —

— Ha, sagte Raimund, Emiliens alter Freund. Ich kenne seinen Namen.

Es ist mein Stiefbruder, versetzte der Freund. Darauf erzählte er ihm einiges, das ganz mit der Geschichte Annas zusammenpaßte.

— Ich kenne Ihre Tochter, versetzte Raimund.

— Sie? versetzte der wackre Mann. Wie so?

Darauf erzählte Raimund die Geschichte Annas. Jene hübsche Frau, die wir im Odeum sahen.

— Ha, versetzte der Alte. Und doch darf und kann ich sie nicht an mein Herz drücken. Ja, wenn ich reich wäre. Doch werde ich ihr schreiben.

— Ich werde es ihr selbst sagen, versetzte Raimund. Doch haben Sie die Kinder je gesehen? Erinnern Sie sich des Knaben?

— Ich habe sie zwei Tage nach ihrer Geburt an mein Herz gedrückt. Ihre Mutter schickte sie mir verstohlenerweise. Acht Tage darauf starb sie.

— Hatten sie keine besondere Kennzeichen?

— Der Knabe hatte ein kleines Mahl an der Stirn wie ich.

— Vater! schrie Raimund auf, Sie sind mein Vater. Ich bin Ihr Sohn! Er fiel ihm um den Hals. Es entstand eine lange Pause. Raimund erzählte nun, wie er in der Pension

war, und wie er dort fortgeschickt wurde, als man nicht mehr für ihn bezahlen wollte.

— Ha, schrie der glückliche Vater auf. Daran war ich Schuld. Ich drohte ihm, dir Alles zu entdecken, damit du deine Mutter an ihm rächen sollst. Er schickte dir alsdann eine große Summe Geldes, damit du nach Amerika gehen solltest, so sagte er mir heute noch, es scheint aber, als habe sein Vertrauter die Summe behalten.

— Ich verzeihe ihm, sagte Raimund. Ich danke ihm sogar dafür. Raimund erzählte darauf seine Liebe zu Anna und wie sie ihn vor einem doppelten Verbrechen gerettet habe.

Nun sollte überlegt werden, was zu thun sei. Höre, mein Sohn, sagte jetzt der gerührte Vater. Ich rathe dir sobald als möglich abzureisen. Ich selbst werde dir folgen. In der Liebe hast du selten Glück, das höre ich an Allem, was du mir erzählst. Ich kenne Berlin besser als du. So lange du fremd warst uud durch deine Paradoxen Aufsehen machtest, kamst du in die Gesellschaft. Bleibst du aber hier, so wirst du wie die andern verstoßen, besonders mit deiner Gesinnung. Ein deutscher Schriftsteller hat noch keine Menschenrechte. Der geringste Possenreißer, der, gestern Koch oder Jäger, heute plötzlich Schauspieler wird, hält sich für eine würdigere Person im Staate als der vagabonde Schriftsteller. So lange du sie amüsirst, hören sie dir zu, sagst du aber die Wahrheit, dann jagen sie dich fort oder geben sich den Anschein, als verachten sie dich. Dabei mußt du immer hübsch

elegant sein und dich zieren wie ein Geck. Oder willst du Staatsprofessor werden? Dazu hast du zu viel Geist und Talent. Wenn jetzt ein Schriftsteller in allen Fächern durchgefallen, wenn er bewiesen, daß er zu gar nichts mehr Talent hat wird er Professor oder Privatdozent. Er braucht nur zu allem ja sagen, was der Staat ihm vorsetzt. Es sind dies die invaliden Kostgänger des Staates. Wirken kannst du in Berlin gar nichts. Die Hoffnungszeit von 1841 ist vorüber. Es war ein Fieber. Die Leute leben doch, und Allah ist groß. An Familie sollst du dich nicht ketten. Du bist im Stande, heirathest aus Güte. Ein Schriftsteller aber, der frei bleiben will und mit seiner Person für seine Principien einstehen muß, hat böse sich an einen Schollen binden. Der Mensch, der freie Mensch ist nicht wie der Baum des Feldes, daß er an seiner Wurzel hängen bleibt oder stirbt. Geh' nach Frankreich, nach England, schreibe französisch oder englisch, wenn du eine Mission hast, wirst du sie vollbringen. Es bleibt nichts unbenutzt. Ein Saamenkorn das hier sich verliert, trägt ein Vogel oft auf eine Felsenritze, das dort die schönsten Früchte trägt. Die Menschheit aber ist solidarisch gegenseitig verknüpft. Was in Paris wirkt, hallt in Berlin wieder. Achte deinen Stand, werde ein Priester der Vernunft und des Rechts und du stirbst getrost und mit gutem Gewissen. Geh' mein Sohn, ich gebe dir meinen Segen.

Raimund versprach und gelobte Alles. Ich selbst, fuhr der Vater fort, werde dir folgen. Vielleicht kann ich dir als Stütze

dienen und dir mit Rath und That beistehen. Raimund war sehr ergriffen, daß er sich ins Freie sehnte, um seinen Gefühlen Luft zu verschaffen.

Sie schleuderten vor das Oranienburger Thor. Dort sah Raimund einen kleinen Leichenzug. Er erkannte unter den Folgenden Minnas Mutter und Fritz. Stillschweigend folgte er mit seinem Vater. Der Sarg wurde auf Bretter über das Grab gestellt. Ein Priester näherte sich und hielt eine Predigt. Es war derselbe Prediger, den Raimund mit Minna hörte. Dieselbe Redensarten hörte er hier wieder. Man hörte es ihm an, daß er bezahlt wurde. Der Prediger blickte zur Erde, aber stellte sich gemessen traurig kalt. Fürchtete er, seine innere Bewegung merken zu lassen? — Die Mutter und der gute Fritz schluchzten. Sie hörten nichts von der Predigt. Raimund hielt es trotz seiner stillen Andacht nicht aus. Ha, er rief, das einzige Glück auf Erden ist, daß Euer Himmel, so wie Ihr ihn Euch denkt nicht hinieden ist. — Er verließ den Kirchhof. Fritz, der ihn erblickte, folgte ihm. Raimund empfahl diesen Jungen seinem Vater, der ihm auch versprach, für ihn zu sorgen. Ja, sagte endlich Raimund. Mit Vergnügen verlasse ich eine Stadt, wo solch eine Religion gepredigt wird. Hier kann das Menschliche unmöglich gedeihen, und doch habe ich die Bewohner dieser Stadt liebgewonnen, und doch trenne ich mich ungern von ihr. Ich weiß nicht, es zieht mich etwas Geheimes Namenloses an sie. — Dennoch wurde beschlossen, daß er den andern Tag abreisen solle.

Zuerst schrieb er einen Brief an seine Schwester Anna. Er konnte keinen Abschied nehmen, es hätte ihm zu weh gethan. Und dann liebte er sie der Art, daß der Name Schwester nur eine Disharmonie in seiner Seele hervorbrachte. Er empfahl ihr Emile und versprach, ihr selbst zu schreiben und wo möglich auch für sie zu sorgen, sie solle nur auf dem Wege der Tugend bleiben, die sich immer von selbst belohnt. Dann packte er seine sieben Sachen und machte sich reisefertig.

Lebe wohl Berlin, rief er aus, lebe wohl. Ich habe gute Menschen in deiner Mitte kennen gelernt und liebenswürdige Damen.

Und noch etwas habe ich bei dir gelernt. Es geht nichts über ein deutsches braves Weib — wenn — — hier pfiff die Eisenbahn! — —

# Es leben feste Grundsätze!

Von

**Edgar Bauer.**

# Erste Abtheilung.

## An meine Freundin.

Du forderst, gleichsam spöttisch, eine Berliner Novelle von mir. Du glaubst vielleicht nicht an eine Berliner Romantik? Du zweifelst, ob die seichte Spree noch etwas anderes könne, als Theewasser liefern und schwindsüchtige Seelen mit seichten Gedanken auskühlen? Du zweifelst, ob sie auch den schönbewimpelten Nachen der Romantik in das holde Reich der Phantasie zu tragen vermöge?

Diese breiten geraden Straßen mit ihren prosaischen Häusern und noch prosaischeren Gesichtern, können sie einen anderen Gedanken in uns aufkommen lassen als den an die Weisheit der Väter der Stadt, welche die Hundesteuer erfanden, damit wir schöne glatte Trottoirs haben?

Diese prächtigen Karossen, vor denen wir demüthig den Hut ziehen, schließen sie Herzen ein, die mit Menschen menschlich zu fühlen verstehen? Oder blos feine, gleißende Geldsäcke, welche auf die leeren Taschen des süßen Pöbels mitleidig herablächeln?

Diese blanken Häuser, die wie ein Regiment Soldaten dastehen, beherbergen sie Geister, die für einen hohen Gedanken zu glühen, die ein großes Schicksal zu erleiden und zu verstehen wissen, oder sind sie nur von Wirthen bewohnt, die ihr Geld zählen, und von Miethern, die für den Miethzins arbeiten?

Tragen diese Sandfelder nur Kartoffeln? Oder auch die schwanke Palme der Poesie? —

Diese Gesellschaft, in welcher Einer den Andern kalt ansieht, die von keinem allgemeinen Lebenshauche durchweht ist, kann sie uns den würdigen Stoff für die Schilderung menschlicher Schicksale liefern?

Diese Stadt, die nicht weiß, ob sie ein wahres Volk oder nur Kasten, Stände und Gilden beherbergt, dies Mittelding zwischen dem Eigenthum einer Nation oder einer spießbürgerlichen Provinz, kann sie der Boden sein, auf welchem die Saat der Romantik gedeihe? — — —

So fragst du, du zweifelst, ob wir noch andere Interessen kennen, als die für ein Capital, und es ist schlimm genug, daß du ein Recht hast zu solchen Fragen, zu solchen Zweifeln.

Aber höre, du brauchst auch bei uns nicht mit der Diogeneslaterne umherzulaufen, um nach Menschen zu suchen. Der Geist findet den Geist überall. Wären wir nichts als Sclaven hier und dort, Sclaven an allen Orten und Enden, Sclaven unserer eigenen Vorurtheile, Sclaven des Geldes, Sclaven der Verhältnisse, Sclaven der Polizei, — dann freilich wären wir weder werth noch fähig, Gegenstand einer Novelle zu sein,

so wenig als du den Schauplatz einer Novelle zu den Botokuden verlegen könntest. Doch — glaube nicht, unser Geist sei nichts als eine Todtengrube, in welche man nur die Angst des Gehorsams und das ertödtende Bewußtsein der Beschränkheit hineingeworfen, um sie mit dem Schmutze der Gemeinheit zuzudecken, damit übermüthige Tyrannen in ungestörtem Pläsir auf ihr herumtrotten, und dabei denken, es müsse so sein.

Ueberall findest du Geister, welche über beengende Fesseln und unvernünftige Verhältnisse hinaus der Freiheit zujauchzen; überall Herzen, welche ungehemmt schlagen, welche sich in dem heiligen Feuer menschlicher Liebe opfern möchten. Auch wir haben eine Gesellschaft, die ihre Charaktere bilden muß. Und wo es eine Gesellschaft giebt, da giebt es Opfer der Gesellschaft, wo eine Civilisation ist, da giebt es auch Opfer derselben, welche dazu bestimmt sind, alle Nachtheile der Civilisation zu tragen, ohne von ihren Vortheilen etwas zu verspüren. Sieh sie nur an diese armen Karrengäule der menschlichen Gesellschaft, welche sich danach sehnen, menschlich mit Menschen zu leben, — — doch die stolze, aristokratische Bildung stößt sie von sich, und die Selbstsucht einer ausschließlichen Civilisation hat Nichts für sie übrig als lächelnde Theilnahmlosigkeit oder gar höhnische Verachtung. Lauter Romantik!

Ich könnte dir also vielerlei großartige Sachen vorerzählen. Die Spree hat immer Wasser genug, damit sich eine verzweifelnde Seele darin ertränke, und sie hat doch nicht Wasser genug, um all' die Gluth der Schmerzen zu löschen, all das Feuer

der Kämpfe zu tilgen, an denen sie theilnahmlos vorüberfließt. Sieh da! welche Romantik!

Mag unser Kreuzberg nicht wild genug sein, um ihn zum Schauplatze eines Duells oder gar eines Raubanfalls zu machen. Ich könnte dir dafür erzählen von den Zweikämpfen zwischen Arm und Reich; von dem Raube, welchen der Vornehme an dem Geringen begeht. Mögen unsere Straßen nicht winklig genug sein, um sie zur Bühne für eclatante Verbrechen zu machen; ich könnte dich in die Winkel und Verbrechen des menschlichen Herzens einweihen. Romantik! lauter Romantik!

Aber warum soll ich alles schwere Geschütz eines Unzufriedenen in's Feld führen? Ich würde mir zwar Nichts daraus machen, von der Seite angesehen zu werden, und dies Loos trifft jeden, der heutzutage etwas gegen unsere herrlichen und überaus vortrefflichen Verhältnisse einwenden will, doch will ich dich nicht durch zu viel Donner und Blitz betäuben. Auch habe ich nicht den Geschmack der Passionsmaler, welche es lieben, schwarz in schwarz und roth in roth zu malen.

Wir brauchen gar nicht so fürchterliche Kräfte in Bewegung zu setzen. Wir können uns immer noch genug zusammen belustigen und gute Freunde bleiben, wenn wir uns auf ein kleineres Terrain beschränken. Ohne all unsere Nerven zu erschüttern, können wir ganz gemüthlich den dummen Streichen zusehen, welche das Herz dem Menschen spielt; und du sollst bei All dem haben, was du haben wolltest — eine Berliner Ro-

velle. Du brauchst dabei nicht zu fürchten, daß ich ganz von unserem gesellschaftlichen Leben absehen will. Im Gegentheil! Nur werden wir uns das beste Urtheil darüber bilden können, wenn wir unsere Leute ganz ungestört in ihnen reden und handeln lassen.

Erinnere dich, liebe Freundin, wir sind oft Arm in Arm durch diese Stadt gegangen; und dann sagtest du meistens zu mir: „Wenn ich dich nicht gefunden hätte, wäre ich schon längst wieder fort.“ Warte! Es ist jetzt die Zeit gekommen, wo ich dich vielleicht für diese Schmeichelei strafen kann. Es ist möglich, daß ich dir jetzt so langweilig vorkommen werde, wie dir damals Berlin vorkam, und schon das ist eine Strafe. Dann aber will ich dir hauptsächlich beweisen, daß auch Berlin nicht so uninteressant ist, wie du glauben magst. Das Eigenthümliche in unseren Verhältnissen, die auf der einen Seite beinahe ganz starr und leblos sind, und auf der anderen Seite, von einem flüchtigeren und lebendigeren Elemente fortwährend angegriffen, in ein gewisses Schwanken versetzt werden — es mag, wenn man in ihnen leben muß, langweilig sein, ist es aber vielleicht nicht so sehr, wenn man sie zur Grundlage für eine Erzählung macht. —

## I.

# Der Fluch eines Vaters.

Der alte Herr Geheim-Secretair starb an der Zeit, eine Todesart, die später vielleicht 'mal grassiren wird. Wenn man so den alten Herrn sah mit diesem Gesichte, das so trocken war, wie eine Berichterstattung, mit dieser Nase, die fast dem Devotionsstriche in Eingaben ähnlich geworden, mit dieser Stirn, welche die vollkommenste Aehnlichkeit mit einem platten Schreibpulte angenommen hatte, dann konnte man kaum glauben, daß der alte Herr einmal ein junger Herr gewesen sei. Man meinte, er sei als Actenschreiber aus irgend einer patentirten Schreibe-maschinen-Fabrik hervorgegangen. Aber nein, der alte Herr war auch einmal jung gewesen. Er hatte, trotz Einem, dumme Streiche gemacht; doch offenbarte sich auch schon in ihnen seine künftige Bestimmung; denn das größte Vergnügen machte es ihm, wenn er „Tisch und Wände" mit Gassenhauern beschmieren konnte. — Sein politisches Denken fing mit der Schlacht bei Jena an und beschränkte sich auf ein gewaltiges Schimpfen gegen die erbfeindlichen Franzosen. Dann machte er die Freiheits-

kriege mit, und erhielt nach seiner Rückkehr eine Anstellung in irgend einem Büreau, worauf er dann gleich nichts Besseres zu thun wußte als zu heirathen.

Nachdem seine Frau ihm einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, starb sie; mochte sie der Herr Geheim-Secretair nun zu sehr geliebt oder mochte er, was denkbarer ist, in der Ehe ein Haar gefunden haben; genug er heirathete nicht wieder, und seine ganze Lebensbeschäftigung bestand fortan darin, Protokolle aufzunehmen und seine Kinder seinen Idealen gemäß zu erziehen.

Ja, der Herr Geheim-Secretair hatte auch seine Ideale; zwar waren sie nicht vom Himmel herabgeholt, sie existirten nicht blos im Königreiche Nirgendwo, sie hatten vielmehr einen recht praktischen Boden. Er war nämlich ein Unterthan, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann. Sein politischer Gesichtskreis ging nicht über das Büreau hinaus; denn er war überzeugt, daß in den Fingern der Beamten Geist und Schicksal des Staates liege. Er that, was man ihm auftrug, fragte nie nach dem Warum, und floß dabei von Liebe und Verehrung zu seinem Heldenkönig über, der ihn gegen den Erbfeind geführt und dem Vaterlande die „Freiheit" gegeben hatte. Von späteren politischen Ereignissen und Weltanschauungen wußte er so viel wie Nichts; war doch in dem täglichen Geleise des Büreaulebens nie eine Revolution eingetreten.

Der Herr Geheim-Secretair schwärmte daher in dem Gedanken, seinen Sohn Karl später einmal auch als einen ange-

stellten und mit der sittsamen Tochter irgend eines Cameraden verheiratheten Unterthanen zu sehen. Wie wollte er dem fleißigen Sohne an die Hand gehen, wie wollte er sich Abends mit ihm im traulichen Kreise der Familie über die beste Art, die Acten zusammenzulegen, unterhalten! Er war überzeugt, daß er seinen Sohn gänzlich verwahrlosen würde, wenn er ihn nicht für irgend eine Büreauanstellung erzöge.

Für seine Tochter schwebten ihm noch höhere Ideale vor; er erblickte sie schon als die Frau eines Geheimen-Rathes, denn außer dem allgeliebten König gab es für ihn nichts Verehrungswürdigeres als ein wirklicher Geheimer-Rath. Zwar war er nicht so anmaßend zu hoffen, daß ein solcher seine Tochter unmittelbar heirathen könne; aber er hatte sich auch hier den richtigen Geschäftsgang auscalculirt. Irgend ein romantischer Referendar sollte sich in seine Tochter, die natürlich sehr schön sein würde, verlieben; als Assessor sollte er sie dann heirathen; und wenn er funfzig Jahr alt geworden, mußte er ja allmälig bis zum wirklichen Geheimen-Rathe aufgerückt sein.

In diesen süßen Phantasieen lebte der Herr Geheim-Secretair lange Zeit; erst vom Jahre 1830 an hatte der gute Mann einigen Kummer. Er vernahm die fürchterliche Nachricht, daß in Frankreich eine Revolution vorgefallen und ein König abgesetzt worden sei. Ja, ja, sagte er damals, wenn man in Frankreich mehr Acten geschrieben hätte, so hätte man gewiß weniger gehandelt. Dann hörte er in seiner Schreiberstube, daß man sogar auch in Deutschland den verbrecherischen

Wunsch nach Preßfreiheit und anderem Unsinn hege, ja sogar öffentlich auszusprechen wage.

Als er aber im Jahre 1840 vernahm, daß in Preußen, im alten, gehorsamen Preußen der Wunsch nach einer Constitution laut werde, daß „junge Schreierseelen" gegen die „alten Schreiberseelen" eiferten, da rührte ihn beinahe der Schlag. Wenigstens wurde er von da an krank; die alten Wunden — das Einzige, was er aus Frankreich mitgebracht hatte, — fingen an ihn zu schmerzen, und er konnte nicht mehr so regelmäßig wie früher auf sein Büreau gehen. War es zu verwundern, daß er allmälig hinsiechte, daß auch noch die Gicht zu den übrigen Plagen kam, und daß er gegen den Zeitgeist, der ihn krank gemacht hatte, einen wüthenden Haß faßte? Wie kann aber auch der Zeitgeist, dies fabelhafte Ding, das uns weder anstellt, noch uns zu essen giebt, so unverschämt sein, bis in die Schreiberstube eines alten Unterthanen zu dringen und ihn aus seiner bequemen und devoten Ruhe zu stören!

Ach! wenn er gar gewußt hätte daß sein Karl, der Geheim-Secretair in spe, auch von dem Wirbelwinde der Zeit ergriffen worden sei; doch er sollte es nur zu früh erfahren! —

Der Herr Geheim-Secretair hatte heute die beste Medicin gegen seine Gichtschmerzen erhalten. Man hatte ihn benachrichtigt, daß für seinen Sohn eine Secretair-Stelle offen sei. Mit welchem Triumpfgeschrei rief er ihn zu sich.

„Karl, Karl, du bist nun für immer geborgen, der Herr Geheim-Rath versichert uns seiner huldvollen Protection — du

mußt gleich zu ihm und eine gehorsamste Visite machen — Karl, du hast eine Anstellung; du kannst gleich eintreten, und wenn du dich hübsch ordentlich beträgst, kannst du einmal noch Carriere machen. Sollte es auch im Anfange nicht gleich recht gehen; nun ich werde dich schon in unsere Geheimnisse einweihen. Ach, ach! ich bin wieder jung, wenn ich dich hinter dem Pulte stehend denke. Karl, nun kannst du auch bald heirathen."

Aber der Herr Geheim-Secretair mußte das Ungeheure erfahren, daß Karl gar nicht über die lachenden Aussichten, die sich ihm darboten, erfreut war, daß er nicht voller Entzücken das Allergnädigste Schreiben küßte, welches die große Nachricht gebracht hatte.

„Mein Gott, Clärchen, Tochter sieh nur, wie der neu gebackene Herr Secretair dasteht; aber, Mensch, so freu' er sich doch."

„„Aufrichtig gestanden, lieber Vater, sind mir die Nachrichten, die du mir da mittheilst, ziemlich gleichgültig. Ich spüre gerade keine große Lust in mir, weder eine Anstellung anzunehmen, noch zu heirathen.""

Wenn der Großherzog von Sachsen-Altenburg mit einem Male völlige Preßfreiheit gegeben; wenn der König von Baiern zu Gunsten einer Republik abgedankt; wenn Charlottenburg sich plötzlich zu einer freien Reichsstadt erklärt hätte, der Herr Geheim-Secretair würde nicht so gestaunt haben, als darüber, daß ein junger Mensch eine Anstellung ausschlagen könne. Schon fühlt er ein leises Zittern in den Gliedern, schon kehren die Gicht-Schmerzen zurück.

„Karl, du machst mich krank; oder vielmehr ich muß voraussetzen, daß du selber nicht recht bei voller Gesundheit und bei Verstande bist. Mensch, wovon willst du denn leben? Soll der liebe Gott dir Manna und Wachteln aus der Luft senden? Oder sollen deine faulen Träume dir Brot geben? Besinne dich! Ein guter Unterthan nimmt eine Anstellung und schreibt, was ihm von Obrigkeit wegen vorgeschrieben wird. Giebt es ein schöneres Leben, als jeden Morgen beim Aufstehen sich sagen zu können: heute hast du das und das zu thun, du hast so und so viel Seiten zu schreiben? Alles geht seinen geregelten Gang. Punkt neun Uhr ist man auf dem Büreau. Man schneidet erst die Federn Und so weiter. Wie befriedigt fühlt man sich dann Abends, wenn man die Seiten überzählt, die man geschrieben, wenn man das beglückende Bewußtsein hat, seinem König treu gedient zu haben. Wie? Sag Clärchen, kann man sich ein schöneres Leben denken." —

Ich weiß nicht, Vater, antwortete Clärchen. Aber das wundert mich an Karl, daß er nicht heirathen will, und ich weiß doch, daß er den Herrn Geheimrath blos seiner Tochter Marie wegen besucht.

„Was muß ich hören? Karl! du der Sohn eines simplen Geheim-Secretairs, wagst es, deine Augen bis zur Tochter eines wirklichen Geheimen-Rathes aufzuschlagen. Nun, und warum nicht, du kannst dich auszeichnen; du kannst zu höheren Chargen aufsteigen; und über zehn Jahre kannst du vielleicht

ungescheut dem Herrn wirklichen Geheimen=Rathe unter die Augen treten, ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten."

„„Mach mich nicht ungeduldig, Vater. Ich verehre in dem Geheimen=Rathe kein höheres Wesen, blos weil er eine Anstellung hat, die ihm zehnmal mehr einbringt, als dir die deinige. Ich weiß nichts von diesem Unterschied der Stände, der dir heilig ist. Was ist ein Geheimer Rath, wenn er nicht auch innerlich wohlberathen ist? Kann ich übrigens nicht gern mit einer Dame umgehen, ohne die selbstsüchtige Absicht, sie für mich zu besitzen?""

Der alte Herr hatte sich bis jetzt wenig um die Studien und Ansichten seines Sohnes bekümmert, er hätte ja doch auch nichts davon verstanden. Das stand ihm fest, daß Karl früher oder später einmal eine Anstellung erhalten würde; er setzte bei seinem Sohne gar kein anderes Ziel, keine andere Ueberzeugung voraus. Was Karl da sagt, war ihm daher ganz neu und erschreckte ihn.

„Mein Sohn, mein Sohn, welchen Unsinn du da sprichst! Als ich in Frankreich war, hörte ich wohl hie und da so wahnsinniges Zeug gegen die Heiligkeit der Stände und gegen alle Sittlichkeit. Aber du wirst doch nicht mit den unmoralischen Grundsätzen des leichtsinnigen französischen Volkes mein Haus vergiften wollen. Ein echter Preuße haßt die Franzosen und weiß, daß von ihnen nur Schlimmes kommt."

„„Und ich, Vater, ich ehre dies Volk. Magst du, als du, ein triumphirender Preuße, in Paris einzogst, in den Franzo=

sen nichts gesehen haben, als ein hochmüthiges gedemüthigtes Volk, magst du nichts gemerkt haben von dem Schmerze einer unterdrückten Nation, welche dennoch durch Niederlagen hindurch dem Siege der Freiheit zustrebt: ich achte diese Nation, welche in dreißig Jahren mehr gekämpft, mehr gewirkt hat als ganz Europa in einem Jahrhundert.““

„Ungerathener Sohn, so wagst du dem Ansehen deines Vaters zu trotzen, so wagst du der erprobten und vieljährigen Erfahrung deine kindischen Träume und bodenlosen Phantasieen entgegenzusetzen. O, ich habe mein Leben verloren. — Er will keine Anstellung annehmen.“

„„Nein Vater, wenn du alles wissen willst, ich will die Anstellung nicht. Ich liebe meine Freiheit zu sehr, als daß ich um leidiges Geld mich in eine Lage sollte stoßen lassen, welche überall wohl Philister, nirgends aber einen freien Menschen bilden kann. Ich will Mensch sein und kein Lastthier. Nur der Unterthan wird besoldet, meinst du; nur ihm schiebt man für geleistete Dienste sein täglich Brod zu: immerhin. Sehen wir einmal, ob der freie Mann nicht in sich selbst Hilfsmittel genug hat, um durch die Welt zu kommen. Ich will mich nicht zur Maschine machen lassen, die man beliebig aufzieht, die man im Dunkeln arbeiten läßt und die für ihre Mühe nie den Lohn erwarten kann, welcher allein der Arbeit werth ist, den Dank eines Volkes.““

„Kind, was du da sagst, verstehe ich nicht, ich kenne wohl Obere, aber kein Volk. Sind jene mit mir zufrieden, gut,

dann darf ich es auch mit mir sein. Was sie befehlen, habe ich zu thun; und ich bin glücklich, wenn ich das ordentlich thue. Was willst du weiter? Ich verstehe dich nicht."

„„Vater, ich glaube wohl, daß du die neuen Gedanken nicht kennst, welche mich bewegen. Aber weil ich frei denke, kämpfe ich, und weil ich mit diesem Zustande der Dinge unzufrieden bin, in welchem nur das Vorrecht und tyrannische Bevormundung herrschen, darum kann ich mich in ihm nicht anstellen lassen.""

„Ich aber will doch sehen, ob die Rücksicht auf einen Vater und die Achtung für Gottes geheiligte Vorschriften über deine Verblendung nichts vermögen. Ich befehle dir als Vater, diese wahnsinnigen Ansichten zu lassen und wie es einem Bürger und Unterthan geziemt, das geordnete Leben eines angestellten Mannes anzunehmen. Wo nicht. . ."

„„Drohe mir nicht, Vater, denn deine Drohungen würden eben so wenig über mich vermögen wie deine Befehle. Wie? habe ich nicht auch das Recht, meine Ueberzeugungen zu hegen? Und habe ich nicht die größere Pflicht gegen mich, an dem festzuhalten, was ich als recht erkannt, als einem Befehle zu gehorchen, welcher verdammt, ehe er das kennt, was er verdammt? Befiehl mir das Rechte, was mit meiner Überzeugung übereinstimmt, und ich werde dir freudig gehorchen. Dann jedoch ist dein Befehl überflüssig. Es wäre aber wahrlich nicht väterlich, mich durch einen Machtspruch meines Denkens berauben zu wollen.""

„Mein Gott! mußte ich das noch erleben. Frevler, denk an Gottes Gebote und ehre deinen Vater.“

„„Ich ehre dich; aber achte du auch meine Ansichten. Hole nicht Gottes Gebote herbei, um mich zu verdammen. Denn selbst deinem Gotte würde ich nicht glauben, nicht gehorchen, wenn er mir etwa beföhle, was vor meiner Einsicht nicht bestehen kann.““

Das war zu viel für den alten Herrn. Meinungen, die er früher kaum geahnt, stürzten hier eine nach der anderen über ihn her. Und dieser Sohn, mit dem er es so gut gemeint, den er für das höchste bestimmt hatte, was er kannte, für die Stelle eines Büreaumenschen, dieser ungerathene Sohn, in dem er sich im Alter widerspiegeln, in dem er gleichsam verjüngt auferstehen wollte, dieser Sohn wagte es, frevelnd seine Hand an all das zu legen, was er sein Lebenlang als heilig verehrt hatte — ja, er wagte es, den Thurmbau seiner Hoffnungen mit einem Worte umzustoßen und die Anstellung nicht anzunehmen. Mußte er nicht ergrimmen? Mußte er nicht das Gefäß von sich stoßen, welches nicht mehr fähig war, seine Hoffnungen zu fassen?

„Wenn du denn frevelhaft genug bist, weder göttliches noch menschliches Ansehen anzuerkennen, so ziehe ich meine Hand von dir ab, ich erkenne dich nicht an, gehe dahin mit dem Fluche deines Vaters.“ — — —

— Ein Paar Tage nach diesem angenehmen Gespräch starb der alte Herr Geheim-Secretair; er starb an dem einzigen

starken Luftzuge, welchen ihm der Zeitgeist zugeweht hatte. Er starb eines rühmlichen Todes, in der Vertheidigung dessen, was sich als heilige Ueberzeugung in ihn eingelebt hatte; sein Tod war wohl das Interessanteste und Energievollste, was ihm während seines ganzen Lebens passirt war; denn er starb im Kampfe mit Gedanken. Bedauern wir ihn daher nicht. Sein Tod war schön; das einzige Ereigniß in seinem Leben, von dem wir hier erzählen konnten.

Aber Karl, der arme Karl. Sein Vater hatte nicht einmal geduldet, daß er an seinem Sterbebette zugegen sei. Nur Clärchen hatte den alten Herrn pflegen dürfen und zu ihr hatte er kurz vor seinem Tode gesagt: „du bist gut, meine Tochter, dir wird es wohl gehen, ich segne dich und der Segen eines Vaters wird Kraft genug haben, um Gottes Schutz auf dich herabzuflehen.“

Und dieser Karl! Er scheint nicht gerührt durch den Fluch, den er auf sich geladen; er scheint nicht die Blitze des Himmels zu fürchten, daß sie ihn zerschmettern; er geht nicht gebückt einher mit dem Bewußtsein, gottverlassen zu sein. Er trotzt auf seine Kraft und er ist stolz auf seinen Uebermuth! Fromme Seele, fürchte für ihn! Und für das Mädchen fürchtest Du nicht? Die arme Waise, sie steht ja allein, und ihr Bruder ist ihre einzige Stütze; aber ihr Vater hat sie ja gesegnet, und du weißt, fromme Seele, wie wirksam des Vaters Segen ist. „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden!“

## 2.

### Unter der Hausthür.

Ist es so etwas Böses, einem Mädchen auf der Straße nachzugehen? Muß man denn gleich voraussetzen, daß man an ein Muster von Sittsamkeit gerathen möchte, die, wenn es doch kommt, auf der Schule etwas Geschichte und Französisch und dann beim Pastor vom lieben Gott gar viel, vom Menschen aber herzlich wenig gehört hat? der man weiß gemacht, daß der Mann ein reißend Thier und der Anlaß zu aller Sünde sei, den man auf keinen Fall frei ansehen dürfe. Wie gesagt, man hat selten das Unglück, auf solche Mädchen zu stoßen, die so wenig natürlichen Verstand haben, daß sie über die Beschränktheit ihrer Erziehung nicht hinausgekommen sind. Und wenn . . . . ist es nicht interessant, die Unerfahrenen zu unterrichten und ihnen die überraschende Ueberzeugung beizubringen, daß das männliche Geschlecht doch wohl aus mancherlei sanften Wesen bestehe, welche in der zärtlichsten Liebe zu den Weibern zerschmelzen möchten?

Das waren die Morgenbetrachtungen des jungen Herrn Arthur, den die Schneider und andere gelehrte Leute von Fach

Herr Baron nennen. Du lieber Himmel, der Barone sind in Berlin fast so viel, wie Ziegel auf den Dächern; Herr Arthur aber war ein wirklicher, wahrhafter und echter Baron. Doch wenn auch sein Stammbaum bis in eine fast vorsündfluthliche Zeit hinaufreichte, Arthur war entweder zu vernünftig, um auf seinen Adel groß stolz zu sein, oder zu gewitzigt, um sich seinen Stolz merken zu lassen. Er hatte zwar die noble Passion, auf Eroberungen bei den Weibern auszugehen, doch sah er wohl ein, daß er sie nicht wie dieser oder jener seiner weiland Vorfahren befriedigen konnte, die sich auf die Landstraße legten und mit Schwert oder Lanze die Dame ihres Herzens eroberten. Mochten seine alten biderben Vorfahren ob seiner erröthen, Arthur wußte recht gut die modernen Lebensansichten in sich aufzunehmen und die modernen Liebes-Künste fanden an ihm einen gelehrigen Schüler.

Er macht eben die Morgentoilette, um „seines Tages Arbeit" zu beginnen, — und diese Arbeit besteht im Nichtsthun.

Mag übrigens — fährt er fort — das Mädchen sein, wie es wolle, es kommt uns ja doch nur darauf an, uns selber zu unterhalten, uns selber zuzuhören, wie wir die Worte so schön setzen können, und wie wir, ohne etwas zu denken, die trefflichsten Redensarten herzusagen verstehen. Das Mädchen wird doch nicht so dumm sein, an sie zu glauben; und sollte sie albern genug sein, — nun, durch Schaden wird sie klug! Ach Gott! Wir haben so wenig zu thun. Wir haben Geld

genug, um ohne Sorgen leben zu können, das ewige Einerlei einer Staatsanstellung langweilt uns. Wozu Acten schreiben, und im Schneckengange von Stufe zu Stufe aufwärts kriechen, wenn wir so schon eine bequeme Stellung in der Gesellschaft einnehmen? Sollen wir an die Wissenschaft denken? Das ist ja doch nichts als rohes, grobes Gezänke über Dinge, wovon am Ende Alle gleich viel verstehen. Oder gar Zeitungen lesen? Hu! uns schaudert, wenn wir an die langen leitenden Artikel über Korngesetze oder über Afghanistan, oder über die französische Deputirtenkammer denken. Wir würden sterben, wenn wir in der Staatszeitung eine statistische Abhandlung über die Bevölkerung der Provinz Brandenburg lesen sollten. Diese Art Politik ist wohl am Ende nur dazu da, um uns für immer den Geschmack an allem Politisiren zu verleiden. Nun, bei mir ist diese Medizin nicht nöthig, ich weiß doch von vornherein, daß ich mit so unfruchtbarer Beschäftigung nur meine Zeit vergeuden würde. Oder sollen wir uns mit der Poesie beschäftigen? Lieber machen wir uns selber ein Drama vor, lieber spielen wir selber den Helden in einem Romane.

Ziehen wir uns daher die gelben Glacéhandschuhe an, und sehen wir, was auf der Straße vorgeht. Freilich, die Gesichter dieser Männer, die ihren Geschäften nachrennen, sind uns gleichgültig, diese Armen, die um einen Pfennig betteln, langweilen uns. Aber es giebt Mädchen genug, die uns zuhören oder nicht zuhören — Beides gleich interessant. —

Ich glaube, du wirst eben so wenig, wie ich, auf diese Phi-

losophie des Herrn Arthur ärgerlich sein können. Wo es kein öffentliches Leben giebt, da werden sich Viele finden, die das Leben und seine Mächte überhaupt auf die leichte Achsel nehmen. Wo der Mensch nicht als solcher geachtet und anerkannt ist, da werden sich Charaktere genug bilden, welche den Menschen zum Gegenstande ihrer frivolen Scherze machen. Und der arme Arthur! er hat Geld genug, von seinen Kinderjahren an schwatzte ihm eine stolze und gedankenlose Mutter vor, daß er schon durch seine Geburt ein wichtiges und bedeutendes Wesen sei, kann er sich da noch weiter aufgefordert fühlen, aus sich etwas zu machen, oder seine Kräfte in einem Leben zu üben, das ihm keine Schwierigkeiten darbietet?

Jenes Mädchen da, sagt er, als er seines Tages Arbeit beginnt, jenes Mädchen ist zwar einfach gekleidet, aber ihr Gang ist zu zierlich, ihr Fuß zu niedlich, ihre Hand zu fein, als daß sie eine Köchin sein sollte. Ich wittere eine Idylle. Da ist erstens ein alter Vater, der sein Lebelang treue Dienste geleistet und nun von seiner kärglichen Pension lebt. Und dann ist seine Tochter, die sich eine Freude daraus macht, ihn in seinem Alter zu pflegen, ihm eigenhändig seinen Bouillon und sein Gemüse zu kochen und Mittags an reinlich gedecktem Tisch ein bescheidenes Mahl mit ihm einzunehmen. Dabei stickt oder näht sie noch etwas, um sich selbst Kleider und Sonntags ihrem Vater einen Leckerbissen zu verschaffen. Kommen wir der Sache näher auf die Spur. Das da ist zwar nur ein Bürgermädchen, und wie würde mich Graf St. der Sonderling,

auslachen und über meinen Verstoß gegen alles noble Wesen ausschelten, wenn er mich mit diesem Mädchen gehen sähe, aber unsere Gesellschaften sind so langweilig, daß ich wirklich einmal sehen möchte, wie es sich in dieser Bürgerfamilie lebt. Es wäre eine neue Situation, in die wir da gerathen. Wir spielen den Bescheidenen, führen uns höflichst beim Alten ein, der entzückt ist, einen Herrn von bei sich zu sehen; wir sprechen vom Glücke der Beschränktheit, bringen aber dem Töchterchen doch einigen Geschmack am Putze bei. Wir führen sie ein-, zweimal aus und — nun, das Weitere wird sich schon von selber machen.

Ei! und wie hübsch ist sie erst von vorn. Dieses züchtig um den Hals geschlungene Tuch; ei, und das bemerke ich jetzt erst, sie hat Trauer an; eine Waise also, die man auf jeden Fall unterstützen und der man durch ein neues Gefühl den gänzlich unmodernen Gram vertreiben muß. — Welch rother Mund, der noch nicht viel geküßt zu haben scheint! Nur näher.

„Sie tragen diesen Marktkorb schönes Kind, mit diesen Armen, die höchstens für die Last goldener Spangen geschaffen sind? Wie Unrecht, daß die trägen Männer Ihrem zarten Geschlechte solche Arbeiten aufbürden.“

Es war Clärchen, welche der Herr Baron mit diesen geistreichen Schmeicheleien beehrten.

Du weißt schon, daß Clärchen von ihrem Vater zur Braut eines Referendars, zur Frau eines Assessors und zur bejahrten Lebensgefährtin eines Geheimen Rathes bestimmt war.

Nur unter diesen drei Gesichtspunkten hatte ihr Vater sie betrachtet, und sie danach erzogen. Sie konnte recht hübsch Klavier spielen, dann einen Fuß hübsch vor den andern setzen und die Augen vor jedem fremden Mannsbilde hübsch züchtig niederschlagen. Ihr war es nicht, wie dem Karl, gelungen, sich von der Erziehung ihres Vaters frei zu machen. Sie war gleichsam schon im achten Jahre Ehefrau, immer abhängig, immer ohne das Bewußtsein, daß sie ein Mensch den Menschen gehöre, immer ohne die geringste Kenntniß der Gesellschaft. Schon im Voraus für die Gesellschaft verloren, abgeschlossen, nie etwas Anderes wissend, als daß sie einmal der Besitz eines Einzigen sein sollte, sehnte sie sich auch gar nicht, die Gedanken, die Freuden und Leiden des gesellschaftlichen Lebens kennen zu lernen, glaubte sie vielmehr nur dann ihre unbefleckte Sittlichkeit zu bewahren, wenn sie sich gar nicht mit der Welt einließ.

Aber was willst du? Clärchen glich hierin fast den meisten unserer Mädchen, die man erzieht, nicht damit sie späterhin selbstständig etwas seien, sondern damit man sie als eine recht fein bereitete und wohl conservirte Waare so leicht wie möglich an diesen oder jenen Ehemann verhandeln könne.

Die beste Antwort, welche Clärchen dem artigen Baron geben konnte, durfte sie daher als sittsames Mädchen ihm nicht geben. Sie hätte ihm ganz einfach den Korb bieten, sie hätte seinen Glacéhandschuhen die heroische That zutrauen sollen, sich mit dem Henkel eines Gemüsekorbes zu befassen. Aber die

Sitte, die Sitte! Die Sitte erfordert es einmal, daß ein anständiges Mädchen nicht mit einem fremden Manne auf der Straße spreche, daß sie ihm nicht sage: Herr, Sie langweilen mich mit Ihren faden Redensarten. Clärchen kann blos schneller gehen und ihren Kopf wegwenden.

Aber Arthur will sich nun einmal mit aller Gewalt amüsiren und so kommt es ihm auf einen schnelleren Schritt nicht an.

„Sie fliehen mich, doch Ihre Flucht ist so reizend, daß ich Ihnen folgen muß. Darf denn ein Mensch den Anderen nicht lieben; darf er ihm nicht sagen: ich bete dich an? Doch, Sie wollen mich gar nicht hören, wohlan, ich gehe von ihrer Seite, aber Sie werden mir es nicht wehren können, Ihnen nachzugehen, damit ich weiß wo Sie wohnen. Ich mache ja keine Ansprüche, ich will mich ja nur Ihrem Fenster gegenüber aufstellen und einen Blick von Ihnen zu erhaschen suchen."

Wiederum könnte Clärchen ihm antworten: „Liebster, Sie schwärmen, geben Sie sich keine Mühe; wir wohnen auf dem Hofe." Ein Mädchen hat aber bei uns seinen Mund meistens nur dazu, um zu schweigen, wenigstens in Sachen zu schweigen, in denen es sich allein zu reden lohnt, und ihn für den Kuß des gestrengen Ehemannes aufzubewahren. Die Häuser würden vor Schreck zusammenstürzen, wenn ein ordentliches Mädchen einem unbekannten Herrn auf der Straße eine Grobheit sagte.

Arthur folgt ihr bis unter die Hausthür. Hier versucht er es noch einmal, sie anzureden.

„Schönes Kind, also ganz ohne Hoffnung soll ich von Ih-

nen gehen? Ich soll nicht erfahren, ob ich Sie wiedersehen darf?"

Zufällig will Karl, Clärchens Bruder, aus dem Hause gehen. „Lieber Bruder, weise doch diesen Zudringlichen zurück", sagt Clärchen, indem sie vorübereilt. Ihr Bruder! das kann ernst werden, denkt Arthur, spielen wir also den Unverschämten. „Sie haben eine sehr schöne Schwester, mein Herr." — Und Sie sind sehr aufdringlich. — „Ihrer schönen Schwester wegen verzeihe ich Ihnen Ihre Grobheit." — Welche edle Seele! welche Großmuth, einem Mädchen nachzulaufen und nachher dem Bruder zu verzeihen, wenn er uns zur Thür hinaus wirft. — „Mein Herr, ich bin Baron und werde weiter mit Ihnen zu sprechen wissen." — Ich verstehe, Sie wollen Ihr edles Wesen noch so weit treiben, sich mit mir zu schlagen. Aber ich muß gestehen, daß ich keine Lust in mir spüre, Ihnen irgendwo oder irgendwie wieder gegenüber zu stehen. Weil Sie sich roh benehmen, soll ich Ihnen Gelegenheit geben, ein Pistol auf mich abzuschießen? — „Feigling." — Befriedigen Sie in Ihrer noblen Gesellschaft Ihre noblen Passionen. Schießen Sie sich mit Ihres Gleichen, die alle zusammen für die Menschheit ebenso überflüssig und lästig sind, wie Sie selber. Ich achte mein Blut für zu edel, mein Leben für zu werth, als daß ich es für das Amüsement eines Nichtsthuers in die Schanze schlagen sollte. — „Hu! ich wittere da die Grundsätze eines Radicalen! Mein Herr, ich wette, Sie sind Mitarbeiter an der Rheinischen Zeitung, die ich neulich kennen lernte, als mir der Conditor eine Torte darin

schickte. Sie ergötzen mich; fahren sie fort.“ — Verschwenden Sie Ihre Fadheiten an jene feinen Damen, die den ganzen Tag Nichts weiter zu thun haben, als sich zu langweilen. Diesen Damen mögen Sie mit Ihren geschniegelten und gedankenlosen Redensarten eine Stunde lang Vergnügen machen. Unseren einfachen Bürgermädchen sollen Sie nimmermehr den Kopf verdrehen. — „Ei, ei, es kommt auf den Versuch an, ob wir diese Mädchen nicht auch für die Feinheiten der Civilisation empfänglich machen können. Uebrigens danke ich für gütige Lection und empfehle mich.“ —

Und da geht er hin, der Herr Baron, hocherfreut über all das Glück, das er heute gehabt hat. Erstens hat er sich nun Körper- und Gemüthsbewegung genug gemacht und das Frühstück wird ihm vortrefflich schmecken; dann aber hat er einen ganzen Tag von der schönen Geschichte zu erzählen, die ihm passirt ist; er kann mit seinen Freunden über das Original lachen, das so feige ist, sich nicht zu schlagen, und so unbeholfen, auf dem Hausflur eine Vorlesung halten zu wollen; er kann sich seines eignen noblen Betragens rühmen und die Lobeserhebungen seiner Bekannten einerndten. Und was das Beste ist, er kann damit prahlen, daß er nächstens eine neue und schöne Eroberung machen wird, welche fähig ist, ihn wenigstens vierzehn Tage lang zu beschäftigen. Kurz, er hat einen Tag zu schwatzen, er sieht zwölf Stunden ohne Langweile vor sich, er hat für die nächste Zeit eine Intrigue: o des glücklichen Lebens, welches der Herr Baron führen.

Und Karl? Hat er sich nicht eigentlich wieder lächerlich gemacht, indem er als unbeholfener Phantast mit seinen Ansichten so ohne weiteres herausplatzte? Er hat den Vernünftigen gespielt in einer Gesellschaft, welche für die Vernunft, diese rauhe Mahnerin, kaum zugänglich ist. Und wenn man vernimmt, daß er sich nicht geschlagen, wird man ihn von oben herab ansehen!

Doch trotz seiner Absonderlichkeit glaube ich kaum, daß du mich fragen wirst, wie Karl zu seinen Ansichten kam. Sein früheres Leben ist gerade nicht sehr interessant. Er war in die Schule geschickt worden, wie das Mode ist, und weil man bei uns, in Ermangelung eines wahren Lebens, die Schule für die einzige und vortrefflichste Bildungsanstalt hält. Nie aber war Karl ein sogenannter musterhafter Schüler gewesen, er hatte seinen Geist nicht durch das mechanische Treiben auf unseren Schulen gefangen nehmen lassen; vielmehr war er durch den Abscheu, der ihn in den geisttödtenden und unselbständigen Verhältnissen der Schule ein Bild unseres Lebens überhaupt erblicken ließ, für seine späteren Grundsätze um so empfänglicher geworden.

Karl hatte schon bei Lebzeiten seines Vaters die Beschäftigung ergriffen, welche allein es uns heutzutage gestattet, mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden zu sein: er war Schriftsteller; er hatte ein Leben gewählt, welches allein den Kampf mit dem Vorurtheil nnd mit der Unterdrückung zuläßt. Zwar ist jener Stand gerade in den Kreisen verach-

tet, wo man die meiste Bekanntschaft mit den geistigen Mächten der Gesellschaft voraussetzen sollte; aber man verachtet ihn dort wohl nur, weil man es nicht begreift, wie ein Mensch die Unabhängigkeit einer soliden und sorgenfreien Lage vorziehen kann. Jene Verachtung beweist nichts, als die Geistesschwäche derer, welche sie mit hohlem Hochmuth aussprechen und in ihr sich dehnen und aufspreizen. Genug, Karl war Schriftsteller. Sein Vater hatte nie etwas davon gewußt, weil ihn Nichts interessirte, was nicht auf die Freiheitskriege oder auf sein Büreau Bezug hatte und weil Carl es für überflüssig hielt, ihn ohne Anlaß mit der Nachricht davon zu kränken. Der alte Herr Geheim-Secretair hatte immer gedacht, Karl arbeite blos auf die Anstellung los. Erst als er seinen Sohn zwingen wollte, endlich eine Anstellung anzunehmen, mußte er die tödtlich überraschende Einsicht in Karls Meinungen erhalten.

Nach seines Vaters Tode hatte Karl eine Schwester zu ernähren. Er verdoppelte seine Anstrengungen. Spielte unsere Geschichte in dem Jahre 1843, so würdest Du die neueste Censur-Instruction für den Anfang halten, wie sich der Fluch des Vaters an Karl erfüllte.

---

3.

# M a r i e.

Marie, des Geheimen Rathes Tochter, probirte eben einen neuen Hut auf, als Karl eintrat. Sie bemerkte ihn gar nicht, so eifrig war sie beschäftigt.

„Marie, ich glaube, ich müßte heute ein Spiegel sein, damit du mich nur ansiehst."

„Schon wieder böse! Und ein Scheltwort ist dein Gruß? Ach, wir Mädchen haben so wenig Freude; man beachtet uns nur, wenn wir geputzt sind, man spricht mit uns nur, indem man unsere Toilette bewundert — und du willst es uns verdenken, wenn wir das lieben, was uns bei Euch Männern allein Geltung verschafft?"

„Marie, du redest nicht im Ernste, du weißt wenigstens, daß ich auf deinen Putz nichts gebe, und daß ich nie um Worte zu dir verlegen bin, auch wenn ich kein Armband, keinen Halsschmuck an dir zu bewundern habe."

„Du, du und immer du! Meinst du denn, du seiest der einzige Mann auf der Welt? Meinst du, alle Männer sehen das Leben mit dieser Kälte und Gemessenheit an wie du? Da

hättest du gestern Abend in der Gesellschaft sein sollen, die der Vater gab. Diese jungen artigen Herren kamen mir wie Handlungsreisende vor, welche einer vor dem andern ihre Galanteriewaaren anpreisen. Der Eine war entzückt über mein seidnes Kleid, der andere behauptete, um ein Lächeln von mir sein halbes Leben geben zu wollen, der dritte sprach vom Ball bei Hofe und von den neuen Tänzen, die er gehört und nach denen ich entzückend tanzen müsse. Und du hättest mich sehen sollen, wie ich ganz vergnügt, einer Königin gleich, alle diese Huldigungen dahin nahm. Innerlich lachte ich aber doch über diese feinen Leute, welche glauben, ich sei zu nichts weiter da, als ihre Trivialitäten anzuhören. Diese stolzen Herren, welche meinem armen Mädchenverstand nichts Schweres zu bieten wagen, meinst du nicht auch, daß sie, selbst wenn ich die berühmteste Philosophin wäre, mir doch nichts weiter sagen könnten? Wären sie nicht selbst so abgeschmackt, sie würden uns Frauen vernünftiger behandeln; wären sie nicht selbst weibisch, sie würden auch in uns Weibern den Menschen anerkennen, der etwas Höheres will, als Fadheiten."

„So gefällst du mir, Marie, aber nimm mir's nicht übel, wenn ich für dich fürchte. Die Macht der Gewöhnlichkeit ist so groß. Noch hast du dir deinen ursprünglichen Sinn bewahrt, noch liebst du deine Freiheit und lachst diese Menschen aus, welche mit einem hübschen Gesicht und mit ein Paar Redensarten unwiderstehlich zu sein glauben. Noch würdest du es für eine Schmach halten, wenn Einer dieser Männer

dich für immer sein nennen, wenn Einer dieser Feiglinge, die selber ihr Menschenrecht nicht zu wahren wissen, ein unbeschränktes Recht über dich in Anspruch nehmen wollte. Und doch! Und doch! Die Schmeichelei kann dich übermannen, selbstsüchtige Kunst kann dich fangen, die Fadheit kann deinen noch frischen Geist abschwächen, uud aus dem philosophischen Mädchen wird die coquette Ehefrau irgend eines adligen Herrn."

„Still, Karl, still! Jetzt ist die Reihe an mir, böse zu sein. Wie? du kennst mich so wenig? Laß mir immer das Vergnügen, diese Herren, die mich zu bezaubern meinen, an der Nase herumzuführen. Aber wie kannst du nur glauben, daß es irgend Einem von ihnen gelingen wird, mich so zur Thörin zu machen, daß ich ihn heirathe!"

„Und was willst du eigentlich, Marie? Kann heutzutage eine Frau durch sich selbst zu Ansehen kommen? Wird sie nicht blos anerkannt, insofern sie geheirathet hat oder heirathfähig ist? Es ist wahr, dein natürliches Gefühl empört sich dagegen, nur durch einen Andern etwas zu gelten. Es kommt dir unerträglich vor, Zeitlebens an einen Menschen gekettet zu sein, den du vielleicht übersiehst, einen Menschen achten zu sollen, den du sonst vielleicht verachten müßtest; aber werden nicht doch endlich die Verhältnisse über dich siegen? Die Vereinzelung gegen die Gesellschaft, in der du nun doch einmal lebest, wird dir lästig werden; der Kampf gegen die Grundsätze dieser Gesellschaft wird dich ermüden — und da haben wir die Ehefrau."

„Ei, ei, da habe ich ja an dir, Karl, abschreckendes Beispiel genug. Du bist nicht mein Mann, und doch nimmst du dir das Recht heraus, mir wie einem Kinde Lehren zu geben und mich mit den Träumen deiner üblen Laune zu quälen. Geh, geh; auch du bist nicht mehr werth, als alle anderen Männer.“ —

In diesem Augenblick trat der Herr Geheimrath ein. Dieser sah schon längst den Umgang seiner Tochter mit Karl nicht gern; aber als ein Mann, der sich jeder Entschiedenheit beugte, stand er vollständig unter Mariens Herrschaft; sodann war er ein feiner Mann, und er mußte einen unanstößigen Grund haben, um Karl von seinem Hause fern zu halten. — Wenn Du von mir eine Beschreibung des Herrn Geheimrath fordern solltest, so würdest Du mich in Verlegenheit setzen. Sein Charakter bietet weder im Guten noch im Bösen eine auffallende Seite dar; ja, wenn ich den Herrn Geheimrath charakterlos nennte, so würde ich dir schon eine zu genaue Bestimmung gegeben haben. Während seines ganzen Lebens hatte er so wenig Gelegenheit gehabt, über etwas Bedeutsames nachzudenken oder etwas Bedeutendes zu thun, daß er selber die persönlich gewordene Gewöhnlichkeit war, im menschlichen Leben kein höheres Interesse, keine geistige Macht sah, und für alles, was er nicht verstand oder was ihm mißfiel, höchstens ein Achselzucken hatte. Wenn dir das charakteristisch erscheint, so will ich dir erzählen, daß er den rothen Adlerorden vierter Klasse hatte und daß er die Zeit nicht erwarten konnte, wo

er den der dritten Klasse erhalten würde, daß er den Adel sehr verehrte und ihn nach seinen officiellen Ansichten für die Stütze des Thrones hielt, und daß er sich äußerliche Frömmigkeit gnug angeeignet hatte, um zu Zeiten recht salbungsvoll zu sein. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß er nichts Großartigeres und Vorzüglicheres kannte, als den Staat, dem er diente, und daß er alle Angriffe auf das Wesen desselben für eitel Wahnsinn erklärte; daß er ein guter Geschäftsmann war, und sich selbst für unentbehrlich hielt.

Karl war ihm stets ein Gegenstand des Aergers. Er war ihm nichts Anderes als der Proletarier, der aus Neid gegen jeden höher gestellten und in der Sucht zu schreien seine „hohlen Theorieen" in die Welt posaunte. Man sieht, daß, wenn der Geheime Rath auch nicht von Adel war, er doch werth war, es zu sein. Wenigstens waren seine Ansichten von modernen Bestrebungen beschränkt genug, er hatte seiner ganzen Stellung nach nicht die Fähigkeit sie zu begreifen, und so verachtete er sie denn. Und wenn er einmal recht gemüthlicher Laune war, so machte seine stolze Verachtung einem noch hochmüthigeren Bedauern Platz. Der arme junge Mann, sagte er wohl, ich zittere für ihn; ist es nicht schade, daß er seine schönen Kräfte in so nutzlosen Bestrebungen vergeudet! er wird sich endlich aufzehren, zu Nichts kommen; es ist jammerschade um ihn. Der Herr Geheime Rath bedachten nicht, daß er eigentlich seine eigene Hohlheit hätte bedauern und wegen seiner eigenen Nutzlosigkeit zittern müssen. —

Also der Herr Geheimrath kam herbei mit lächelnder Miene und freundlichem Gruße.

„Freuen Sie Sich mit mir, Herr Karl, ich werde bald Schwiegervater sein.“ —

„„Wie, Herr Geheimrath, haben Sie denn zwei Töchter.““

„Sie Spötter, als ob Marie nicht ganz ausgewachsen und heirathsfähig wäre. Ja, ja; lach nur, Marie und spotte; aber auch deine Zeit wird kommen, wer weiß wie bald. Du Leichtsinnige hast es vielleicht nicht gesehen; aber ich habe wohl bemerkt, mit welchen entzückten Blicken gestern Abend der Baron Arthur allen deinen Bewegungen folgte. Vielleicht hat Gott euch beide für einander bestimmt.“ —

„„Nun, antwortete Marie, da müßte mich der liebe Gott doch auch erst fragen, ob er mir damit einen großen Gefallen thue. Ich muß gestehen, der Baron ist mir sehr gleichgültig und ich habe ihn kaum bemerkt. Lieber Vater, du wirst daher wohl noch einige Zeit warten müssen, ehe du Schwiegervater wirst.““

„Aber Tochter bedenke doch, ein Baron! Thu mir wenigstens die Liebe und behandle ihn künftig nicht so abstoßend. Und ich sage weiter Nichts als: Gottes Wege sind wunderbar.“—

Karl nahm voll Unwillen seinen Hut und ging. Marie hielt es nicht der Mühe werth, ihren Vater in seinen süßen Träumereien zu stören.

## 4.

## Die Wette.

Es hilft Nichts, sagte Arthur, als er den Morgen nach der Gesellschaft beim Geheimen-Rath sich erhob. Es hilft Nichts, es ist das einzige Mittel, um mich zu halten uud um auf dem Fuße fortzuleben, wie ich es gewohnt bin. Ich habe von meinem Vermögen gezehrt, und wenn ich es noch einige Jahre so weiter treibe, bin ich arm. Der Geheim-Rath hat Geld, viel Geld. Seine Tochter ist schön, warum also soll ich sie nicht heirathen? Der Geheim-Rath ist zwar nicht von Adel, desto besser, so wird er sich um so mehr geehrt fühlen, wenn ich meinen Adel gegen sein Geld in die Wagschaale lege. Sein Geld! Ist es nicht ganz recht und politisch gehandelt, wenn wir Adligen das Geld, das der beschränkte bürgerliche Verstand erwirbt, eincassiren und zu unserem Vergnügen verwenden? Marie ist das einzige Kind. Werfe ich den Rest meines Vermögens zu dem Gelde, das der Geheim-Rath besitzen soll, und ich werde von den Renten ganz vortrefflich leben können.

Aber Athur, du dich verheirathen, das ist im Grunde lächerlich und deine Freunde werden dich gewiß alle auslachen. —

Wie? Ich, der ich gewohnt bin, das ganze weibliche Geschlecht als mein anzusehen, ich, der ich bis jetzt die Fittige meiner Ergebenheit und meiner Eroberungslust über Alles, was Frau hieß, ausbreitete, ich soll mit einem Male zu dieser lächerlichen Kleinheit zusammenschrumpfen und mich mit einer Einzigen begnügen? Ich, dem gisher die Welt gehörte, soll in die vier Pfähle der ehelichen Kammer kriechen, soll hier als ehrsamer Pfahlbürger hocken? Nun und wer verlangt denn das von mir? Der Priester, auf den schon längst nicht mehr gehört wird. Ich heirathe ja blos, um Geld zu haben, nicht um eine Frau zu bekommen. Du lieber Himmel, Frauen giebt es überall, aber Geld! Und was denn! Wenn Marie vernünftig und nachsichtig ist, ich werde gewiß kein strenger Eiferer sein!

Aber nicht so schnell! das Mädchen sieht mir gerade so aus, als ob sie sich nicht ohne Weiterees heirathen ließe, blos um einen Mann zu bekommen. Ei was! Bin ich denn ganz und gar ohne Talente? Und ist es denn so schwer, einem Mädchen die Illusion der Liebe vorzumachen? Es ist gut, wenn ich mich ein wenig in sie verliebe, um meine Rolle desto besser spielen zu können. Nach der Hochzeit wird sich schon Alles wieder geben; wir sprechen mit der jungen Frau vernünftig; und ich glaube, wir werden eine recht glückliche Ehe führen können. —

Es lebe die Pfiffigkeit und die Selbstsucht!

Arthur war heute zu nachdenkend, um seinen gewöhnlichen

Morgen-Spatziergang zu machen und auf Abentheuer auszugehen. Er besuchte einige Freunde, die er bei der philosophischen Beschäftigung traf, ein Paar Flaschen Champagner zu leeren.

„Sieh da! unser Don Juan, rief man ihm entgegen, nun wie gehts mit dem hübschen Bürgermädchen, dessen Bekanntschaft du neulich auf der Straße machtest?“

Erst jetzt fiel ihm Clärchen wieder ein. Sollte nicht ein kleines Abentheuer mit ihr ein angenehmes Intermezzo während meiner Brautfahrt sein, dachte er.

„Meint ihr jene züchtige Dirne, mit dem radicalen Bruder? Auf Ehre! Ihr habt ein vorsündfluthliches Gedächtniß. Ich habe sie schon längst vergessen.“

„Ausreden, Nichts als Ausreden! Wir kennen das, du kannst dem Mädchen nicht beikommen, und nun sagst du, wie der Fuchs in der Fabel: Die Trauben sind ja doch nicht reif.“

„Laßt mich zufrieden, ich habe jetzt andere und wichtigere Dinge vor.“

„Arthur, du machst dich lächerlich. Du und an wichtige Sachen denken. Geh, wie unnobel, du paßt nicht mehr in unsere Gesellschaft. Und du wirst nicht eher wieder anerkannt sein, als bis du dein galantes Abentheuer zu Ende geführt hast. Aber zu einem ordentlichen Ende, von dem man in honetter Gesellschaft sprechen kann.“

„Wohlan denn! Was gilt die Wette? In vierzehn Tagen ist das Mädchen zum Sterben in mich verliebt, und in vier Wochen haßt sie mich, wie den Tod.“

„Hoch lebe unser Arthur, jetzt ist er der Alte. Ich wette zwanzig Flaschen Champagner, und werde sie mit Freuden mit euch zusammen austrinken.“ —

Zwanzig Flaschen Champagner und die Ruhe eines Mädchens! Ich fürchte dec noble Herr hat zu hoch gewettet, denn ist die Ehre solch eines Mädchens wohl zwanzig Flaschen Champagner werth? Muß sich Clärchen nicht geehrt genug fühlen, wenn solch ein Herr Baron sich um ihre Liebe bewirbt?

„Und, Arthur, du wirst doch nicht unmenschlich genug sein, dies Mädchen für dich allein haben zu wollen? Ich weiß, du wirst ihrer bald genug überdrüssig sein. Dann sag es nur, und es wird ihr an Liebhabern nicht fehlen.“ —

Armes Clärchen, sieh dich vor. Kennst du das Leben genug, um dich vor den Verführungen zu wahren, welche dich umstellen werden? Aber der Segen des Vaters wird dich schützen.

Du wirst Liebesbetheurungen hören, vielleicht wird man dir gar die Ehe versprechen. Du wirst die Schlange im Grase nicht sehen können; du wirst entzückt sein, ein Herz zu finden, das dich anbetet, und du wirst die Arglist, die Vorstellung nicht merken; du wirst die Selbstsucht nicht sehen, die sich erfrecht, mit deinen Gefühlen zu spielen. Aber Gott und der Segen des Vaters werden dich schützen.

Armes Clärchen! Und wenn du nun, unkundig mit der Welt, blos dem seeligen Traume, daß du geliebt seiest, dich ganz dahingegeben hast, was für ein Loos wartet dein? Du wirst nur zu bald den Trug einsehen, du wirst verzweifeln;

aber ein heuchlerischer Tröster wird kommen, und dein Herz, welches sich nach neuer Liebe sehnt, wird sich von Neuem täuschen lassen. Und so wirst du unter Schmerz und Lust deine Jugend verleben; die Gesellschaft wird ohne Theilnahme für dich sein, ja sie wird dich verachten, weil du ihre Gesetze nicht geachtet hast. Wenn du nun so aus einem Arme in den andern wanderst ... und wenn du alt wirst ... armes Clärchen, ... doch die Engel und der Segen deines Vaters werden dich schützen.

Doch was liegt im Grunde an dem Schicksale eines Menschen, wenn Arthur nur sein Vergnügen hat; wenn er nur seine Launen befriedigen kann; wenn er nur seine Wette gewinnt. Warum ist die Gesellschaft der Art, daß man sich in ihr nicht anders amüsiren kann, als wenn man ihre Gesetze mißachtet? Warum ist sie nicht interessant genug, um uns von den eitlen Spielen unserer Selbstsucht abzuhalten? Und da sie uns nichts zu denken, nichts zu handeln giebt, so müssen wir wohl auf eigne Handm unsrem Vergnügen nachgehen.

Clärchen, Clärchen, denk an den Segen deines Vaters!

---

## 5.

## Karl an Marien.

Es litt mich nicht mehr in Berlin; ich habe es verlassen, ohne selbst von dir Abschied zu nehmen, so schnell war meine Abreise. Und wenn ich dir sagen sollte, warum ich ging, ich wüßte dir keinen triftigen Grund anzugeben. Ich habe zwar hier in Leipzig meine Hauptverbindungen, aber die waren mir von Berlin aus eben so sicher, als da ich persönlich hier bin. Was also trieb mich? Ein unerklärliches Gefühl des Misbehagens, welches uns Schriftstellern Allen sagt, daß wir nirgends ein Vaterland haben, das uns anerkennte, nirgends eine Stätte, wo wir fest säßen. Es ist im Grunde gleich, wo wir sind; überall stehen wir außerhalb der Gesellschaft. Der Eine mißachtet uns, weil wir kein solides Brod haben, der Andere haßt uns, weil wir frei sein wollen. Die Leute begreifen wohl wie einer Drechsler und Handelsmann und Schullehrer und wer weiß was sein kann, wie man aber Schriftsteller, reiner Schriftsteller sein könne, das verstehen sie nicht. Und das kommt daher, weil man den Geist nicht kennt, weil man ihn bald fesselt, bald verachtet, weil man selbstsüchtig auf seine

Existenz bedacht ist, von einem allgemeinen Volksleben aber keinen Begriff und vor der Oeffentlichkeit Furcht hat.

Und wir, die wir uns bemühen, Gedanken unter das Volk zu bringen, die wir ohne Rücksicht auf unser eigen Heil der Wahrheit nachzutrachten und sie auszusprechen suchen; wir, die wir dem Volke zum Bewußtsein bringen möchten, welche Kraft in ihm lebt und welche Rechte es zu fordern hat — wir werden wie die Parias der Gesellschaft behandelt.

Gleich als fürchte man, daß wir die Pest unter das Volk bringen möchten, umzieht man uns mit Quarantänen, läßt man von unseren Producten keins in das Volk, als was man sorgfältig besichtigt und desinficirt hat. Es ist grade, als ob Alles was aus unseren Händen kommt, unheilig wäre. Ein Censor muß es erst heiligen und approbiren.

Wenn die Leute nicht so schändlich gleichgültig wären gegen Alles, was Freies und Hohes im Menschen lebt, wenn sie nicht in einer solchen Theilnahmlosigkeit lebten, die man ihnen wahrhaft zum Verbrechen anrechnen kann, so würden sie äußersten Unwillen fühlen gegen einen Zustand, in welchem der Gedanke verpönt ist und für etwas Unberechtigtes angesehen wird. Aber nein! Sie bedenken gar nicht, daß ihnen selber das größte Unrecht geschieht, sie bedenken nicht, daß auch ihnen das Sprechen verboten ist, wenn man ihnen nicht erlaubt zu hören. Sie wissen nicht, daß wir nicht als Einzelne, sondern in ihrem Namen sprechen, daß wir nicht unsere Gedanken zu Tage fördern — denn der Gedanke gehört keinem

Einzelnen, — sondern daß wir im Namen der denkenden Menschheit sprechen. Doch man hat gar keine Ahnung davon, was für eine tiefe ja ungeheure Bedeutung in dem Worte Menschheit liegt, und weil man das nicht ahnt, so hat man keine Achtung für den Menschen. Ja, man verachtet den Menschen, wenn man ihn censirt, man verachtet nicht blos den, welchen man censirt, sondern auch den, welchem man blos Censirtes vorzulegen wagt.

Kannst du die Censur begreifen? Ich muß gestehen, sie ist eine Macht oder vielmehr eine Ohnmacht, die unbegreiflich ist, weil sie allen Gesetzen des Lebens zuwiderläuft. Denk dir, du hättest ein Kind geboren und es käme da einer und wollte dir sagen: sehen Sie, hochverehrtes Fräulein Mutter, dieser Arm da scheint sehr kräftig werden zu wollen; er könnte den Leuten ein Aergerniß sein, ja, was noch schlimmer, er könnte hochverräthischer Zwecke wegen erhoben werden; also weg damit! Wozu, würde er dann in aller Gemüthsruhe fortfahren, wozu beschäftigen Sie sich auch damit, solche Kinder zu gebären? Können Sie nicht hübsch daheim am Stickrahmen bleiben? Du magst ihm nun erwidern, was du willst; du magst ihm sagen: Lieber Mann, kann ich der Natur gebieten? Und welches Recht haben Sie auf das Kind, das mein ist? Er würde dir ganz einfach antworten: das Kind soll nicht blos Ihnen, es soll auch der Menschheit angehören; und ich habe das Amt, darauf zu sehen, daß es der Menschheit nicht gefährlich werde; sehen Sie: hier ist wieder eine gefährliche Stelle; also weg

damit! Wenn du nun nicht schon gemerkt hast, daß dies fatale „weg damit" der ewige Refrain auf all seine Explicationen ist, so würdest du ihm — doch das wäre ganz überflüssig — etwa noch sagen: Aber was ist das für eine Gesellschaft, die nur gegen Krüppel und Verschnittene sicher sein zu können glaubt? Die nicht jede Kraft zu ihrer Entwickelung gelangen lassen will? Die nicht weiß, daß sich dann das beste Gleichmaaß der Kräfte von selber herstellt, wenn man sie sich gegenseitig beherrschen, bekämpfen und in Einklang bringen läßt?

Glaube mir, meine Gute, Deine Declamationen würden tauben Ohren gepredigt sein, eben so gut, wie wir mit den vernünftigsten Gründen für die Preßfreiheit bei der Censur Nichts ausrichten.

Auch unsere Kinder besichtigt man im Voraus, aber man macht es nicht wie die Spartaner. Diese untersuchten ihre neugeborenen Kinder, ob sie auch kräftig genug seien, um später des Namens Spartaner würdig zu sein; die Krüppel wurden getödtet. Bei uns läßt man nur die Krüppel leben, Alles aber, was Kraft, Wirksamkeit, Erregung andeutet, wird entweder verstümmelt oder ganz und gar nicht zum Leben zugelassen. Da ist man voller Besorgnisse und Ahnungen, da soll ein Einziger entscheiden, was recht und wahr, was gefährlich und ungefährlich ist, und es ist wunderbar, daß am Ende nicht alles Leben stockt.

Aber woher kommt das? Wie ist es möglich, daß man sich ein so gewaltsames Recht über den Geist anmaßt, daß man

nur das leben zu lassen wagt, was verschnitten an Geist ist und die geistige Zeugungskraft verloren hat? Es ist darum möglich, weil die meisten Verhältnisse in unserer gesellschaftlichen Einrichtung krüppelhaft und verstümmelt sind. Dürfen wir überall auf unseren eigenen Füßen stehen, mit unseren eigenen Augen sehen, mit unserem eigenen Munde sprechen? Sind wir überall als vernünftige, freie Menschen anerkannt, die wohl selber wissen könnten, was ihnen frommt und die keiner Krücken bedürfen? O, nein, wir gleichen jenem Faust, der rings mit Büchern, Kasten und Instrumenten umstellt ist. Wird es ihn nicht endlich vor seiner gemachten Bildung, vor seiner fabricirten Buchgelehrsamkeit ekeln? Wird er sich nicht hinaussehnen ins Freie, um die irdische Brust im Morgenrothe zu baden? Ich fürchte, die meisten bleiben wie jener Famulus Wagner, der nichts weiter will, als hinter dem Ofen hocken, der sich in seinen Schlafrock hüllt, wenn es draußen stürmt und wettert und der nicht vorwärts will, weil er es nicht müde wird, sich in seiner eigenen Vollkommenheit zu bespiegeln und es sich ewig zu wiederholen, wie er es so herrlich weit gebracht habe.

Ja wohl, bis an die Sterne weit, so weit in den Himmel hinein, daß wir gar keinen Sinn mehr haben für die Erde, für ihre Leiden und Freuden, für ihre Kämpfe und Niederlagen, und Siege. Und unsere Bemühungen, die Menschen frei zu machen, scheitern an der eigenen Herzenshärtigkeit der Menschen. Sie wollen die Wahrheit nicht hören, also dür-

fen sie sie nicht hören: wenn sie wollten, o, wenn sie wollten! Bedenke ich das, was die Menschen erreichen könnten, wenn sie nur den Willen dazu hätten, so gönne ich ihnen ordentlich die Bedrückungen, die sie zu erleiden haben, denn da sie nicht den Willen der Freiheit haben, so sind sie ihrer auch nicht werth.

Ei, sieh doch, Marie, da bin ich wieder auf meinem alten Thema. Aber bedauere uns, daß wir uns mit solchen Gemeinplätzen tagtäglich herumschlagen müssen, ohne daß sich die Gleichgültigkeit der Menschen dadurch aufregen und vertreiben läßt. Ich begreife das Pflegma nicht, das ungestraft Jahrelang den Geist und sein Recht mit Füßen treten läßt und sich gar noch darüber freut. Die Censur, sagt man, ist eine polizeiliche Anstalt, welche nicht die Wahrheit, wohl aber das Unanständige, Ungebundene, Unmoralische, Staatsgefährliche unterdrücken soll. Wer aber schreibt wohl, ohne zu denken, er schreibe die Wahrheit? Ein Censor soll das Orakel sein, welches über Wahrheit und Unwahrheit entscheidet? Was aber ist anständig? Was unanständig? Wenn wir, o Marie, uns küßten, ohne daß wir Braut und Bräutigam, oder Mann und Frau waren, wenn wir uns küßten aus reinem menschlichem Wohlgefallen an einander, war das nicht nach den gewöhnlichen Begriffen der Leute unanständig? Dann hätte also die Polizei auch das Recht gehabt, uns das Küssen zu verbieten! Und was ist heutzutage nicht Alles staatsgefährlich? Alle neueren Staaten beruhen auf einer christlichen Ordnung der Dinge und auf christlicher Lebensanschauung. Gegen diese Ordnung

leben, nennen die Leute unmoralisch und es ist zugleich staatsgefährlich. Wenn wir nun also, du und ich, im innigsten Verhältnisse gelebt und dabei an keine christliche Ehe gedacht hätten, wären wir nicht Verräther an der Wohlfahrt des Staates gewesen? O du süße, reine Marie, weißt du, daß die Leute unser Verhältniß mit der Benennung der Unmoralität und Ungebundenheit gebrandmarkt hätten? Weißt du, du die du so rein bist, weil du frei bist, weißt du, daß du staatsgefährlich gewesen wärest?

O Marie, du bist der einzige Mensch, an den ich so schreiben darf, und weil die Natur dich mit einem heitern und freien Geist ausgestattet hat, weil du dir trotz der Vorurtheile, welche uns die Weiber nur als Halbmenschen ansehen lehren, diesen Geist bewahrt hast, darum liebe ich dich. Zwar nicht mit einer Liebe voll sentimentalen und romantischen Unglücks, voll thränender Schwärmerei: wollte ich dir hier von einem gegenseitigen Ineinanderaufgehen, von überschwänglichen Trieben, von der schmerzlichen Lust der Liebe sprechen, wollte ich es nicht anerkennen, daß du gegen mich doch immmer deine Freiheit und Selbstständigkeit zu bewahren hast; du würdest meinen Brief ins Feuer werfen, mich aber würdest du auslachen und vergessen.

Doch ich weiß nicht, da bekomme ich mit Einem Male hier in der linken Seite ein gewisses Klopfen und Beben, das mir fatal ist, weil es mich sentimental macht. Und du wirst mich wieder auslachen, wenn ich dir gestehe, dies Herzklopfen kommt

daher, weil ich eben an den galanten Baron Arthur denke, von dem dein Vater sprach.

Ich weiß, ich kann auf dich bauen, du wirst dich nicht gleich den anderen Mädchen verhandeln lassen. Wenn der feine Herr denkt, er könne den Ehecontract abschließen, so wie er wegen eines Pferdekaufs unterhandelt, so wird er sich gewaltig getäuscht finden. Aber es giebt schwache Stunden, wo man durch Schmeichelei sich überreden läßt, man wird geliebt, wo man sich darin gefällt, das Herz eines Mannes zu beherrschen, wo man glaubt, es lasse sich doch recht gut und glücklich mit einem Manne zusammen leben: hüte dich. Du stehst mit deinen Lebensansichten vereinzelt da; da stürmt denn das Leben mit seiner Gewöhnlichkeit und mit seinen Vorurtheilen auf uns ein; und ohne, daß wir es uns selbst versehen, befinden wir uns mit den anderen Menschen in dem alten und ausgefahrenen Geleise; wir sind überwunden.

Ich kann diese fatalen Phantasieen nicht los werden; und ich will doch nicht empfindsam sein. Worüber soll ich gleich mich so recht aus Herzensgrunde ärgern? Ich habs! Sag einmal: dies Wunderthier, der Baron Arthur, das ist doch gewiß der langweiligste Mensch von der Welt. Ein süßliches Herrchen, mit einem rothen Backenbart und krummen Beinen. Ein Mensch, den du tausendmal übersiehst, und der so lächerlich ist zu glauben, daß du dich seiner milden Herrschaft unterwerfen wirst. Nun, vor dem brauche ich keine Furcht zu

haben, er kann dich ja nicht verstehen und du wirst ihn vielleicht eine Zeitlang närren, um ihn dann laufen zu lassen.

Nein, ist es nicht zum lachen? solch ein Mensch will dich heirathen, vielleicht blos, weil sich von deinem Gelde gut leben läßt. O heiliger Ehestand!

Ueberhaupt halte ich von diesen Berliner Baronen Nichts. Ich hatte auch einmal Gelegenheit, mit einem solchen näher zusammenzukommen, seitdem, wie gesagt, halte ich von diesen Baronen nicht viel.

Nun, denk an deinen Karl und bleib deiner Verachtung gegen die Gesellschaft treu!

## 6.

## Clärchen.

Karl hatte kurz vor seiner Abreise seine Schwester zu Verwandten gebracht. Hier lebte sie, so einförmig wie sie früher gelebt, als ihr Vater auf den Referendar wartete, der sich in sie verlieben sollte: unbekannt mit der Welt, und in der Meinung, die Menschen beständen blos aus solchen, die Strümpfe tragen oder keine tragen, die gern Linsen essen oder Erbsen lieber essen.

Doch, Clärchen, du sollst bald die Welt näher kennen lernen, du sollst es erfahren, daß es in ihr auch andere Leidenschaften giebt, als die ruhige Anhänglichkeit an einen Vater, noch andere Schmerzen, als den über den Tod des alten Herrn Geheimsecretairs. Und wer ist es, der dich in die Geheimnisse der Welt einweihen wird?

Clärchen hat noch Niemanden genauer kennen gelernt, außer ihrem Vater, der ihr gute Lehren gab und ihr von seinen Heldenthaten während der Freiheitskriege erzählte; und ihrem Bruder, der ihr stets fremd blieb. Ihre Verwandten sind liebe, einfache Menschen, bei denen sich wohl gut leben läßt,

die aber wahrhaftig nicht dazu da sind, um bei ihnen denken oder die Menschheit kennen zu lernen.

Und man wird doch auch am Ende einmal neugierig auf die Menschheit, die man früher täglich mit Gleichmuth an sich vorüber gehen ließ. Man möchte doch auch einmal wissen, was dieser Strudel in seiner Tiefe berge. Wenn du an einem Wasser stehest, so mahnt es dich oft hineinzuspringen, es erfaßt dich eine gewisse Sehnsucht nach Auflösung, nach Hingebung, und du möchtest mit diesem räthselhaften Elemente des Wassers dich vereinen. Kannst du es dem armen Mädchen verdenken, wenn sie am Ende von der Lust erfaßt wurde, sich in diesen Menschen-Strom zu werfen, den sie vor sich vorüberfließen sah.

Jeder Mensch wird einmal von jener Sehnsucht ergriffen, sich in dem allgemeinen Meere der Menschheit aufzulösen. Der Mann kann diese seine Sehnsucht befriedigen, indem er für die Wissenschaft arbeitet, die Allen gehört, oder indem er die Schicksale der Völker zum Gegenstande seines Nachdenkens und seiner Thätigkeit macht.

Aber das Weib! Sind ihr die allgemeineren Kreise des Handelns geöffnet? Nein! Und darum sucht sie nach einer Entschädigung, welche sie in der Liebe zum Manne findet. Wäre das Weib mehr anerkannt als ein geistiges, gedankenerfülltes Wesen: sie würde sich nicht zu jener Caprice der Aufopferung, welche man Liebe zum Manne nennt, zu ernie-

drigen brauchen. So aber liebt das Weib im Manne das einzige Band, wodurch es mit der Welt im Zusammenhange ist. Kann ein Weib aber durch einen Einzigen für eine ganze Welt entschädigt werden? Sie wird sich bald getäuscht finden, und nur um so unglücklicher sein.

Arthur hatte bald Clärchens neue Wohnung entdeckt. Er, ein Mädchenkenner, fürchtete keine große Schwierigkeiten, zumal da er hörte, daß Clärchens Bruder nicht mehr in Berlin sei. Clärchen erkannte ihn gleich wieder, als er zum erstenmale an ihrer Wohnung vorbeiging und aufmerksam nach ihrem Fenster hinaufblickte.

Clärchen fühlte sich zuerst geschmeichelt, als sie sah, daß sie die Aufmerksamkeit eines fremden Herrn errege. Was für Täuschungen macht man sich nicht vor, wenn man bemerkt, daß ein Mensch sich um uns Mühe giebt. Welche Hingebung liest man nicht in seinen Blicken, welche Herzensgüte entdeckt man nicht auf seinem Gesichte. Und Clärchen wurde nachdenkend, sie träumte zuletzt nur von Arthur.

Freuen sie sich, Herr Baron, die zwanzig Flaschen Champagner sind schon halb gewonnen.

Arthur ließ es aber auch nicht an Bemühungen fehlen. Er ging täglich an Clärchens Fenster vorbei, und Clärchen saß täglich am Fenster. Sie erinnerte sich jetzt ganz deutlich der Worte, welche Arthur ihr an jenem Morgen gesagt hatte, und diese Worte kamen ihr jetzt äußerst geistreich vor. Der Ver-

wandte, bei dem sie wohnte, war Uhrmacher, Arthur brauchte daher keine großen Kunststücke zu ersinnen, um mit ihr in nähere Berührung zu kommen. Arthur hatte Geld genug, um sich Uhren zu kaufen und alle Tage etwas an ihnen zu zerbrechen. Im Verlauf einer Woche hatte er sich in der Familie des Uhrmachers eingeführt, — wie freundlich mußte nicht der liebe Uhrkünstler gegen einen so guten Kunden sein — und Clärchen konnte ihm jetzt zuhören, sie konnte mit ihm reden, ohne gegen die Sitte zu verstoßen oder den bösen Leumund zu fürchten.

Arthur wußte sich aber auch zu benehmen. Er war so ein feiner Herr, er konnte so gut erzählen; er war so aufmerksam auf Alles, was Clärchen sagte; er wußte in jedem ihrer Worte etwas Geistreiches zu entdecken.

So etwas war Clärchen noch nicht vorgekommen. Sie fühlte, daß sie selbst eine andere werde; es erwachten Gedanken und Anschauungen in ihr, von denen sie früher Nichts geahnt; sie wurde lebhaft, witzig und verstand zu sprechen: mußte sie nicht dem dankbar sein, welcher ihr diese neue Lebenswärme eingehaucht hatte? Mußte sie nicht in Arthur das Ideal von all dem anschauen, was man Lebensweisheit, Weltklugheit nennt. — Ja, Herr Arthur, Sie werden geliebt; aber brüsten Sie sich nicht mit dieser Liebe eines unschuldigen Mädchens. Sie werden geliebt; weil Sie der erste waren, der dem Mädchen eine Ahndung von dem beibrachte, was ein Mensch

sei, Sie werden geliebt, nicht um Ihrer selbst willen, sondern weil Sie das Mittel waren, welches in dem Mädchen ein neues Bewußtsein erweckte. Ein jeder Andere an Ihrer Stelle würde den gleichen Erfolg errungen haben; denn Clärchen liebt nicht Sie, so sehr sie es auch selber denken mag, sie liebt nur ihre eigene Liebe, welche ihr Gedanken eingiebt und sie das Leben lieb gewinnen lehrt.

Darum, Herr Baron, benutzen Sie schnell Ihren Sieg. Wecken Sie das Mädchen aus seinen Träumen auf, und führen Sie es zur kahlen Wirklichkeit zurück. Noch hüllt sich unserm unschuldigen Clärchen die Welt mit ihren Kämpfen in einen rosigen Duft, den die Liebe darüber gezogen hat. Noch sieht sie in allen Menschen nur gute liebe Leutchen, die um Gottes Willen Niemandem etwas zu Leide thun möchten. Und sie hält alle Menschen für gut, weil sie Sie, Herr Baron, für ein Muster von Güte hält. Noch befindet sie sich in einer vollkommenen Täuschung über das Leben, und sie findet überall Nichts als eitel Freude und Wohlbehagen. Aber, lieber Baron, es kostet Sie ja nur einen Hauch, und diese rosig gefärbten Wolken sind verweht, die felsigen und mit Dornen besäten Pfade, welche sie verdeckten, werden sichtbar, die Abgründe, über denen sie schwebten, starren den verzweifelnden Blicken entgegen. Schöpfen Sie den ätherischen Schaum von des Mädchens Gemüthe ab, damit die schaale Hefe übrig bleibe.

Clärchen hing an Arthur mit all der Gewalt, wie man den Schriftsteller liebt, welcher nns zuerst nachdenkend machte, welcher uns zuerst unsere eigenen Kräfte und Anlagen kennen lehrte. Sie liebte ihn, denn in ihm erblickte sie die ganze Welt, gegen die sie vorher gleichgültig war, in ihm liebte sie die ganze Gesellschaft, welche sie noch nicht gekannt hatte.

Arthur erhielt die Erlaubniß, sie auszuführen. Er führte sie ins Theater; und seine Freunde, die in der Loge daneben saßen, betrachteten sie aufmerksam und gratulirten ihm zu dem schönen Wilde, das er da erjagt hatte. Sie sahen sie mit Siegermienen an; denn es ist so etwas Schönes, das Schicksal eines Menschen vorauszuwissen, und ruhig zuzusehen, wie er seinem Unglück unbewußt entgegen geht. Es ist so wohlig und behaglich, von sicherer Warte aus den Abgrund zu sehen, in welchen der unbesorgte Wanderer im nächsten Augenblicke stürzen wird. Aber Clärchen bemerkte von all diesen spöttischen und triumphirenden Mienen nichts; sie erfreute sich nur an den Wundern der Oper, an dieser geputzten Menge, sie schwelgte in den Tönen, welche ihr entgegen rauschten. Und sie war ihrem Arthur nur um so dankbarer, daß er ihr all diese Herrlichkeiten erschlossen hatte.

Die vierzehn Tage waren beinahe um. Arthur ging mit ihr unter den Linden spazieren und hörte mit Vergnügen den Liebesbetheurungen zu, welche sie nicht müde wurde ihm vorzusagen. Alles Neue, was sie sah, oder vielmehr Alles, was

sie jetzt mit neuen Augen erblickte, erinnerte sie an Arthur und sie mochte sprechen wovon sie wollte, Arthur war das Endziel, bei welchem sie zuletzt anlangte.

„Ich habe auch schöne Gemälde in meiner Wohnung, wie Sie gewiß noch keine gesehen haben, liebes Clärchen. Actäon, wie er in einen Hirsch verwandelt wird: Sie kennen vielleicht die alte Fabel nicht. Pyramus und Thisbe, wie sie sich beide aus Liebe umbringen. Kommen Sie, wir haben noch eine Stunde Zeit bis zum Theater. Unterdessen sehen wir uns die Gemälde an, und ich erzähle Ihnen die Geschichten, welche sie darstellen.“

Konnte Clärchen von Arthur, dem edlen, gebildeten Manne etwas fürchten? Nein, sie dachte an gar nichts Arges, als sie mit ihm die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Sie freute sich darauf, ihn erzählen zu hören, weiter Nichts. War ihr Arthur nicht immer rücksichtsvoll begegnet, hatte er ihr je etwas Böses gerathen? Er mußte also auch am besten wissen, was ihr gut war.

„Ja, schloß Arthur, als er ihr das Schicksal des Pyramus und der Thysbe erzählt hatte, ja es ist etwas Großes um zwei Herzen, welche eines ohne das andere nicht leben können. Sich aus Liebe zu opfern, ist das Erhabenste, was uns begegnen kann; sterben zu können, weil uns die Welt nach dem Tode des Anderen schaal und öde vorkommt, ist die edelste That, zu der sich der Mensch aufschwingt. Lieben Sie mich so Clara, daß sie mir Ihr Alles opfern können?“

„Welche Frage, Herr Arthur!“

„Clärchen, liebst Du mich?“

Und seine Blicke wurden feuriger, daß Clärchen beinahe Angst wurde. Aber er war ja so gut, so lieb, nnd mußte sie ihm nicht vertrauen, der so großartige Gesinnungen äußerte?

„Clärchen, ich liebe Sie, ich würde umkommen, wenn Sie nicht mein Gefühl theilten.“

Es ist so schmeichelhaft, einen Mann zu unseren Füßen zu sehen, ihn mit einem Blicke zerschmettern oder erheben zu können, ihn ganz von uns abhängig zu wissen. Clärchen hätte noch gehen können; aber wer wird grausam sein? Und Clärchen ging nicht. — —

Herr Baron, Sie haben so eben zwanzig Flaschen Champagner gewonnen. — — Trinken Sie sie vergnügt aus, und erndten Sie triumphirend die Lobsprüche Ihrer Freunde ein.

Und Du weinst, Clärchen? Sei doch glücklich, denn liebst Du nicht und wirst Du nicht geliebt? Du weißt ja nicht, daß man heut Abend über Dich lachen wird, daß weinberauschte Kehlen Dein Lob singen werden. Du weißt ja nicht, daß während Arthur Dich seiner ewigen Treue versichert, er bei sich denkt: die Närrin, sie hat mir meinen Sieg sehr leicht gemacht: und sie ist so lächerlich, zu glauben, daß ein vernünftiger Mann sein Lebelang zu den Füßen einer langweiligen Dirne girren wird. — Sei doch glücklich, Clärchen, denn giebt es etwas Erhabeneres, als wenn ein Herz sich dem an-

dern opfert? Ja, und Du bist glücklich; Du hörst mit Wonne den Betheurungen Arthurs zu, der im Stillen denkt: wenn sie nur erst fort wäre. — Du wirst ihn in den nächsten Wochen täglich besuchen; Du wirst Dich allen Täuschungen der Liebe hingeben; und diese Tage der Freude, die Dir jetzt wie ein Augenblick erscheinen, werden Dir später wie eine Ewigkeit vorkommen.

Also sei glücklich. —

7.

## Marie an Karl.

Ich kann, mein Freund, nicht alle die Ansichten theilen, die du mir in deinem Briefe predigst. Früher hörte ich dir mit Vergnügen zu, so oft du mir mit solchen Grundsätzen kamst, denn damals paßten sie zu meinen Verhältnissen und zu meiner Denkungsart. Ohne einen Vater, der mir vor dem männlichen Geschlechte Achtung hätte einflößen können; ganz mir selbst und meinen Launen überlassen; gelangweilt durch die Menschen, die ich wohl selber nicht verstand, glaubte ich Gelegenheit und Anlaß genug zu haben, um der angeborenen Hartnäckigkeit und Selbstständigkeit meines Charakters keinen Zügel anzulegen. Ich dünkte mich besser als andere Menschen; aber wenn du glaubst, daß ich in dieser Selbstüberhebung gerade sehr glücklich war, so irrst du dich.

Es ist ein trauriges Loos, wenn wir fortwährend mit selbstgenügsamer Verachtung oder mit Unwillen auf die gesellschaftlichen Verhältnisse sehen sollen, in denen wir ja nun doch einmal leben müssen. Wenigstens glaube ich, daß für ein Weib diese Aufgabe zu schwer ist. Ach, ich habe so Viele gesehen,

die durch ihre Täuschungen glücklich sind, daß ich nun bald zu der Ansicht kommen werde, die Täuschungen und ein mehr gemüthliches Hinwegsehen über die Härten des Lebens seien für den Menschen nothwendig. Ich kannte einen Narren, der da sagte: „Wenn ich keine Illusionen mehr habe, schieße ich mich todt.“ Ich will zwar nicht so thöricht sein, diesem Narren nachzusprechen, und nun mit Willen im Leben die Illusionen aufzusuchen, aber ich merke nun nachgerade, daß ich mich zu Tode langweilen werde, wenn nicht bald eine recht gewaltige Täuschung, in der sich meine Gefühle wohlig ergehen können, über mich kommt. — Ich weiß nicht, wie ich jetzt mit einem Male zu diesen Ansichten komme. Ist es, weil du nicht mehr hier bist? Hast du daher groß Unrecht gethan, mich zu verlassen? Wie gesagt, ich weiß es nicht. —

Du wirst dich vielleicht entsetzen, wenn ich hier komme, um die Heiligkeit des Gefühls, die Zufälligkeit und die Illusionen der Empfindung vor dir zu rechtfertigen; aber noch mehr wirst du staunen, wenn ich dir erkläre, daß ich nahe daran bin, mich zu verlieben.

Doch höre mich ruhig an. Mein Verhältniß zu dir war schön, aber — gestehe ich dir's nur — es reichte nicht hin, um meine ganze Seele auszufüllen. Wenn du zu mir kamst, freute ich mich, aber jenes Zittern und Erbeben, jene fast gedankenlose Auflösung und Hingebung, welche andere Herzen in der Nähe des geliebten Gegenstandes fühlen sollen, jenen schmerzlich-wohligen Zustand, in dem auch unser Gemüth, un-

ser Gefühl sich befriedigt fühlt, kannte ich nur aus der Beschreibung. Und du ließest es nicht an Anstrengungen fehlen, um mir diesen Seelenzustand als eine lächerliche und unwürdige Sentimentalität darzustellen.

Aber weißt du — ich glaube nun, du hast mich nie geliebt. Unser Verhältniß war immer viel zu kalt. Geh mir mit deinen Ansichten von gegenseitiger Achtung, welche darin bestehen müsse, das Eins das Andere frei und selbstständig lassen solle. Da forderst du ja eine viel zu große Aufmerksamkeit auf sich selber und auf den Andern; eine ewige Besorgniß, daß man in der Hingebung zu weit gehen könne. Meine Meinung ist jetzt, man könne in der Liebe die Hingebung nie zu weit treiben, und die Achtung habe gar nichts mit der Liebe zu schaffen. Zwei Freunde mögen sich achten, sie mögen ihre guten Eigenschaften gegenseitig abwägen, sie mögen stets darauf bedacht sein, daß Einer dem Andern gleich viel gebe.

Aber die Liebe zählt und wägt nicht. Sie verlangt nichts, als daß sie sich ganz gebe und daß sie ein Ganzes dafür hinnehme. Sie frägt nicht, ob sie ihren Gegenstand auch achten dürfe, ja sie wird um so stärker und hartnäckiger sein, je weniger dieser Gegenstand der Achtung werth ist. Ich kann mir recht gut denken, daß ich einen Bettler, einen Verbrecher, einen Schwächling lieben, mit dem ganzen Feuer meiner Seele ihm mein Alles opfern könnte.

Weiß der Himmel, wie es kommt, aber ich möchte jetzt einmal so empfinden. Deine Freiheit, dein Wissen des Einen

von dem Andern erscheint mir kalt und leblos-langweilig. Ich sehne mich nach Erregung, ich sehne mich nach den kleinen Capricen des Gefühls, ich sehne mich nach einem Zustande, in dem ich von mir selbst nichts weiß und nicht anders glücklich bin, als wenn ich mich von einem Andern so recht aus Herzensgrunde abhängig mache. Und ich nähere mich diesem Zustande.

Arthur gefällt mir. Deine Beschreibung von meinem künftigen Liebhaber trifft ihn gewiß nicht. Er hat keinen rothen Bart, er ist nicht häßlich, sondern von einer beweglichen Schönheit, die ich — wie ich nun erst merke — an dir stets vermißt habe. Er ist nicht so kalt, strenge und abgemessen wie du, er versteht es vielmehr, auf meine kleinen Launen einzugehen und sie allerliebst zu finden. Er ist nicht, wie du meinst, der Mann, der die Ehe wie einen Kaufcontract abschließt; nein, er scheint mich aufrichtig zu lieben und jetzt kaum an die Ehe zu denken. Alles an ihm ist reizend, er erschöpft sich nicht etwa in den gewöhnlichen Redensarten, mit denen man ein schwaches Mädchenherz fängt, nein, er tritt so auf, als wenn sich die Hinneigung der Frauen zu ihm von selbst verstände. Und da will ich dir ganz im Geheimen ein Geständniß ablegen. Als Arthur mir interessant zu werden anfing, hatte ich noch den unnützen Gedanken, nach seinem Werth, nach seinem Charakter forschen zu wollen. Ich hörte, daß man oftmals ein junges schönes Mädchen ganz ungenirt bei ihm ein- und ausgehen sah; das ärgerte mich. Ich wurde etwas kälter gegen ihn, er mußte wohl etwas davon merken, und als ich nun

einmal im Gespräch mit einem seiner Freunde wie von ungefähr die Rede auf ihn und seinen nähern Umgang brachte, wußte dieser mir nicht genug Arthur's Seelengüte zu schildern. So unterstütze er ein junges Mädchen, eine älternlose Waise, an der er sonst gar keinen Herzensantheil nehme, durch Geld und Geschenke; das Mädchen verehre ihn wie ihren Vater, zumal da er ganz interesselos sei. Mein Verdacht war also ungegründet, Arthur zeigt sich auch hier als einen edlen und vortrefflichen Menschen, ich habe ein Unrecht gegen ihn gut zu machen. Das reizt mich nur noch mehr und — daß ich dies nur gestehe, ich suche ihm zu gefallen.

Genug, Du magst es Schwäche, du magst es weibische Launenhaftigkeit, du magst es gar Unsinn nennen, ich will nun einmal lieben.

Und wenn ich mich nun wirklich verheirathen sollte? Ich begreife kaum mehr recht, was du gegen die Ehe hast, und ich begreife mich nicht mehr, daß ich je über die Ehe lachen konnte. Du wirst mir wieder kommen und sagen: Ehe sei kein freies Verhältniß, weil es auf dem Glauben an die Heiligkeit ihrer Einrichtung und nur auf gegenseitigem Vertrauen beruhe. Aber so kannst du alle menschlichen Verhältnisse mit der Säure deiner Zweifelsucht auflösen, du kannst sie alle in dem Fanatismus deiner Freiheit zerstören, und du würdest dich, wenn du consequent sein wolltest, am Ende auf eine wüste Insel zurückziehen müssen, um nur nicht irgend ein menschliches Verhältniß eingehen zu müssen.

Warum soll das Gefühl, warum die Empfindung nicht auch ihr Recht haben? Gefühle und Empfindungen sind das einzige Band, welches zwei Menschen fest an einander knüpfen kann. Wie könnten sie in einander aufgehen, wenn sie sich stolz und frei gegenüberstehen und Jedes für sich immer nur ein Ganzes sein will? Und die Ehe ist eine solche Verbindung, welche viel mehr durch das dunkle Gefühl, als durch kalte Berechnung und durch gegenseitiges Abwägen der Charactere geschlossen werden soll.

Mag ich mich täuschen, mag ich schwärmen, mag ich nicht mehr fähig sein, die Verhältnisse zu bedenken, und — damit ich deinen Lieblingsausdruck brauche — zu kritisiren. Aber laß mir meine Täuschungen, in denen ich mich glücklich fühle, wecke mich nicht aus meiner Schwärmerei, die mich erwärmt, laß mir den Glauben, den ich jetzt angenommen habe, daß die Menschen vielmehr dazu da sind, sich durch die Verhältnisse leiten und bestimmen zu lassen, als bei einem ewigen Bedenken und Kritisiren nie zur Ruhe, zur Zufriedenheit zu kommen.

Und ich möchte zur Ruhe kommen. Ich fühle mich einmal recht aufgelegt, zu vertrauen; ich weiß nicht, was für ein Kitzel mich treibt, aber über diesen Arthur möchte ich so recht die Haustyrannin spielen, ich möchte es ihn merken lassen, daß er keine Andere lieben dürfe als mich selber.

Und dann, sag mir doch, können wir armen Weiber je in der Gesellschaft etwas gelten, als durch unsere Männer? Ja, werden wir nur als vollwichtig und selbstständig in die Welt

gelassen, als wenn ein Mann sein Gewicht mit in unsere Schaale legt, wofür wir dann freilich unsere Selbstständigkeit an diesen Mann dahingeben müssen. Ich weiß nicht, ob wir von Natur der Stütze bedürfen, aber unter den jetzigen Verhältnissen ist es nun einmal so, und ich bin eben dabei, mit der Gesellschaft einen Waffenstillstand zu schließen.

Freilich dies Bedenken wäre nicht genug, um mir die Ehe annehmbar zu machen. Vielmehr halte ich es nicht blos für nützlich, sondern auch für schön, in Verbindung mit einem Manne das Leben und seine Fährlichkeiten zu ertragen. Hier glaube ich, habe ich das Verhältniß gefunden, in welchem auch die Heiligkeit meines Gefühls respectirt wird, weil es durch ein festes Band gesichert ist, daß es nicht in den nächsten Tagen getäuscht, geschändet und mit Füßen getreten wird. Hier habe ich die Vereinigung zweier Seelen, die es sich versprechen, auch ihre Launen zu ertragen und in ihren Empfindungen sich in einander zu fügen.

Jetzt stell' ich es mir nun einmal reizend vor, wenn ich als Ehefrau 'mal der Abwechselung wegen mit Arthur schmolle und er kommt dann herbei und küßt mich und bittet mich recht zärtlich, und wir sind die Einigkeit selber.

Komme mir daher, ich bitte dich, nicht mit deiner Kritik. Kritisire Bücher so viel du willst, aber weiter darf sich das Reich deiner Göttin nicht ausdehnen.

Mag ich — nach deiner Meinung — nun auch ein Opfer der Gewöhnlichkeit geworden sein; mag ich mich durch die

Verhältnisse täuschen und bewältigen, mag ich die Ruhe meines Geistes durch die tyrannischen Anforderungen des Gefühls trüben lassen, mag ich Unrecht haben, daß ich auf das Vertrauen zu viel vertraue, aber ich fühle mich wohl in meiner Sentimentalität, und du wirst mich aus ihr nicht reißen können.

Leb wohl! ich wünsche dir, daß du dich aus Rache und dir zum Troste recht bald verlieben mögest.

---

## 8.

### Der Brautwerber.

Arthur ist doch eigentlich so übel nicht. Wir thäten sehr Unrecht, wenn wir ihn einen schlechten Menschen nennten, und du wirst gewiß nicht von so schwacher Seele sein, ihn abscheulich zu finden. Nicht wahr, du hältst auch von diesen Wunderthieren der Schlechtigkeit nichts, mit denen man höchstens auf die Leipziger Messe reisen könnte, um sie für zwei Groschen zu zeigen. Arthur hat gar kein böses Herz, er muß sich aber doch vergnügen, er muß doch seinem Leben, das im übrigen so bequem ist, einige Abwechselung verschaffen. Und daß er selbstsüchtig ist, kannst du ihm das verdenken? Er war vielleicht ein Mensch mit ganz guten Anlagen, er hat vielleicht trotz Einem in seiner Jugend für Schillers Räuber geschwärmt; er wäre vielleicht, bei anderen Verhältnissen, ein guter und nützlicher Bürger des Staates geworden. Aber darf man es ihm zur Last legen, wenn sich ihm keine Gelegenheit, wacker und mit Aufopferung zu handeln, darbot? Glaube mir, die Menschen sind nie von Natur schlecht, die Verhältnisse sind

es nur, wenn sie nicht fähig sind, dem Menschen die Selbstsucht zu nehmen und ihn für allgemeine Zwecke zu begeistern.

Arthur ist sogar im Umgange recht angenehm und liebenswürdig. Seine Freunde — und er hat wirkliche Freunde — lieben ihn, weil er zu leben versteht, und nie langweilig ist. Sie würden mich auslachen, wenn ich ihnen sagen wollte: hütet euch vor ihm; er ist ein schlechter Charakter. Sie würden mir antworten: wir wollten, wir könnten Alle so leben wie er, und im Grunde haben wir mit ihm ein und dieselben Grundsätze. —

Arthur hat zwar nicht viele gründliche Kenntnisse, aber er hat ein Talent, welches ihn dafür hinlänglich entschädigt, er versteht es, die Menschen zu durchschauen und sie von der richtigen Seite zu nehmen.

Er weiß dabei recht angenehm über Allerlei zu schwatzen, ja wenn man beredsam und eindringlich ist, so kann man ihn sogar für manche Sachen interessiren und begeistern. Er will nur keine steife Würde; ernste Gemessenheit ist ihm lächerlich und er ist überzeugt, daß es das Leben gar nicht werth ist, mit ihm viele Umstände zu machen.

Aber, meinst du, er hat das arme Clärchen und wer weiß wie viele andere Mädchen verführt! Du lieber Himmel, zeichnet ihn das etwa vor den übrigen Menschen aus? Er spielt mit der Ehre und mit der Herzensruhe der Weiber. Ich wollte, die Gesellschaft machte auch blos die leibliche Unschuld der Weiber zum Gegenstande ihrer frivolen Verachtung. Aber nein,

sie, die so streng und heuchlerisch auf äußerliche Ehrbarkeit hält, entblödet sich nicht, oft genug die Ehre unserer Vernunft und die Freiheit unseres Geistes mit Füßen zu treten. Und es ist schlimm genug, wenn die Ehre eines Mädchens, die Reinheit ihrer Seele blos in ihrer unberührten Jungfrauschaft gesucht wird.

Doch, Arthur ist nicht treu, ja was noch schlimmer ist, er weiß vorher, daß er es nicht sein wird. Nun, desto besser, so wird er in allen Verhältnissen um so kälter und selbstständiger sein können. Und Treue, Treue! Welch sentimentales Wort! Sag einmal; wenn nun das Mädchen nicht treu wäre und er wollte schwärmerisch an ihm hangen: ist es nicht vortheilhafter für ihn, daß er von vornherein für jeden Betrug unzugänglich ist? Er wird übrigens wohl wissen, was es mit der Treue in der Liebe auf sich habe und daß sie nichts anderes sei, als eine Quälerei, die man dem eigenen und dem Herzen Anderer anthut; eine Quälerei, welche den ersten Augenblick liebender Aufwallung für immer festhalten, und zu einer Ewigkeit ausdehnen möchte; eine Quälerei, welche alle Entschließungen, alle Handlungen unseres ganzen künftigen Lebens von dem einen Augenblick abhängig machen will, in welchem wir uns der Täuschung der Liebe hingaben.

Da kommst du denn mit deinem letzten Vorwurfe, daß er um's Geld heirathen wolle. Ei, ei, das ist jetzt die allgemeine Mode und Arthur will doch gewiß nicht besser sein als die Zeit, in der er lebt. Wenn er nun dem Mädchen, um

dessen Geld er buhlt, Liebe vorheuchelt, so ist das nur ein Beweis seiner Herzensgüte. Er achtet sie, indem er Marien seine Seele nicht in ihrer Nacktheit darstellen will, und er flößt ihr gewiß ein schmeichelhaftes und glückliches Gefühl ein, wenn er sie überreden kann, daß er sie um ihrer selbst willen liebe.

Also du wirst meinem Arthur nicht böse sein, du wirst es ihm nicht beneiden, wenn du hörst, daß er bei Marien viel Glück hat.

Und er ist glücklich. Clärchen ließ sich von ihm bethören, weil sie die Welt nicht kannte; Marie liebt ihn, weil sie die Welt zu gut zu kennen glaubt. Ja, Arthur ist noch glücklicher als du denken mochtest; es fällt ihm der große Vortheil zu, daß er sich wirklich ein wenig in Marien verliebt.

Arthur merkte es gleich, daß er Marien anders würde behandeln müssen, als er sonst mit Weibern umzugehen gewohnt war. Er sah ein, daß sie sich Mühe gab, die charakterfeste und männliche Philosophie zu spielen und er richtete sich danach in seinen Operationen. Er wußte, welch große Anlage zur Coquetterie in den Weibern liege; es kam nur darauf an, diese Anlage in Marien auszubilden; es kam darauf an, sie für die Kleinigkeiten und Capricen der Geselligkeit empfänglich zu machen. Wie interessant war es, dies Mädchen mit der Endeckung all der Schwächen zu überraschen, die früher in ihrem Charakter nur geschlummert hatten; diese Schwächen ihrem Gefühle lieb zu machen; den Geist, der vom Denken

und Urtheilen müde war, einzuschläfern und an seine Stelle die angenehmen Schaukeleien der Empfindsamkeit, die fieberhaften Erregungen des Herzens zu setzen. Arthur verliebte sich ordentlich in diese seine Aufgabe, er verliebte sich in Marien, weil sie ihm Anlaß gab, thätig zu sein und die Pfiffigkeit seines Geistes zu üben.

Marie hatte mit Karl in metaphysischen Betrachtungen über die Gesellschaft geschwärmt, sie hatte sich stark genug geglaubt gegen die Lockung, sich durch den sanften Strom der Gewöhnlichkeit sacht mitnehmen zu lassen; drum konnte sie es im Anfange kaum merken, als sie sich bereit machte, mit den Uebrigen mitzuschwimmen.

Arthur war nicht aufdringlich; zwar wußte er es so einzurichten, daß er jetzt fast täglich in das Haus des Geheimen-Rathes kam, aber er stellte sich nicht alsbald vor Marien hin, mit der Forderung: lieben Sie mich. Er hielt sich zuerst von ihr entfernt; denn er wußte, daß das ihre Aufmerksamkeit nur noch mehr auf den ziehen mußte, der so originell war, sich nicht in den Kreis der übrigen Anbeter zu stellen.

„Ich kenne nichts Lächerlicheres, sagte er einmal, als eine Dame, welche den Putz verachtet, wie es eben so lächerlich ist, nur des Putzes wegen zu leben. Ist die Schönheit, welche uns die Natur mitgegeben, ein so kleines Gut? Und ist es nicht Undankbarkeit gegen die Natur, wenn wir ihr Geschenk mißachten, wenn wir es nicht ausschmücken und hochhalten, so viel wir können? Mag mein Geist noch so stark sein, und

mag ich denen, die mich umgeben, zurufen: ergötzt euch an meinem echten Gehalte, und nicht an meinem Flitterstaate: aber es ist auch gut, wenn ich dem schönen Inhalte ein schönes Aeußeres gebe. Der Umgang in heiterer Geselligkeit fordert, daß ich auch auf die Augen der Anderen Rücksicht nehme."

Marie konnte sich zwar nicht getroffen fühlen. Und doch neckte sie sich mit ihm wegen seiner Behauptungen. Von der Neckerei bis zu herzlicherem Antheil ist aber nur ein kleiner Schritt. Am nächsten Abend bemerkte der Baron mit inniglicher Zufriedenheit, daß Marie heute viel geputzter war als früher.

Dieser erste Erfolg machte ihn muthiger. Er näherte sich Marien immer mehr, und indem er im Anfange auf ihre Denkart einging, überstürzte er sie so mit allgemeinen Redensarten, welche edlen Gedanken ähnlich sahen, daß er ihr diese stolze Art des Gesprächs bald lästig machte. Er ging dann zu zärtlicheren Reden über — doch, wie ist es möglich, den Gang zu beschreiben, den die sogenannte Liebe in einem Herzen nimmt; ist sie denn ein Gedankending, das sich entwickeln ließe? beruht sie auf Voraussetzungen, die sich genau bestimmen ließen? Nein, sie ist da, unversehends, ohne Grund, sie nimmt ihr Recht in Anspruch blos dadurch, daß sie ist; und das wäre mir eine schlechte Liebe, die sich durch Vernunftgründe rechtfertigen wollte. Sie ist überhaupt nichts vernünftiges; sie ist eine Macht, in der sich unser Gemüth aufspreizt, eine Macht,

welche bald durch die dunklen Erregungen des Gefühls die Klarheit des Geistes gefangen nimmt.

Genug, Marie bildete sich bald ein, Arthur sei der einzige Mann auf der Welt, mit dem sie glücklich sein könne; jene Täuschungen und Erregungen, nach denen sie sich so gesehnt, fanden sich bei ihr ein.

Konnte sie mehr wünschen?

## 9.

## Karl an Marien.

Das ist schnell gegangen! Marie, daß du mich nicht mehr liebst, das muß ich nun einmal so hinnehmen; denn woher sollte ich das Recht nehmen zu murren? Du hast deinen freien Willen; wie kann ich ihn binden? Beständigkeit und Treue ist ein Unsinn; wir mögen sie für möglich halten, wenn wir von der ersten Stärke eines Gefühls hingerissen, die Gedanken an alle Zeit, an alle Veränderung verlieren; wir mögen sie da versprechen; aber solch ein Versprechen kann nicht binden. Die Umwandlungen, die in unserem Geiste vorgehen können, liegen sie im Kreise unserer Berechnung? Die neuen Ansichten, welche uns das Leben von selber zuführt, können wir sie im Voraus bestimmen, können wir ihnen eine Grenze setzen? Und wie unser Geist stets ein neuer wird, so werden sich auch unsere Gefühle mit ihm umbilden. Personen, die wir früher geliebt, werden wir von anderen Seiten betrachten lernen, kurz, es ist unmöglich, treu zu sein. Nur der Liebhaber wird treu sein können, der sich zum Robinson macht, der sich von aller Gesellschaft und ihren Einwirkungen ausschließt.

Selbst das will ich dir kaum verdenken, daß du dich von Neuem und zwar auf eine ganz eigene Art verliebt hast. Aber daß du an die Beständigkeit dieser Liebe glaubst! daß du heirathen willst! das ist unerträglich; und noch unerträglicher, daß ich fürchte, es giebt gar kein Mittel mehr, dich zu retten. Du wirst mich nicht hören, wenn ich dir sage: Marie, besinne dich! Ich kann dich nur auf die Erfahrung hinweisen, und wenn die eintreten wird, so wird es leider zu spät sein.

Ach, wenn du nur auf dich selber hören wolltest. Du weißt nicht, wie viel Kummer mir dein letzter Brief gemacht hat, nicht etwa wegen des Ereignisses, das er mir berichtet — ich mußte früher oder später darauf gefaßt sein. Nein weil ich aus diesem Briefe sah, wie sehr dein starker und klarer Geist schon durch die „Zufälligkeiten der Empfindung" — so sagst du selbst — befangen ist und wie du dir die vergebliche Mühe giebst, deinen jetzigen Gemüthszustand vor der Vernunft des kühlen Denkers zu rechtfertigen. Könntest du mit gänzlicher Unbefangenheit deinen Brief, wie den einer dritten lesen, du würdest dich selber bald von der Haltlosigkeit seiner Aufstellungen überzeugen.

Und da komme ich nun doch, trotz deines Verbotes, mit meiner Kritik, ich habe eine Pflicht gegen dich, ich muß dich noch einmal warnen, und wäre es blos deshalb, um mein Gewissen beruhigt zu haben. Du gestehst selber, daß die Liebe nicht auf die Persönlichkeit dessen sieht, dem sie sich zuwendet. Und doch willst du behaupten, du liebst Arthur? du liebst

diese Person Arthur? Diese Person, an die du dich durch ein fast unlösbares Band knüpfen willst, trotzdem, daß du sagst, sie sei, als solche bei deiner Liebe etwas unwesentliches? Also noch einmal, du behauptest, du liebst Arthur? Nein, du bist blos in den Gemüthszustand vernarrt, der dir neu ist und den du hätschelst, wie ein neugeboren Kind. Bisher hattest du noch nicht die Stärke deines Gefühls kennen gelernt, du warst überrascht, vielleicht erfreut, als es seine Stimme geltend machte. Und nun redest du dir Alles mögliche vor; Arthur wird in deinen Augen zum Ideal; blos weil du deinen Gefühlen nicht die Schmach anthun willst, daß sie einen gewöhnlichen Menschen begünstigen; du bist überzeugt, daß Arthur dich wieder liebe, natürlich, denn sollte dieser Seelenmagnetismus, in dem du jetzt schwärmst, nicht stark genug sein, ein anderes Herz anzuziehen und zu fesseln, sollte diese Seelenelectricität sich nicht mit aller Gewalt dem Geiste Arthurs mittheilen? Solche Täuschungen machst du dir vor, und es ist doch immer noch sehr zweifelhaft, ob Arthur dich wirklich liebt. Ja, ich hoffe sogar, er liebt dich nicht. Du wirst mir bös sein, du wirst vielleicht, meinen Brief jetzt fortwerfen, aber ich bitte dich, heb' ihn auf, und über drei Monate lies ihn einmal wieder.

Ja, ja, ich hoffe, Arthur liebt dich nicht: so wird er wenigstens euer Verhältniß kälter ansehen, er wird dich vor einer zerfließenden und entnervenden Sentimentalität bewahren können, und vor Allem wird euch eine große Qual gespart. Nichts fürchterlicheres als zwei Seelen, die sich, von der Verblendung

ihres ersten Gefühles fortgerissen, in einander getäuscht, die sich, nun endlich zur Ruhe gekommen, kennen lernen, und die durch die gegenseitige Forderung der Treue sich gehemmt, gefesselt, gequält sehen. Zwei Menschen, welche nicht stark genug sind, ihre Täuschungen augenblicklich gehen zu heißen, und die es für ihre Pflicht halten, einander durch die Forderung eines Gefühles zu quälen, welches sich weder durch Zwang herbeiholen, noch, wenn es entschwunden, mit Gewalt zurückziehen läßt. Welche unendliche Langweile sehen die Beiden vor sich, in welcher unwürdigen Heuchelei werden sie ihr Leben dahin schleppen müssen, in einer Lage, wo die Einsicht stets zu spät kommt.

Liebt dich aber Arthur nicht, überblickt er von vornherein deinen Seelenzustand, so wird es ihm vielleicht gelingen, dich nach und nach ruhiger zu machen. Und wenn du dann endlich aus deinen Träumen erwachst, so wird dich zwar eine große Langeweile und Abspannung erfassen, wie alle die, welche von einem Fieber genesen, aber diese Langeweile wird wenigstens schmerzlos und ohne alle Qualen sein.

Die Liebe! die Liebe! du gestehst selbst, daß sie eine große Illusion ist und daß in ihr der Launenhaftigkeit des Gefühls ein bedeutendes Vorrecht vor der Einsicht des Geistes gestattet ist. Nun gut so spiele man mit ihr, aber man benutze sie nicht zum Bande für ein Lebensverhältniß, welches bis zum Tode dauern soll. Ist es denn Recht, daß eine Vereinigung für das Leben mit einer Illusion beginne, ist es Recht, daß

eine ganze Einrichtung, wie die Ehe sein soll, sich auf Täuschungen gründe?

Und du magst immerhin behaupten, daß das Menschengeschlecht der Täuschungen bedürfe, du magst sagen, das kalte Wissen und Urtheilen sei langweilig, vielleicht triffst du hiermit den größten Theil der Menschen, welche zu faul sind, zu denken und sich durch den Gedanken selbstständig zu machen, aber den freien Menschen triffst du nicht. Ja, es ist wahr, die meisten Menschen leben in den Tag hinein; sie sind Sclaven der Verhältnisse, welche sie von ihren Aeltern überkommen haben, und ihr ängstliches Gemüth heiligt diese Verhältnisse. Mögen sie ihre Lage erträglich finden, weil sie sich keine andere denken können; oder auch weil sie eine Aenderung für unmöglich halten; aber es wäre nicht der Mühe werth zu leben, wenn wir uns alle am Ende sagen müßten, es sei doch das ganze Leben nichts als ein Comödienspielen gewesen, prosaische Leinewand hätten wir für rosige Wolken angesehen, Natur und Geist, Alles sei nichts als Staub und Wind, und die größten Helden das seien nur die ärgsten Schreier und Renommisten. Glaube mir, nur derjenige, welcher sich selber schwach fühlt, sucht nach Täuschungen, und um seine eigene Schwäche zu bemänteln, schreibt er sie dem ganzen Menschengeschlechte zu.

Wer augenblickliche Aufwallungen nicht überwinden kann, opfert ihnen oft sein ganzes Lebensglück, und du bist nahe daran, das Gleiche zu thun. Du willst heirathen. Meinst du,

daß sich aus einem solchen Zustande, wie die Ehe ist, die sich bald genug als eine recht derbe Fessel beweisen wird, auch für immer eine Täuschung wird machen lassen. Nein der poetische Duft der Empfindsamkeit, in dem du jetzt Alles siehst, wird bald verschwinden, und Nichts wird zurückbleiben, als die kahle, drückende Prosa, eine fürchterlich langweilige Einöde, an deren Gränze du erst mit dem Ende deines Lebens angelangt sein wirst. Noch ist dir, du kannst es glauben, Arthur ein Anderer als er wirklich ist; noch hörst du blos den phantastischen Gaukeltönen zu, welche die Liebe dir vorlullt. Aber wenn nun Arthur nicht der Mann danach ist, um an dem launenhaften Glück, das du dir schwärmerisch vormahlst, Geschmack zu finden? Du wirst ihn nicht eher kennen lernen, als bis du mit ihm verheirathet bist; wenn du nun erwachst, wenn die Ruhe deines Geistes zurückkehrt, wirst du nicht deine Laune verfluchen und zugleich vor Dem einen Ekel empfinden, der dir Anlaß war, daß du dich selbst täuschtest? Wirst du ihn nicht für einen Aufdringling halten, der so frech war, in glänzend falschem Gewande sich in dein Herz einzuschleichen? Denn daß du selbst es warst, der ihm dies Gewand borgte, dies wirst du nicht bedenken.

Und — o es ist unerträglich! — an diesen Mann wirst du für immer gekettet sein, ja, eine gewisse Forderung deines Herzens, eine gewisse Rücksicht auf die Ruhe und Bequemlichkeit deiner Seele wird dich zwingen wollen, dem Mann mit Liebe zu gehorchen, den du lieber hassen, den du meiden möch-

test, um die Frische und Freiheit deines Geistes zu wahren. Es ist möglich, daß du dich in ihn einlebest, es ist möglich, daß du die Reue des Herzens und die bitteren Gedanken des Geistes beschwichtigst; aber um so eher wird die Schnellkraft desselben nachlassen und du wirst zuletzt mit derselben Geduld wie so viele Mitdulderinnen, an demselben elenden und drükkenden Joche ziehen. Wieder wird ein freier Sinn geknickt und für die Menschheit verloren sein.

Du bildest dir noch ein, du würdest an Arthur einen Mann haben, den du wie ein Vögelchen einsperren, mit dem du dich necken, von dem du fordern könnest, daß er außer mit dir sich mit Nichts beschäftigen solle: denn auf Alles, was seine Seele einnähme, würde dein Herzchen und „die Heiligkeit deines Gefühles" eifersüchtig sein. Arthur soll dir gleichsam fortwährend zum Heerde dienen, auf welchem du das Feuer der Illusionen nährest, zum Kruge, aus welchem du stets neue Täuschungen schöpfest.

Aber hast du wohl bedacht, daß du deinen Arthur durch solche Forderung selbst herabwürdigst. Ein Mann, wenigstens ein vernünftiger Mann, hat mehr zu thun, als sich nur immer mit einer verliebten Dame zu beschäftigen. Das Leben bietet ihm höhere Interessen dar, als die bloße Nachgiebigkeit gegen die Eigensucht eines Andern, und du sollst wissen, daß selbst dir am Ende eine unveränderte Hingebung, ein ewig-seliges Halleluja-Singen auf die Heiligkeit der Ehe und auf die Glückseligkeit der Treue mit der Zeit unerträglich werden würde.

Was also willst du eigentlich mit deinem Lobe eines Verhältnisses, in welchem, wie du sagst, nicht blos auf das kalte Wissen, sondern auch auf die Zufälligkeiten der Empfindung Rücksicht genommen ist. Eben weil die Empfindung zufällig ist, soll das Band, welches durch sie geknüpft wird, auch blos zufällig sein; die Empfindung soll uns nicht zum Leibeigenen eines Andern machen; wir sollen die Gelegenheit stets offen behalten, mit dem Nachlassen der Empfindung auch das Band nachlassen zu können. Und woher dein so plötzlicher Haß gegen das Wissen, das „kalte Wissen?“ O, wären nur erst die Menschen so weit, daß sie wüßten, ihr Wissen würde gewiß nicht kalt sein; aber es würde die Gefühle, welche stets übermächtig werden möchten, welche uns stets abhängig und unfrei machen wollen, in ihre gebührenden Schranken zurückweisen. Die Menschen würden nicht Sclaven der Verhältnisse, sondern die Verhältnisse von den Menschen abhängig sein.

Und, Marie, antworte mir nur noch auf die eine Frage. Du bist doch noch nicht so verliebt, daß du nicht deine Liebe vertheidigen möchtest, dein Gefühl hat dich noch nicht so verblendet, daß du nicht wenigstens den Wunsch hegen solltest, alle Menschen möchten mit dir dieselbe Verblendung theilen; nun aber sage mir, womit willst du dich vertheidigen, womit mich verblenden? Dadurch, daß du die strenge Vernunft, die überall scharf sieht, schmähst; dadurch, daß du sagst, du wollest von einer kalten Ueberlegung nichts wissen. Marie, Marie, kann ein Verhältniß gut sein, in welches man sich überlegungs-

los stürzt und das man nur gutheißen kann, indem man die Vernunft verleugnet?

Da habe ich nun geschrieben und geschrieben, und ich fürchte, ich habe tauben Ohren gepredigt. Ich habe dir im Voraus all die Erfahrungen geschildert, die du machen wirst. Aber ich ahne, daß ich sie dir eben so umsonst geschildert habe, als es umsonst sein wird, wenn du sie zu spät machest. O, daß auch du in die Netze fallen mußtest, welche die Gesellschaft nach allen freien Seelen ausspannt! Die Lehren, welche uns die Gesellschaft giebt, kommen meistens zur unrechten Zeit; sie wird auch dir eine geben; du aber wirst sie nicht brauchen können. Die Täuschung, in der du dich jetzt befindest, wäre vielleicht gut, um dich vor spätern zu wahren und deinen Geist rüstiger zu machen. Aber die Gesellschaft wird von dir verlangen, daß du die Täuschung, als eine heilige, wahrest und fortsetzest, sie wird es dir verbieten, dich — es müßte denn ein Todesfall eintreten, — je wieder zu verlieben. Du liebtest mich, jetzt liebst du Arthur. Wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo es heißen wird du liebtest Arthur und jetzt.... Also noch einmal Marie, besinne dich!

## 10.

## Zwei Briefe.

### Arthur an Karl.

Mein Herr! Meine Braut hat mir aufgetragen, Ihnen beiliegende Briefe, welche Sie an meine Braut geschrieben, zurückzuschicken. Wir haben sie gelesen, und uns herzlich daran ergötzt; ja wir sind Ihnen sehr dankbar, weil Sie uns damit einige absonderlich vergnügte Stunden gemacht haben. Doch meint Marie, es möchte Ihnen zu viel Zeit kosten, wenn Sie noch öfter so lange Briefe an sie schrieben. Dies Eine läßt sie Ihnen noch sagen, daß sie so glücklich sei — so sagt sie sie nämlich selber — sich in wenigen Wochen mit mir zu vermählen.

Arthur.

---

### Arthur an Clärchen.

Liebes Kind! Ich hoffe, Sie werden das beiliegende Blatt mit Ruhe lesen. Nennen Sie mich einen Frevler, einen Schändlichen, einen Meineidigen, aber sagen Sie einmal selber: glau-

ben Sie an die Treue und wären Sie mir treu geblieben? Da es nun also doch nicht möglich war, daß wir uns ewig liebten, ist es nicht am besten, wenn wir offen gegeneinander sind und den Schmerz der Trennung je eher je lieber überstehen? Denken Sie also, wir hätten gespaßt und vergessen Sie mich, ich bin nicht werth, daß Sie noch an mich denken, ja daß Sie mich nur noch einmal sehen.

Arthur.

---

Das beiliegende Blatt war nichts andres als eine einfache Karte, auf welcher die glückliche Marie und Arthur ihre Verlobung anzeigten.

Ich weiß nicht, ob Clärchen in Ohnmacht fiel, ob sie den Entschluß zu sterben faßte; so viel nur weiß ich, daß sie im Anfang glaubte, die ganze Sache sei nur ein Scherz, daß sie sich erst dann von der Wahrheit überzeugt hielt, als sie mehrere Male zu Arthur gegangen und abgewiesen war.

Fürchte nicht, daß Clärchen sich in's Wasser stürzen wird, es ist dies eine zu leichte Art, einen Menschen los zu werden und seine Geschichte recht tragisch und nervenerschütternd zu schließen. Es stirbt sich übrigens nicht so leicht, und was wäre auch das Leben, wenn man es nach jeder mißglückten Liebe wegwerfen wollte? Clärchen war freilich ein Weib, das sich zum ersten Male hingegeben, sie war ein Mädchen, die für den schwärmte, dem sie „ihr Alles" geopfert hatte. Drum weinte

sie im Anfange viel; sie glaubte wohl auch recht krank zu sein, wenn es ihr schwer wurde zu gehen oder zu stehen; aber am Ende tröstet man sich doch, man sieht die Sache ruhiger an, ja, der Schmerz, wenn er überstanden ist, macht uns um so kräftiger. Und man muß am Ende doch Erfahrungen machen.

Doch mit Clärchen hatte es eine schlimme Bewandtniß. Sie fühlte, daß sie Mutter werden würde; muß sie nicht ihrem Bruder die Sache entdecken? Karl hatte ihr geschrieben, er werde in kurzer Zeit nach Berlin zurückkommen, was wird der nun dazu sagen?

---

## 11.

### Die Hochzeit.

„Ich dir böse sein, Clärchen? Warum? Du hast dich wahrlich nicht geschändet, als du dem Hange deines Herzens folgtest; nein ich achte dich, denn deine Liebe war ganz und vollständig. Nicht Eigensucht war es, die dich Arthur zutrieb, und du sollst mich wahrlich nicht für den Pedanten halten, der nichts anderes kann, als zu den Handlungen der Leidenschaft seine albernen und philiströsen Bemerkungen machen. Nein, Clärchen, ich zürne dir nicht." —

„„Karl, mein Bruder, du erhebst mich wieder; du linderst den Schmerz der mich peinigt, denn obwohl ich betrogen ward, hältst du mich doch nicht für unrein!""

„Was heißt rein? Was unrein? Sag', Clärchen bist du nicht vernünftiger geworden, und hat die Berührung mit der Welt deinen Sinn nicht geläutert? Du wirst daher verstehen, was ich dir sage. Die Welt verunreinigt uns nie, wenn wir uns nur nicht durch sie überwältigen, wenn wir nur nicht durch die Niederlagen, die wir oft genug in ihr erleiden mögen, die Stärke unseres Geistes besiegen lassen. Wir bleiben stets

rein, sobald die Verhältnisse uns nicht befangen machen und uns etwa zu einer thörichten Selbstvergessenheit, sei es in Freude, sei es in Leid, verlocken. Du hast geliebt Clärchen, du hast dich hingegeben, das ist schön; und ich achte dich mehr, als wenn du dich in spröder Sittsamkeit gequält, und wer weiß wie viel empfindsame Elegieen auf die Qualen deines Herzens angestimmt hättest. Du bist betrogen worden, das ist nicht deine Schuld; du warst noch unfähig, die verächtliche Hohlheit des Herzens zu sehen, das du mit edlen und großen Gefühlen angefüllt glaubtest. Für künftig bist du klug gemacht und wirst dich nicht so leicht wieder einnehmen lassen."

„„O Karl, welche Güte! Aber ich fürchte, du wirst um so aufgebrachter sein gegen den, der mich betrogen.""

„Ja, Clärchen; wenn dieser Arthur selber mit kindlichem und leidenschaftlichem Gemüthe an dir gehangen, wenn er eben so unbefangen gefehlt hätte, wie du; ich könnte ihm nicht zürnen; sein Fehler wäre auch nur ein Fehler des Herzens, welchen der kühle Geist nicht zu strafen hat. Aber er hat gewiß von vorn herein seine Täuschungen berechnet; er hat mit einem kalten und höhnischen Lächeln dich verderben wollen; er hat sich erfrecht, dich seinem adligen Vergnügen zu opfern, dich zum Mittel zu gebrauchen, um in die Oede seiner Gedankenlosigkeit einige Abwechselung zu bringen; und was er mit kaltem Blute gesündigt, wird die Kaltblütigkeit an ihm rächen." —

„„Du machst mir bange, Karl. O verfahre nicht zu hart mit ihm; bedenke, daß ich ihn liebte, achte mich in ihm, und

wenn du nicht mit ihm selber Mitleiden haben kannst, so habe mit dem Mitleiden, den deine Schwester des Umgangs würdigte. Wenn du ihn, als einen Unwürdigen entlarvest, setzest du nicht zugleich mich herab, daß ich so unfähig war, ihn nicht sogleich zu durchschauen? Und setzest du Dich nicht selber Gefahren aus?““

„Sei ruhig, Clärchen. Weder unsere Verhältnisse noch meine Denkungsart sind danach, daß hier eine blutige Rache genommen werden könnte. Wir können diesen Gecken nur in seiner Nichtsnutzigkeit entlarven: und das sind wir nicht blos uns schuldig. Ist es nicht unsere Pflicht, Marien zu retten, die trotz ihrer jetzigen verliebten Krankheit immer noch meine Freundin ist? Wer weiß, durch welche Künste er ihren klaren Geist umnebelt hat, daß auch sie die innere Hohlheit vor dem äußerlichen Glanze nicht sieht. Oder ist es wahr, daß ihr Mädchen euch immer nur solche hohle Subjecte aussucht, um euch in sie zu verlieben? Doch Marie ist nicht blos verliebt, sie will auch heirathen. Wäre ich ihr ganz fremd, ich müßte ihr dennoch zeigen, wer der ist, mit dem sie sich für ihr Leben verbinden will. Vielleicht gelingt es mir, den alten Geist in ihr zu wecken; ihr den unterhöhlten Boden zu zeigen, auf dem sie steht; und jenem selbstsüchtigen und eingebildeten Baron wenigstens einen Sieg zu entreißen.“ —

Als Karl nach dem Hause des Geheimen Rathes kommt, findet er dort große Gesellschaft. Er erfährt, daß sich heute der Herr Baron mit Fräulein Marie vermählen werden. Marie

ist nicht zu sprechen; denn sie mache eben Toilette: wäre sie auch überhaupt aufgelegt gewesen, heute einen langen Sermon über Arthur anzuhören? Karl verlangt nun mit Arthur zu reden; er läßt sich allein in ein Zimmer führen, giebt aber den Auftrag, Arthur nicht seinen Namen zu sagen. Nachdem er lange gewartet, tritt der Baron mit freudestrahlendem Gesicht ein.

„Entschuldigen Sie, sagt' er, man hat so viel zu thun, wenn man eben bereit ist, in den heiligen Ehestand zu treten.“

„Kennen Sie mich, Herr Baron?“

Erst jetzt sieht Arthnr seinen Besuch genauer an, und es wird ihm nicht schwer, sich zu besinnen.

„„Ach, sieh da, Herr Karl, der intime Freund meiner Braut. Nun, es freut mich, daß Sie es nicht verschmähen, mich zu dem heutigen Feste zu beehren. Machen Sie nur keine Umstände, wir kennen uns; ich hatte ja schon früher einmal Gelegenheit, Sie persönlich kennen zu lernen.““

„Und Sie glauben wirklich, ich sei nur gekommen, um zuzusehen, wie Sie das Schicksal einer Freundin Ihren Launen, vielleicht gar Ihrer Selbstsucht opfern? Nein, von solchen Festen, an denen Jugend, Freiheit und Schönheit dem ungeschlachten Gatte des Vorurtheils und der beschränkten Leidenschaft zum Opfer dargebracht werden, halte ich mich am liebsten entfernt. Aber können Sie sich nichts denken, um dessentwillen ich Sie heute in Ihrer Freude störe?“ —

„„Nun das wäre?““

„Mein Herr, ich habe eine Schwester.“ —

„„Ja wohl, du lieber Himmel, sie hat Ihnen erzählt, wie unglücklich wir in unserer Liebe waren? Aber, sagen Sie mir, ist heute wohl die Zeit, um von diesen Sachen zu sprechen? Kommen Sie später einmal wieder. Da bin ich zu jeder Genugthuung bereit.““

„Nein, gerade heute ist vielleicht der Tag, an dem ich Clärchen und ihr gemißhandeltes Herz rächen kann. Elender, Sie haben den guten Ruf meiner Schwester geschändet, Sie haben mit kaltem und höhnischem Sinne die Unerfahrenheit Clärchens benutzt, um mit ihrem Herzen zu spielen, und Sie wagen es noch, mir von einer Heirath zu sprechen, die Sie heute feiern wollen.“ —

„„Doch, mein Herr, was wollen Sie denn eigentlich? Sie die Sie so wenig von der Ehe halten, werden doch nicht gekommen sein, um mich zur Heirath mit Ihrer Schwester zu zwingen.““

„Nein, wahrlich! ich achte Clärchen zu hoch, als daß ich Sie ihr zum Gefährten für das ganze Leben wünschen sollte. Aber der Schimpf, den Sie ihr angethan, hat mich Ihren Charakter kennen lehren. Und ich kann es nicht zugeben, daß Sie, die Sie so ohne alle Achtung für die Menschheit sind, die Sie glauben, die Menschen seien nur dazu da, um Ihre hochadligen Gelüste zu befriedigen — ich kann es nicht zugeben, daß Sie heute auch Marien täuschen, welche in der Ver-

blendung ihrer Liebe Sie noch nicht kennen gelernt, durch mich aber wissen soll, wen sie an Ihnen hat.“ —

„„Ich! Clärchen einen Schimpf anthun! Ich hatte nie die Absicht. Clärchen liebte mich, Clärchen gab sich mir hin, ein starker Geist, wie Sie, wird hierin nichts besonderes finden. Clärchen mag unerfahren, unschuldig gewesen sein, aber die Unschuld wird auch in Ihren Augen keinen Werth haben, gegen die Stunde, in der wir sie verlieren. Clärchen war glücklich, als sie mich liebte; sie hat sich in mir getäuscht, mein Gott, kann man davon so viel Aufhebens machen? Ist das nicht allgemeines Schicksal, daß ein Mensch sich in dem andern täuscht? Es ist genug, daß ich Clärchen auf zwei Wochen glücklich machte.““

Und Karl mußte das Alles ruhig mit anhören. Was sollte er thun? Sollte er sich wie ein gereiztes Thier auf denjenigen stürzen, der ihn mit kaltem Blute quälte und sein Herz zerriß? Er hätte seiner Sache nichts genützt und wäre höchstens durch Bediente schimpflich zur Thür hinausgeworfen. Seine Seele krümmte und wand sich unter den Tritten, mit denen sie Arthurs Worte mißhandelten. Aber Karl konnte nichts thun, als voller Ingrimm seine eigene Schwäche bedauern. —

„„Clärchen — fuhr der Baron fort — ist vielleicht schwanger? Schön, das ist aber keine Sache, die viel auf sich hätte, ich werde genug haben, um sie und ihr Kind nicht Hungers sterben zu lassen.““

Karl hatte seinen Entschluß gefaßt.

„Nein, ehrenwerther Herr Baron — erwiederte er — glauben Sie nicht, daß Clärchens Kind Ihnen zur Last fallen wird; ich bin nicht gekommen, um ein Almosen von Ihnen zu erbetteln. Sie sollen nicht auch noch das Kind beschimpfen, welches Clärchen unter ihrem Herzen trägt. Wenn es an den Brocken nagte, welche von Ihrem Tische abfallen, wenn es sich von den Sparpfennigen nährte, welche doch nur den Kindern des gesetzlichen Ehebettes entzogen würden, es würde ewig den Schimpf mit sich herumtragen, von einem solchen Vater abhängig zu sein. Drum beruhigen Sie sich, Sie sollen von Clärchens Kinde nie etwas erfahren. Aber vielleicht kann ich es noch möglich machen, daß Sie das Ehebett nicht besteigen, dessen Sie heut so sicher zn sein glauben."

Karl ging und der Baron lachte ihm nach.

Er ist doch im Grunde ein guter Kerl — dachte Arthur — aber es ist sein Unglück, daß er alle Dinge zu scharf nimmt und daß er überall nach Grundsätzen handeln will. Ei, ei, ist denn nicht das ganze Leben ein Spiel und liegt nicht gerade darin der größte Reiz, daß man gar nicht berechnet, sondern mit lachendem Muthe abwartet, was die nächste Zeit bringen wird? Aber bei diesem Karl soll Alles nach einer Formel gehen. Da hat er sich einen Rahmen herausphantasirt, den er Menschheit nennt und unter den er alles bringen will; und so kann es nicht fehlen, er muß überall den Kürzern ziehen. Wenn er es in unserer Affaire machte, wie an-

dere Menschen; die Sache wäre gleich entschieden, wir schießen uns, und .... aber nein, es ist wider seine Grundsätze sich zu schlagen, nun da bin ich neugierig, wie er mich verhindern wird zu heirathen. —

Und fröhlichen Herzens ging er zu Marien, um zu sehen, ob ihre Toilette endlich beendet sei.

Es war Gesellschaft da, welche das Brautpaar erwartete, und es wurde unserm Karl leicht, sich unbemerkt unter sie zu mischen. Er hatte das Vergnügen, den geistreichen Bemerkungen der Gäste zuzuhören.

„Der Geheime-Rath hat doch in Allem Glück, sagte der Hof-Rath; er ist avancirt, man weiß selbst nicht wie's zuging; und nun kriegt er gar einen reichen Herrn Baron zum Schwiegersohn. Meine Rosalinde ist doch auch schön genug; sie spielt auf dem Klavier wie Lißt, sie macht Verse wie Göthe, sie singt wie die Löwe, und doch ist noch kein Baron gekommen."

„Der Geheime-Rath soll viel Geld haben," bemerkte der Hauptmann ganz trocken dazu.

„Ich verstehe, was Sie damit sagen wollen, erwiederte der Hofrath. Aber bestehen denn die Menschen unserer Zeit nur aus Geldsäcken? Sollte es keine gefühlvollen Herzen mehr geben, die nur auf das Innere und nicht auf den äußeren Glanz sehen, und ich sage Ihnen, meine Tochter ist sehr gebildet."

„Das glaube ich recht gern, liebster Hof-Rath; aber die Bildung ist heutzutage so billig, sie wird uns bald auf allen

Gassen entgegengelaufen kommen. Und mit dem Gefühl ist's nun ganz aus. Geld, Geld, das ist das Einzige, was seinen Werth behauptet, ja was immer theurer wird."

„Sie haben kein Gemüth, kein Herz, werther Herr Hauptmann. Unsere Zeit kennt noch Gefühle genug. Zum Beispiel die Ergebenheit für unseren allgeliebten Monarchen, der Gehorsam gegen unsere Oberen, die Demuth vor Gott, rechnen Sie das Alles für nichts? O, ich verzweifele noch nicht an unserer Zeit, es muß noch liebende Herzen geben — Rosalinde wird einen Mann bekommen."

„Nun es wäre auch noch schlimmer, schloß der Hauptmann, wenn ein Hof-Rath sogar den Weltschmerz bekommen wollte."

„Ich begreife den Baron nicht, sagte der Rittmeister beiseit zum Major. Seine Braut ist gar nicht so schön, sie soll vielerlei Launen und Capricen haben; warum also heirathet er dieses Mädchen, das nicht einmal von Adel ist?"

„Nun, nun, bemerkte der Rittmeister, mit ihrem Gelde wird er um so adliger leben können."

„Der Baron, sagte der Banquier, soll einen sehr edlen Charakter haben; er soll stets seine Schulden bezahlen, Fräulein Marie wird recht glücklich sein."

In diesem Augenblick trat das Brautpaar ein. Karl sahe Marien genauer an; denn er glaubte nicht anders, als er müsse auf ihrem Gesichte irgend einen Zug von Traurigkeit erblicken, es müsse auf ihrem Antlitz irgend wie eine Vorahnung von dem Unglücke, das sie erwartete, ausgemalt sein;

aber nichts da; ihr Gesicht war wie von rosiger Freude überstrahlt und sie hatte nur für Arthur Augen, der, die verkörperte Liebe und Galanterie, neben ihr herschritt.

Schon nähert sich das Brautpaar der anderen Thür, als Karl vorspringt, und dem Bräutigam den Weg versperrt.

„Ich komme, sagt er, um gegen die Ehe, die eben geschlossen werden soll, Einspruch zu thun.“

Arthur bleibt ganz ruhig und indem er lächelnd sein Lorgnon vor das Auge nimmt, sagt er.

„Wer ist dieser Mensch, der, wie es scheint, dem Irrenhause entsprungen ist?“

„Mein Gott, es ist Karl, sagt Marie. Sollte ihn sein starrer Haß gegen die Ehe sinnverwirrt gemacht haben?“

„Unverschämter!“ schreit ihm der Geheimrath zu.

„Ein merkwürdiges Exemplar,“ sagt der Hofrath.

„Er speculirte vielleicht auch auf Mariens Geld,“ bemerkt der Hauptmann.

„Sollte ich mich im Charakter des Herrn Baron getäuscht haben?“ fragt der Banquier.

„Dieser edle Herr Baron, fährt Karl fort, hat meine Schwester Clara verführt, und dann hat er sie höhnend weggeworfen, wie ein Spielzeug, das ihm keinen Spaß mehr macht. Marie, ich warne Sie zum Letztenmale.“

„Höre ihn nicht an, Marie, sagt Arthur; ich kenne weder ihn noch irgend eine Clara und ich weiß wirklich nicht, was ihn dazu treiben kann, mich so zu verläumden.“

„Sie sind ein Niederträchtiger, Herr Baron, schreit Karl. Sie wagen es, mir ins Gesicht hinein das zu läugnen, was Sie vor einer halbe Stunde unter vier Augen eingestanden haben?“

„Mein Herr Unbekannter — sagt der Baron, indem er Karl verächtlich ansieht — wenn Sie hierhergekommen sind, um mich aufzubringen, so verfehlen Sie ihren Zweck. Ich sehe, Sie sind nicht zurechnungsfähig. Wären Sie das, so würde ich Sie dafür zu strafen wissen, daß Sie so ungeeigneten Ort und so unpassende Zeit wählten, um mich zu beleidigen. Gehen Sie, oder ich werde Mittel finden, Sie aus dem Hause zu schaffen.“

„Richtig,“ ruft der Geheimrath, froh, nun auch zu Worte zu kommen. „Ich werde meine Bedienten rufen lassen. Unverschämter, was bewegt Sie, ungeladen in dies Haus zu dringen und durch die schändlichsten Verläumdungen eine Festlichkeit zu stören, bei welcher nur die Liebe und die Eintracht zugegen sein sollten. Gehen Sie, gehen sie, oder . . . .“

„Es bedarf keiner Drohungen weiter, schreit Karl. Ich sehe, man will mich nicht hören. Ja, Sie haben hier die Macht, Herr Geheimrath, und ihr muß ich weichen. Sie sind der angesehene Mann, Herr Baron, und Ihnen allein muß man glauben. Ich hätte schon längst gehen sollen; denn ich mußte wissen, daß bei Verliebten nnd Selbstsüchtigen nie etwas aus-

zurichten ist. Ich gehe mit dem Bewußtsein, meine Pflicht erfüllt zu haben.“

Jetzt war die Reihe an Arthur, dem Phantasten, dem Radicalen, diesem Schwärmer Karl noch einmal nachzulachen.

„Zu Wagen, zu Wagen und in die Kirche,“ ruft der Herr Geheime-Rath. „Lassen wir uns durch diesen Unsinnigen nicht stören. Nicht wahr, meine liebe Tochter?“

Und man stieg in die Wagen.

„Das war ja ein sonderbarer junger Mensch, sagt der Hofrath zu seinem Nachbar dem Hauptmann: die jungen Leute, was richten die doch heute Alles für Unheil an. Aber ich weiß, woher das kommt. Die liberalen Grundsätze verdrehen ihnen den Kopf, sie wollen wer weiß was sein, wollen Alle was repräsentiren und da verfallen sie auf solche Streiche. O, es ist doch eine schlimme Zeit das! Kein Gemüth mehr und gar kein Herz mehr. Wenn ich so diese Leutchen Alle sehe, so möchte ich den ungeheuren Wunsch fassen, daß meine Rosalinde gar keinen Mann bekommt.“

„Wenn der junge Mensch aber Recht gehabt hätte,“ bemerkte der Hauptmann.

„Mein Gott, Herr Hauptmann, wo denken Sie hin? Der Herr Baron haben einen so edlen und großen Charakter; auch waren sie nicht im Mindesten erschrocken. O, ich bewundere die Ruhe, wie der Herr Arthur dem sonderbaren Men-

schen gegenüber stand, ja, der Herr Baron haben Gemüth, haben Herz."

„Und, schloß der Hauptmann das Gespräch; wenn Ihr sonderbarer Mensch auch die Wahrheit gesagt hätte; so hat er sie doch auf eine lächerliche Weise gesagt. Wie konnte er nur denken, daß man ihn anhören würde. Er scheint mir ein Schwärmer zu sein, der die Welt nicht kennt und der überall nur auftritt, um sich zu blamiren." —

„Eine eigenthümliche Geschichte, sagt der Rittmeister zum Major. Ich glaube, der Baron ist nicht so unschuldig dabei, wie er aussieht. Desto besser, so hat er sein adliges Wesen nicht verläugnet und er hat sich wie ein echter Edelmann betragen."

„Ich muß immer noch lachen, erwiederte der Major, daß dieser Mensch glaubte, er könne die Heirath rückgängig machen, weil der Baron sich einmal den Spaß gemacht hat, ein Bürgermädchen zu verführen. Als ob das nicht alle Tage vorkommen könnte. Ich habe neun Töchter, aber, auf Ehre, wenn zu ihnen allen solche Bräutigams kämen, wie der Baron, so würde ich sagen: auf Ehre, Ihr seid brave Kerls, Ihr sollt meine Töchter haben." —

„Du bist so nachdenkend, Marie, meine liebe Braut. Ist es möglich, daß in diesem feierlichen Augenblick irgend ein Verdacht gegen deinen Arthur in deiner reinen Seele aufkeimen könnte?"

„„Arthur, geliebter Arthur, ich weiß, du bist unschuldig. Aber ich fühle Mitleiden mit diesem armen Karl, den seine Grundsätze, sein unerklärlicher Abscheu vor der Ehe und vielleicht auch seine Liebe zu mir halb wahnsinnig gemacht haben. Ist es doch fürchterlich, daß er sogar seine eigene Schwester verläumdete, blos um mich von dieser Heirath abzuhalten.““—

„Ja, Marie, dieser Mensch ist strafwürdig. Mich in deinen Augen so zu verläumden, als ob ich, während ich um dich warb, während du alle meine Gedanken in Anspruch nahmst, mich mit irgend einem andern Mädchen hätte beschäftigen können. Doch er soll seiner Strafe nicht entgehen.“

„„Das ist es eben, was ich fürchte, mein Arthur. Wenn aber meine Liebe irgend einige Gewalt über dein Herz hat, wenn du mir heute die einzige Bitte, die ich thue, gewähren willst, so verzeihe dem armen Menschen, verfolge ihn nicht länger, rechne seiner Verblendung und Aufregung zu Gute, was er verbrochen, und vor Allem bedenke, daß er mir einst lieb war.““ —

„Edle Seele, kann ich ihm noch länger zürnen, wen du ihm verzeihest? Ja, überlassen wir ihn der Strafe, die er in seinem Gewissen mit sich herumträgt; die Schande, die er sich selber gemacht, wird uns hinlänglich rächen. Denken wir nicht mehr an ihn.“

„„Arthur, geliebter Arthur, ich habe mich nicht in dir ge-

täuscht. Ja, du bist das Ideal des edlen, des guten Mannes, von dem ich so oft träumte, das ich aber in der Wirklichkeit zu finden stets verzweifelte.““ —

Nicht wahr, Marie ist zu glücklich; und wenn es unserem Freunde Arthur gelänge, sie bis zum Tode in ihren Täuschungen zu erhalten, wenn er es der Mühe werth hielte, auch nach der Hochzeit die Maske vorzubehalten, hinter die er sich jetzt versteckt, wird Marie nicht glücklich sein? Was sie wünschte, ist dann eingetroffen; sie nährt sich von einer Illusion. —

Clärchen ward von einer großen Unruhe ergriffen, als Karl sie verlassen hatte; sie malte sich Wunder wie viele Gefahren aus, denen ihr Bruder ausgesetzt sei; seine Hitze wird ihn fortreißen, dachte sie, er wird falsche Schritte thun, o hätte ich doch lieber ganz geschwiegen.

Es litt sie nicht mehr zu Hause, sie ging auf die Straße, sie wollte Beschäftigung für ihre Augen, damit ihr Geist sich beruhige. Als sie an eine Kirche kam, fand sie viele Leute davor versammelt: ach Gott, dachte sie, es wird eine Hochzeit sein, vielleicht ist die Braut glücklicher als ich, vielleicht schließt sie heut einen Bund, den sie längst ersehnt; gehen wir, das ist kein Schauspiel für gebrochene Herzen.

Sie wollte umkehren, da fuhr ein prächtiger Wagen mit geputzten Menschen dicht an ihr vorbei; Arthur und Marie saßen darin. Armes Clärchen, der Schmutz, den die Räder dieser Carosse vom Wege auflasen, um dich zu bespritzen, das sollte die einzige Gabe sein, welche bei dieser Hochzeit für dich

abfiel: das waren die einzigen Blumen, welche der glückliche Bräutigam dir zuwarf. Armes Clärchen!

Und eine unerklärliche Neugierde trieb Clärchen, nach der Kirche zurückzugehen. Wollte sie das Glück da mit ihrem Unglück vergleichen? Wollte sie sich in dem Schmerze berauschen, der sie zerreißen mußte, wenn sie die vor dem Altar geheiligte Liebe mit ihrer verschmähten und gehöhnten Liebe zusammenhielt? Ich weiß nicht. So viel aber weiß ich, Clärchen brauchte keinen Neid zu empfinden. Denn was war es im Grunde, was sie da sah? Eine größere Entheiligung der Liebe als sie erfahren hatte.

Marie liebt Arthur: schön, aber die Gesellschaft erlaubt ihr nicht, daß diese Liebe zur Wirklichkeit werde; jedes Mädchen soll sich mit einer empfindsamen Halbheit begnügen, in der sie keine Gelegenheit hat, weder sich selbst und die Nachhaltigkeit ihres Gefühls zu erproben, noch denjenigen näher kennen zu lernen, den sie zu lieben glaubt. Man heißt Braut und Bräutigam, das heißt, man soll sich fremd sein und erst die Erlaubniß der Gesellschaft abwarten, daß man einander näher treten dürfe; man soll sich durch Banden des Vorurtheils von dem vollen und freien Genusse der Liebe, von dem echt menschlichen Umgange mit einander abhalten lassen, und erst auf das Wort des Priesters warten, welches diese Banden sprenge, aber nur um sie noch fester anlegen zu dürfen: man soll sich gegenseitig einen Platonismus, eine Enthaltsamkeit vorheucheln, die nicht in der Natur der Sache, sondern in der barbarischen

Civilisation der Gesellschaft liegt; man soll sich gegenseitig mit einer gewissen Scheu betrachten, doch mit einem ewigen Hinblick auf die späteren Zeiten, welche um so prosaischer und gewöhnlicher sein werden, als der Aufenthalt in diesem sogenannten Vorhimmel der Ehe überpoetisch und empfindsam ist. Die spätere Prosa, welche aus dem Brautpaare Mann und Frau gemacht hat, wird beide oft genug überraschen durch ihre Alltäglichkeit und Langeweile. Beide werden sich wundern, wie sie nur vorher so verblendet sein konnten. Was man empfangen, entspricht nicht den Hoffnungen, die man gehabt; vorher Schwärmerei, jetzt seichte Gewöhnlichkeit; vorher Idealismus, jetzt eine oft erschreckende Erfahrung. Und für diese Prosa, von der man im Brautstande nichts ahndete, nichts ahnen konnte, weil die Gesellschaft es nicht litt, daß man sich näher kennen lerne und mit verständigen Augen ansehe — für diese Prosa soll man auf Zeitlebens zusammengekettet sein.

Doch, mag in seltenen Fällen die Liebe des Brautstandes in der Ehe fortdauern, wem ist das Amt übergeben, jene Liebe zu weihen und ihr zu erlauben, daß sie volle, wahre Liebe sei? Dem Priester! Also die Gesellschaft hält die Liebe des einen Menschen zum Andern, sie hält dies reine Verhältniß zwischen Menschen für unrein; sie hält sich selber nicht für stark genug, dies Verhältniß um seiner selbst willen für giltig anzuerkennen? sie bedarf der Kirche.

Hörst du Marie, was der Priester dir zuruft? Er erklärt dir, daß deine bisherige Liebe zu Arthur unheilig war und

daß er, ein Beauftragter der Kirche, erst komme, um sie zu heiligen; er erklärt dir, daß es eigentlich nicht gut sei zu freien, daß aber die Kirche Rücksicht nehme auf die Schwäche der Menschen und die Ehe weihe, indem sie ihr Siegel darauf drücke; er schmäht deine Liebe; denn er behauptet, erst vor dem Altar erhalte sie die echte Kraft: er bindet dich für immer an Arthur, und doch schärft er dir zugleich ein, daß die wahre Herzensehe nur mit dem Himmelsbräutigam geschlossen werden soll.

Und du Arthur hörst du die Worte des Priesters? Er ruft all deine früheren Verhältnisse als frevelhafte, als Sünden des Fleisches aus, als ungiltig vor Gott und den Menschen. Er schmäht dein ganzes früheres Leben, und du bist nicht zerknirscht? Deine Seele schreit nicht auf, daß sie der Heiligung der Kirche unwürdig sei? Du, der du hier trotzig vor den Altar trittst, vor den gekreuzigten Gott, der deine Ehe schützen und jenseits dein Fürsprecher bei dem Vater aller sein soll, du bedenkst nicht, wie oft du gegen die Heiligkeit jenes Altars und gegen die Gebote jenes Gekreuzigten gefrevelt hast? Geh mir! Du nimmst die Hülfe des Altars in Anspruch und glaubst nicht an die Kraft seiner Weihe; du trittst vor das Angesicht des Gekreuzigten und glaubst nicht an ihn, nicht an seine Worte.

Marie! Arthur! Nein ihr hört den Priester nicht; ihr haltet diese Feier vor dem Altar für eine bloße Form, die nöthig ist, über die ihr aber so schnell wie möglich hinweg möchtet, und deren tiefer Sinn euch, ja der ganzen Gesellschaft

verloren ist. Und doch habt ihr nicht die Kraft, diese Form, welche nur noch eine inhaltslose Fessel ist, abzuschütteln.

So ist unsere Gesellschaft! Sie läßt sich immer noch an dem Bande halten, welches die Kirche durch ihr ganzes Leben hindurch schlingt, und — sie glaubt nicht mehr an dieses Band. Ihr ganzes Thun und Treiben ist unkirchlich, und doch hat sie nicht die Kraft, zu einer rein menschlichen, freien Gesellschaft zu werden. Ja, dieser Priester selber, hat er noch das echte volle Bewußtsein von dem, was er thut? Ich glaube nicht. Er betrachtet seine ganze Verrichtung da, für eine Förmlichkeit, die ihm eben obliegt, und für die er seine Sporteln bezieht. Wollte er ihren ganzen Sinn in Anwendung bringen, die Gesellschaft würde ihn für einen Fanatiker und Finsterling verschreien. Das ist Berlin! Ein Glaube, den man sich äußerlich vorheuchelt und gegen den man innerlich in jedem Augenblick verstößt: eine Gesellschaft, die zu schwach ist zu dem Bewußtsein, daß sie diesen Glauben eigentlich schon abgeworfen, und zu stark, um sich noch einmal ganz durch den Glauben fesseln zu lassen. —

Clärchen saß lange da, in Betrachtungen versunken; nur von Zeit zu Zeit schlugen einige Worte des Priesters an ihr Ohr, welche ihr Verhältniß mit Arthur als ein sündliches brandmarkten, welche sie gleichsam aus der Gesellschaft verbannten: denn meinte nicht der Priester, der Umgang von Mann und Frau sei nur der rechte und sündlose, zu welchem die Kirche ihre Zustimmung gegeben? Nur der Mann und

die Frau seien rein, welche vor alle Welt hintretend erklären, sie hätten in sich selbst und in ihrer Liebe kein Recht des Umganges, sondern die Kirche müsse erst kommen, eine fremde Macht, um ihr Verhältniß zu weihen? — — —

Clärchen sah erst dann das Brautpaar näher an, als der Priester zum Ende der Ceremonie schritt und eben dabei war, die Ringe zu wechseln. Sie erkannte Arthur; aber es schien ihr unmöglich, es kam ihr wie ein zu fürchterlicher Hohn vor, daß Arthur in ihrer Gegenwart sie so verleugnen und einer Anderen die Hand zum ewigen Bunde reichen solle. Ihre Sinne verwirrten sich; sie glaubte, Arthur müsse in jedem Augenblicke von dem Altare hinwegfliehen, zu ihren Füßen hinstürzen und sie wegen seines Verraths um Verzeihung bitten. Und als der Priester ihn fragte, ob er versprechen wolle, der Marie auf immer anzugehören, da antwortete Clärchen statt seiner mit einem schreienden schrillenden „Nein."

Marie schrack zusammen über diese Weiberstimme, in welcher halb Wahnsinn halb Verzweiflung lag, über diese Stimme, welche gleichsam feierlichen Protest einlegte gegen den Bund, den sie eben schließen wollte. In ihrem Herzen begann der Verdacht aufzukeimen und sie sah Arthur mit furchtsamen, zweifelnden Blicken an; aber ihre Zweifel schwanden, als sie keine Unruhe, keine Verlegenheit auf seinem schönen Gesichte entdeckte. Arthur drehte sich gelassen um, er wußte das Staunen der Zeugen zu beschwichtigen, indem er bemerkte, es müsse wohl eine

Kranke sein, die man ohne Aufsicht gelassen, und für die man sorgen möge.

Das Ende von der Geschichte war, daß ein ohnmächtiges, schwangeres Weib aus der Kirche getragen wurde, worauf die Ceremonie ohne weitere Störung vorüberging.

Hatte das Schicksal Marien warnen wollen? War das Schicksal Marien so günstig, daß es ihr Anstöße über Anstöße in den Weg legte, den sie so sorglos betrat? Es ist möglich: aber Marie erkannte diese Gunst nicht an. Sie fühlte sich glücklich, und sah nur ein Leben voller Freuden und Zufriedenheit voraus. Wünschen wir ihr eine gute Nacht. Mag sie heute noch in dem süßen Gedanken schwelgen, sie habe blos den Bund der Liebe geschlossen, mag sie nicht daran glauben, daß man sie nur deshalb vor den Altar geschleppt, um von dort ein Weib mitzubringen, welches so und so viel tausend Thaler Renten einträgt. Mag sie nicht daran glauben, daß ihr Vater heute deshalb so glücklich ist, weil er einen Baron zum Schwiegersohn erhalten hat. Mag sie in dieser Nacht das Ideal des reinen und edlen Mannes umarmen, von dem sie so oft geträumt; mag sie denken, Arthur würde sie auch geliebt haben, selbst wenn sie kein Geld besessen hätte; mag sie sich heute noch, nicht aus eheweiblicher Pflicht, sondern in dem Feuer der Hingebung ihrem Arthur in die Arme werfen: wer weiß, was der kommende Morgen bringen wird. Vielleicht schwinden morgen schon ihre Phantasieen, wenn sie nach einer Nacht des Rausches zur Besinnung kommt; vielleicht

sieht sie schon morgen ihren Arthur mit kälteren und verständigeren Augen an. Und wenn auch nicht der morgige Tag, so wird gewiß schon die nächste Zeit ihn ihr im wahren Lichte zeigen. Ihre Gluth wird an seiner Kälte erlöschen; ihre Hingebung wird an seiner Selbstsucht ersterben; eine Bemerkung von ihm wird all ihre idealen Schwärmereien verjagen. Sie wird sich besinnen und der Umgang mit ihm wird ihr eine Last sein; sie wird ihn von sich stoßen wollen: jetzt aber wird sich ihr erst die Tyrannei der Kirche fühlbar machen. Eine Pflicht wird ihr sein, was sie verabscheut; die Gesellschaft wird von ihr verlangen, daß sie das Versprechen halte, welches sie heut vor dem Altar gethan; und man würde sie mißachten, wenn sie die Fessel, welche sie bald drücken wird, selber nicht achten wollte. —

O Marie, mit einem Lächeln, in dem du dich selbst bespottest, wirst du an das Gespräch denken, welches du in jener Nacht mit Arthur führtest.

„Arthur, ich glaube, die Götter beneideten mir mein Glück, als sie heut zweimal durch so merkwürdige Störungen unsere Heirath aufhalten ließen. Sollte ich ihnen nicht ein Opfer bringen, um sie zu versöhnen?"

„„Marie, süße Marie, ich weiß das Opfer, welches alles Mißgeschick von dir abhalten soll."" —

„Und das wäre?"

„„Bring dich selbst mir zum Opfer; und ich werde stets über dich wachen, dich wie ein Heiligthum bewahren."" —

„Ja, Arthur, ich weiß, du wirst mich immer lieben, könnte mein Gefühl mich täuschen? Sollte mein Herz blos Lügen beherbergen und falsche Orakel? Nein die Stimme in meinem Innern täuscht mich nicht, welche mir zuruft: Arthur wird dir immer treu sein.“

„„Gewiß, Marie, diese Stimme lügt nicht. Und müßte ich nicht der schlechteste Mensch sein, wenn mich nicht die Zartheit und das Feuer deiner Empfindungen rührte? Du edle Seele, wie kann man dich wissentlich hintergehen? Ja, und wenn ich falsch gewesen wäre, hätte mich nicht dein reiner Geist läutern müssen, konnte ich in deiner Nähe verweilen, ohne besser zu werden?““

„O Arthur!“

„„O Marie!““ —

---

Clärchen erwachte in einem fremden Hause; sie fühlte sich elend, geschlagen und konnte sich kaum mehr an das erinnern, was mit ihr vorgegangen war. Es war ihr manchmal so, als wäre sie eben verheirathet, dann aber besann sie sich auf den wahren Hergang der Sache und weinte. Die Blicke der Leute welche sie nicht begriffen und sie wie ein Wunderthier anstaunten, waren ihr unerträglich; als sie sich etwas stärker fühlte, nannte sie ihre Wohnung und ließ sich nach Hause fahren.

Sie warf sich ihrem Bruder in die Arme, der durch ihre Erzählung nur in neue Wuth versetzt wurde.

„Dieser Arthur, sagte er, ist ein Glückskind. Er beleidigt uns, und wir haben keine Mittel uns zu rächen. Wir wollen ihn in seiner Schlechtigkeit entlarven und man hält uns für die Unsinnigen, für die Lügner, für die Bösewichte. Wir erzählen, was er gethan, doch nur damit er desto reiner und als Sieger hervorgehe. Der Zufall führt dich in die Kirche, als er mit seiner Braut vor dem Altar steht. Alles dies kann ihm nichts anhaben. Und er wendet nicht List, nicht Geschicklichkeit an, um sich aus den gefährlichen Lagen zu befreien, in die er geräth; nein, nur seine Selbstsucht und Unverschämtheit rettet ihn; an seiner Unbedeutenheit gleiten alle Mißgeschicke ab, und weil er dem Schicksal keine rauhe Seite darbietet, wo es ihn treffen, wo es sich an ihn klammern könnte, muß es machtlos von ihm abprallen. Schadet nichts. Er erscheint überall als der Große, Edle, Besonnene, Verkannte, aber glänzend Gerechtfertigte. Ja, solche Geister werden durch die Verhältnisse begünstigt; und ich möchte mitschwimmen mit dem Strome der Gewöhnlichkeit, ich möchte mich diesem Baron zu Füßen werfen und ihm zurufen: Verzeih du Edler, Tugendhafter, du Ideal der Gesellschaft, daß ich dich geschmäht habe; die Götter schützen dich. Er würde mich dann aufheben und sagen: stehe auf du schwacher, deine Fehler seien Dir verziehen. —

„Werden wir gewöhnlich, Clärchen, und die Gesellschaft, die uns jetzt verlacht, wird uns mit Freuden wieder in ihren Schooß aufnehmen. Werden wir hübsch ordinär, und glaube

mir, wir werden Glück haben wie Arthur. Ja, wir werden ihm gar nicht beikommen können, wenn wir nicht gewöhnlich werden, wie er. —

„Siehst du, Clärchen, so ist unsere Gesellschaft, in die du jetzt nur einen Blick gethan. Die Lüge ist geschützt, die Heuchelei siegt, die Gewöhnlichkeit ist die Herrscherin, und wer wahr sein will, wer da thörichterweise glaubt, das Recht werde anerkannt, der Mensch in uns geachtet werden, der wird bald zu seinem Schrecken enttäuscht sein.

„Arbeiten wir Clärchen, um von dieser Gesellschaft so wenig wie möglich abhängig zu sein. Arbeiten wir, denn wir werden bald unser drei sein.“

---

## Zweite Abtheilung.

### 1.

### Ein Halbjahr später.

Ich sehe, o meine Freundin, eine gewisse unzufriedene Miene an dir. Hab ich dir zu wenig romantische Maschienerie aufgewendet? Und willst du mich durch dein Schmollen zwingen, mir jetzt etwas mehr Mühe um romantische Verwickelung, um romantischen Schauder zu geben?

Ich weiß, was du willst! Du willst eine getäuschte Mutter sehen, die mit ihrem jungen Kinde auf dem Arm vor die glückliche Ehefrau hintritt, und ausruft: Siehe hier die Frucht der Schlechtigkeit deines Gatten. Du willst Karl und Arthur im Zweikampf sehen — und sollte auch Karl getödtet werden. Du bist neugierig, ob denn in unseren zweifelsüchtigen Zeiten der Fluch eines Vaters so unwirksam sei, ob dieser Fluch nicht auf eine oder die andere Weise an Karl in Erfüllung gehen sollte. Bis jetzt ist Karl immer noch glücklich zu nennen, er hat zwar Niederlagen erlitten, aber innerlich steht er unge-

beugt, seine festen Grundsätze machen ihn stolz und freudig.— Clärchen, das arme gute, vom Vater gesegnete Clärchen, ist die einzige unglückliche.

Soll das so fortgehen, sagst du, so höre lieber auf zu schreiben! Soll Arthur nicht von der Strafe erreicht werden, wozu uns dann noch länger an der Nase herumführen!

Ich aber antworte dir, daß Arthur gestraft genug ist. Wie? Ist nicht gar oft das Leben eine größere Strafe als der Tod? Das Leben nämlich, von dem man sich an jedem neuen Tage sagen muß, daß es ein verlorenes, umsonst gelebtes sei. Wie? Wenn ich Arthur blos durch sein unbedeutendes Leben strafen wollte? Er fühlt die Strafe nicht, sagst du. Wir wollen sehen. — Arthur ist mit Marie, Marie mit Arthur verheirathet. Strafe! lauter Strafe! Clärchen ist zwar verrathen, aber sie ist frei geblieben; Segen genug!

Doch du willst nicht zufrieden sein. Nun so gieb Acht: ich schildere dir das Schicksal unserer Freunde und Freundinnen, ein halbes Jahr ungefähr nach den Vorfällen, von denen ich dir so eben erzählte. Vielleicht wirst du da den Fluch erfüllt, die Strafe herbeigekommen, den Segen glänzend bewährt sehen.

Ein halbes Jahr später! Kannst du im Geiste alle die Erfahrungen durchdenken, welche unsere lieben Freunde in dieser langen Zeit gemacht haben mögen?

Kannst du den Empfindungen Mariens nachgehen? Kannst du dir denken, wann sie sich zuerst getäuscht fand? Was für Umwandlungen in ihr vorgegangen sein mögen, als sie denn

doch nicht in der Ehe „die Heiligkeit ihres Gefühls“ respectirt sah?

Oder ist es unserem Arthur gelungen, sie in der Täuschung zu erhalten? Hat er es aber nur für nöthig gefunden, sich um der Ruhe Mariens willen so viel Mühe zu geben?

Hat Karl ohne Murren die schwere Arbeit auf sich genommen, welche ihm die Umstände auferlegten? Ist ihm die Freiheit immer noch lieber als das tägliche Brot?

Und Clärchen? Bist du nicht neugierig, die reine unschuldige schmerzensreiche Mutter zu sehen? Mit welchen Gefühlen lebte sie dem Tage entgegen, an welchem sie der Frucht eines frivolen Verrathes das Leben schenken sollte?

Siehst du, alle diese Fragen kann ich dir nicht weitläufig beantworten. Ein halbes Jahr überspringend setzen wir uns zugleich über die Entwickelung aller jener Seelenzustände hinweg. Und indem ich noch einmal den Vorhang vor deinen Augen aufrolle, schildere ich dir nur einige wenige Scenen.

2.

## Das Ehepaar.

Es ist Sonntag. Frau Baronin haben wohl nicht gut geschlafen, denn ihre Miene ist traurig, und in den melancholischen Zügen ihres Gesichtes scheint sich eine große Leerheit auszusprechen. Sie sieht fast gedankenlos vor sich hin. Da öffnet sich die Thür, ein Mann tritt ein, plötzlich ergießt sich eine gewisse Lebhaftigkeit über ihr Antlitz; ein gewisses Feuer strahlt aus ihren Augen. Aber ist es das Feuer der Liebe, welches ihren Blick belebt, sind es die Lichtstrahlen der Freude, welche ihren Mienen mit einem Male eine solche Lebhaftigkeit mittheilen?

Es ist ihr Gemahl, der eintritt; nun können wir uns den spöttischen Zug erklären, der sich um ihren Mund gelagert hat.

„Liebe Frau, sagt der Baron, willst du nicht heute mit zur Kirche fahren? Willst du dich nicht dem Gotte wieder zuwenden, dessen Dienst du schon so lange vernachlässigt hast?“ — —

Wie, ist das Arthur, der lustige, frivole Arthur, der da spricht? Arthur will in die Kirche? Arthur wirft sich zum Ritter Gottes auf? — Nein es ist nicht Arthur, es ist der

Herr Baron, es ist der Ehemann, der in die Kirche fahren will. Es ist der Ehemann, der fromm geworden. Wie er das geworden, das ist eine lange Geschichte, es ist die Geschichte eines halbjährigen Ehestandes.

Arthur hatte sich doch sehr getäuscht, als er glaubte, er würde mit Marie bald im Reinen sein.

Marie hatte zuerst mit fester und inniger Liebe an ihm gehangen. Die Stärke ihrer Leidenschaft flößte ihm selber Achtung ein, sie unterwarf ihn, ohne daß er selbst es merkte. Er ahnte den starken Geist in Marie, der sich nicht mit einer halben Liebe begnügen wollte, sondern der auch in der Hingebung verzehrend war. Er beugte sich unwillkürlich, und so war er gefangen, er war abhängig, ehe denn er seine so klug ersonnenen Operationen beginnen konnte.

Aber diese Abhängigkeit von einer Frau, die er nicht liebte, war ihm doppelt lästig. Hatte er nicht Marien des Geldes wegen geheirathet? Wollte er nicht seinen früheren vergnüglichen Lebenswandel fortsetzen? Sollte ihm nicht Marie nur als beiläufiges Mittel dienen? Und da hat er mit einem Male eine Frau, die wirklich Ehefrau sein, die in ihm einen wirklichen Ehemann sehen will! Das überraschte ihn, seine Frivolität ließ ihn im Stich, und als er sich aus der Art Betäubung emporraffen wollte, in welche ihn das mächtige Gemüth Mariens versetzt hatte, war es zu spät.

Er war Sclave, ehe er es sich versah, und indem er sich frei machen wollte, beging er Ungeschicklichkeiten über Unge-

schicklichkeiten. Er wollte zuerst den Ungebundenen spielen, doch seine Ungebundenheit war nicht mehr natürlich, sie war tölpisch, ohne die frühere Liebenswürdigkeit; und indem sie Marien die Augen öffnete, gab sie ihr zugleich die Mittel an die Hand, den Ehemann zu zähmen und in die gebührenden Schranken zurückzuweisen. Marie herrschte jetzt in anderer Art über ihn als früher, jetzt durch die Schaam, die sie ihm durch ihre ruhige Würde einzuflößen wußte, früher durch die Leidenschaft.

Seine vergeblichen Anstrengungen machten Arthur matt, unwillig, ja lebensüberdrüssig. Woran sollte er sich halten, um nicht Marien gegenüber in Nichts zusammenzusinken? Womit sollte er seine leere Seele ausfüllen, womit ihr ein Gewicht geben, auf daß sie nicht einer Frau gegenüber als ganz hohl und ungewichtig erscheine?

Arthur hatte ein gewisses Streben nach Selbstständigkeit in sich. Er fühlte, daß er nicht dazu bestimmt sei, als gehorsamer Ehemann sein Lebelang ein drückendes und entkräftendes Joch zu ziehen. Er wollte nicht ganz unbedeutend sein, und — so wurde er fromm.

Die Religion war die Macht, durch die er sich eine gewisse Würde zu geben suchte. Wenn ihm Marie seine geringe Liebe vorhielt, so brauchte er nur mit einer anmaßenden Salbung zu sagen, daß man allein Gott im Himmel lieben müsse. Ein Bibelspruch diente ihm statt weitläufiger vernünftiger Vertheidigung, in der er am Ende doch vielleicht durch den Scharfsinn Mariens geschlagen worden wäre. Mit einer frommen

Sentenz konnte er sich aufspreizen und als Sieger den Kampfplatz verlassen.

Jetzt war er nicht mehr der Unbedeutende, der Gehorsame. Jetzt gab er sich das Ansehen eines gewissenhaften Seelsorgers, der den stolzen und freien Geist eines Weibes zur Liebe Gottes zurückführen wolle.

Und der Umgang mit ihm, der vorher gleichgültig und langweilig gewesen war, wurde jetzt für Marien eine prickelnde Qual, eine seelenmörderische Last. Wie fürchterlich, täglich die Anmaßung einer Frömmigkeit ertragen zu müssen, über deren beschränkte Ansichten man längst hinaus ist und von der man weiß, daß sie nur aus Seelenhohlheit hervorgegangen.

Und Marie?

Die Einsicht in Arthurs Charakter war für sie ein gewaltiger Schlag. Sie fühlte, daß dieser eine Schmerz, der ihre Seele zerriß, auf ihr ganzes Leben nachwirken mußte. War es nicht ein Hohn auf alles, was man Lebensglück heißt, daß sie für immer an diesen Mann gefesselt sein sollte, der zuerst ein unbedeutender Sclave, jetzt ein unerträglicher Prediger war. Dieser Hohn machte ihre eigene Seele bitter, zweifelsüchtig, frivol. Und wie sie über sich selbst, über ihre frühere Verblendung spotten mußte, so wurde ihr zuletzt das Leben selber und sein ganzer Inhalt ein Gegenstand des Spottes. Durfte sie sich denn noch frei bewegen, war es ihr gestattet, das drückende Joch, das sie sich selbst aufgebürdet, abzuwerfen? Nein. Und so mußte sie denn zuletzt im Zweifel, im Spotte ihre Ungebundenheit suchen.

Und doch! Arthur war ihr immer noch interessant. Zwar hing sie nicht mehr an ihm mit dem Interesse der Liebe, aber er wurde ihr nothwendig, damit sie im Kampfe, im Gegensatze zu ihm ihre Lebensgeister erfrische. Arthur war ihr gleichsam verkörperter Repräsentant der Last, welche ihr durch das Vorurtheil der Gesellschaft aufgebürdet war. So verwuchs er mit ihrer Seele.

Daher jenes plötzliche Aufleuchten, jene Erregung in Mariens Blicken, als Arthur zu ihr trat. Es war nicht das Aufleuchten des Hasses, noch viel weniger der Liebe, es war die Lebendigkeit des magnetischen Poles, wenn sein Gegenpol sich ihm nähert. — — —

Marie antwortete zuerst auf Arthurs Frage nur mit einem spöttischen Blicke, den ihre lebendigen Augen musternd auf den frommen Ehemann warfen.

„Wie, meine Frau — fuhr Arthur in gemessenem Tone fort — wie, du verachtest, du verachtest! die Kirche? Wie? Du verachtest die heilige Macht, welche uns an einander geknüpft und unser Verhältniß vor Gott geweihet hat?“

Diese Andeutung brachte Marien auf. — Du kannst dir doch nicht denken, antwortete sie, daß sich hierdurch die Kirche mir lieb und werth gemacht. Du solltest dich scheuen, mir die Unauflösbarkeit und sogenannte Heiligkeit eines Bandes, das weder dir noch mir angenehm sein kann, ins Gedächtniß zu rufen. —

Guter Anlaß für Arthur, salbungsvoll zu sein! „So sprichst du, o Frau, weil Dein Geist nicht demüthig ist. Ich für mein

Theil, ich murre nicht über das, was Gott mir geschickt und was die Kirche mir auferlegt hat, ich trage und dulde mit vertrauensvollem Gemüthe und ich hoffe, daß auch du noch dereinst zur Liebe Gottes zurückkehren wirst.“ —

Geh mir mit deiner Demuth, antwortete Marie. Mein Geist ist noch rüstig genug, um zerknirscht zu sein. Quäle mich nicht weiter, denn du weißt, daß deine Beredsamkeit bei mir verschwendet ist. —

Arthur ging, indem er eine mitleidige Miene annahm: o wie unglücklich ist man doch, wenn man eine Frau hat, die vernünftig sein will!

Das kurze Gespräch hatte Marien aufgeregt. Sie saß nicht mehr starr und düster da, wie vorhin; sie ging in der Stube auf und ab, und doch hätte sie dieser Auftritte schon gewohnt sein müssen: sie wiederholten sich seit einigen Wochen regelmäßig. Frömmigkeit, noch dazu eine so mäßige, so ruhige, wie die Arthurs, ist kein Scheidungsgrund. Die Seelenpein, welche Marie ertragen mußte, ist nicht Grund genug, eine Ehe aufzulösen. Wie klug also wäre es von Marien gewesen, wenn sie sich durch die Macht der Gewohnheit hätte fesseln und ihren Geist abstumpfen lassen. Zumal, da die Gesellschaft fordert, daß jede Ehe, weil sie Ehe ist, glücklich sein soll, daß man wenigstens äußerlich ein Glück da heuchele, wo innerlich Schmerz und Leiden ist.

Aber Marie will diese Ruhe eines übertünchten Grabes nicht. Arthur hat keine Kämpfe zu bestehen, seine Unbedeutendheit

schützt ihn gegen innere Leiden, in seiner gottseligen Frömmigkeit steht er ganz rein vor sich da; ja, er hofft auf ein seeliges jenseitiges Leben. Arthur wird ein ganz ruhiges und friedliches Alter erleben. Marie jedoch, deren Geist sich nicht in eine vorgeschriebene Form beugen, sich nicht bis zur Empfindungslosigkeit herabdrücken lassen will — wird sie diesen Kampf lange aushalten? Ich fürchte nicht für sie. Kämpfen ist das Lebenselement eines starken Geistes. — —

## 3.

## G u s t a v.

Wunderliche Gedanken gingen durch Mariens Kopf, als sich, bald nachdem Arthur zur Kirche gefahren, Gustav bei ihr anmelden ließ.

Gustav war der Schwestersohn des Geheimen-Rathes und hatte als Kind und Jüngling mit Marie in innigem, freundschaftlichem Verhältnisse gestanden. Später war er nach einer auswärtigen Universität gegangen, wo er zwei Jahre blieb. Gustav war von Natur träumerisch, kindlich; er hatte an Marie stets mit einer Leidenschaft gehangen, deren ganze Stärke ihm erst zum Bewußtsein kam, als er bei seiner Rückkehr Marie mit Arthur vermählt fand. Seine Anhänglichkeit an Marie, die sich gestört, gereizt fühlte, als Gustav Marien im Besitze eines Anderen sah, wurde, statt sich zurückschrecken zu lassen, zur Liebe, und aus dem zutraulichen Cousin wurde jetzt der zurückhaltende Liebhaber.

Marie nahm keinen Herzensantheil an ihm, aber war nicht die Gluth, welche sie in Gustav's Augen sah, mehr der Begünstigung werth, als die salbungsvolle Kälte Arthurs? Bot

ihr nicht Gustav eine gar zu günstige Gelegenheit dar, sich für die herzlose Täuschung Arthurs zu rächen?

Solche Gedanken schwirrten auf einen Augenblick durch Mariens Kopf, als sie Gustavs Namen hörte. Aber sie liebte Gustav nicht, und sie war noch nicht so frivol, aus bloßem Spott gegen das eheliche Verhältniß, welches sie unglücklich machte, ein Liebesverhältniß mit Gustav anzuknüpfen. Aber war ihr nicht Gustav's Feuer gefährlich? Mußte sie nicht fürchten, daß es sich unversehends ihrem liebeleerem Geiste mittheile?

Marie kämpfte einen Augenblick, dann ließ sie zurücksagen, sie sei unwohl, Gustav möge wiederkommen, wenn Arthur aus der Kirche zurückgekehrt sei. Sie wollte Gustav nicht allein sehen kurz nach jenem Streite mit ihrem Manne. Und Gustav, der als Cousin sich nicht hätte abweisen lassen, ging als furchtsamer Liebhaber davon; er dachte gar nach, ob er vielleicht durch eine zu aufdringliche Zuneigung Mariens Unwillen erregt habe. Der Unschuldige!

Und nun, als Marie wußte, daß Gustav davongegangen, nun reute es sie, ihn abgewiesen zu haben. Sie sehnte sich nach einem Vertrauten, dem sie ihr ganzes Herz aufschließen, dem sie all ihr Leid offenbaren könne. Ihr Schmerz war doppelte Qual, weil sie ihn bisher vor der Welt verborgen. Gustav, der Gute, Unschuldige schien ihr der beste Vertraute, aber es ist gefährlich, einen Verliebten zum Vertrauten zu machen.

Mußte Marie nicht auch den Gustav trösten, ihn aufklären, weshalb sie ihn nicht vor sich gelassen?

Kurz und gut, sie hatte sich kaum entschlossen, ihr Verhältniß mit Gustav erkalten zu lassen, als sie sich gleich wieder anders besann, sich hinsetzte und an Gustav folgenden Brief schrieb:

Mein Lieber!

„Ich weiß, du liebst mich, aber wenn du diesen Brief gelesen, sollst du entscheiden, ob es mit deinem Gewissen übereinstimme, zu meinem Unglück, nicht geliebt zu werden, noch das zu fügen, daß ich geliebt werde.

Als ich mich mit Arthur verlobte, warst du nicht hier; du kennst überhaupt die Geschichte meines Brautstandes nicht, du weißt nicht, welche Warnungen mir das Schicksal zu Theil werden ließ und wie blind ich in diese Ehe hineinrannte, die mich unglücklich gemacht hat.

Ja, ich bin unglücklich! du wirst staunen. Wenn du mich mit Arthur zusammen sahest, hast du uns vielleicht für das glücklichste Ehepaar von der Welt gehalten, denn wir Beide, Arthur und ich, sind gezwungen, zu heucheln des Anstands wegen, und damit man uns nicht auslache, daß wir schon in den ersten Monaten unserer Ehe uns fremd und zuwider geworden sind.

Aber innerlich können wohl keine zwei Menschen weniger zusammenpassen, als Arthur und ich. — O mein Freund, ich

bin so offen gegen dich, du bist der erste und der einzige, gegen den ich mein Herz ausschütte. Deute mir meine Offenheit nicht übel, mein Herz ist voll zum Zerspringen, es lechzet nach einem Vertrauten und ich wähle dich, weil ich weiß, daß du mein Vertrauen nicht mißbrauchen wirst.

Meinen Vater kennst du, er weiß nichts von dem Leben und den innigeren Bewegungen der Seele, an ihm habe ich keinen Tröster.

So höre denn die Schilderung meines Unglücks. Als sich Arthur mir zuerst nahte: ach was war er da für ein Ideal von Edelmuth und Männlichkeit. Von welchen großartigen Gedanken schwollen nicht seine Lippen über; wie wußte er sich einzuschmeicheln und gleichsam als ein höheres, außerordentliches Wesen darzustellen.

Ich wenigstens sah ihn so an: ich hatte früher einen Freund, den du nicht kennst; der war gut, aber nicht graziös. Die Grazie, die Anmuth an Arthur bestach mich, und ich machte von seinem Aeußeren einen gar zu voreiligen Schluß auf sein Inneres.

Aber nach unserer Vermählung, wie war da plötzlich der Strom seiner Rede versiecht. Wenn ich vernünftig mit ihm sprechen wollte, mit welchen Trivialitäten suchte er da meine Worte zu bespötteln!

Ich lernte ihn als selbstsüchtig kennen; ich ließ es ihn merken; meine Anforderungen auf eine gewisse Seelenhoheit, die ich an einen Ehemann stellte, beleidigten ihn vielleicht, kurz und

gut, wir wurden einander fremd, und wir sind es jetzt mehr denn je.

Aber meine Lebensfreude ist dahin. Ich hatte mich mit aller Gewalt meines Gemüthes so sehr an Arthur gehängt, daß, als diese Liebe aus meinem Herzen schwand, zugleich die freie Schwungkraft meines Geistes und die Energie der Empfindung aus meiner Seele gerissen sind.

Mein Lebensmuth ist verwelkt. Ich fühl's, der Zweifel, ja eine gewisse Gleichgültigkeit haben mich so sehr in Beschlag genommen, daß ich für jedes herzlichere Seelenverhältniß unfähig geworden bin. Die schmähliche Gebundenheit, in der ich jetzt lebe, saugt meine Gefühle auf; ich kann für Niemanden mehr glühen.

Deine Liebe also, o Gustav, würde auch für mich stets eine Qual sein, weil sie stets hoffnungslos bleiben würde. Sei du lieber mein Freund, mein Vertrauter; beweise mir, daß es noch Menschen giebt, welche, ohne selbstsüchtige Anforderungen, für einen Anderen zu leben vermögen.

Und da muß ich dir noch eine Sache offenbaren, die mich drückt und wegen deren ich eigentlich hauptsächlich an dich schreibe. Jener ungraziöse Freund, der wohl Arthur näher kennen mußte, suchte mich noch am Tage meiner Hochzeit durch ein eigenthümliches Mittel von der Heirath abzubringen. Die Sache ist zu umständlich, ich will sie dir mündlich erzählen; damals kam er mir abscheulich vor, jetzt sehe ich ihn in einem ganz anderem Lichte.

Seit jenem Tage habe ich meinen Freund nicht wieder gesehen; ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Wenn du zu mir kommst, will ich dir sagen, wer er ist und warum ich jetzt etwas Näheres über ihn erfahren möchte.

Komm bald wieder, Gustav. Ich habe dich heute abgewiesen, weil ich in meiner jetzigen verzweifelten Lage und bei meinem jetzigen Mißtrauen gegen die Menschheit, das nur zu sehr gerechtfertigt ist, oft selbst nicht weiß, welche harte und abstoßende Handlungen ich begehe.

Komm bald zu mir, aber komm als Freund, nicht als Liebhaber, komm als Freund, gegen den ich die harten und tadelnden Aeußerungen über meinen Gatten fallen lassen konnte, weil er sie nicht mißbrauchen wird und weil er mein Herz kennen muß, komme nicht als Liebhaber, der sich meinen Widerwillen gegen Arthur nur zu gern würde zu Nutze machen wollen.“ — — —

Als Marie diesen Brief geschrieben hatte, bedachte sie sich auch nicht weiter, ob sie ihn abschicken solle oder nicht. Ahndete sie vielleicht, daß dieser Brief eine Aenderung in ihrem Schicksal hervorbringen könne? daß ihr liebeleeres Herz endlich einen Mann gefunden haben möge, in dessen Freundschaft es sich wieder aufrichte und von der Qual der Verlassenheit befreie? —

Wie leicht war es nicht auch möglich, daß Gustav, auf Arthurs Charakter aufmerksamer gemacht, sich genau nach seinem früheren Leben erkundige, daß er, wenn er Karl traf, die Wahr-

heit seiner Beschuldigung gegen Arthur, die man früher bespottet hatte, herausbrachte? —

Sehen Sie sich vor, Herr Baron; es schwebt ein Ungewitter über Ihrem Haupte. Vielleicht sind Sie durch den morgenden Tag schon entlarvt.

Marie gab diesen Brief ihrem Mädchen, damit er sicher zu Gustav gelange. —

„Ein Brief, Herr Baron," sagte das Mädchen zu Arthur, als er aus der Kirche zurückkehrte.

„„Ein Brief! Und an wen?""

„An Herrn Gustav!"

„„Ei, da hättest du mich nicht weiter zu belästigen brauchen; dieser Brief ist unschuldig und du kannst ihn nur sogleich forttragen. Was wird es weiter sein, als eine Einladung zum Mittagessen.""

„Herr Gustav war Vormittag hier, Madame ließ ihn nicht vor, und gleich darauf schrieb sie diesen Brief und sagte mir, ich solle ihn auch sicher in Herrn Gustav's Hände geben."

„„Schön, schön, mach daß du fortkommst.""

Das Mädchen ging.

Doch halt, laß sehen, dachte Arthur; habe ich nicht bemerkt, daß Gustav etwas verliebt in meine Frau ist? Er rief das Mädchen zurück.

Zeig einmal, der Brief scheint nicht kurz zu sein, ich bin doch neugierig, was für Geheimnisse meine Frau mit Herrn

Gustav hat. Enthält der Brief nichts Verfängliches — nun dann erhält ihn Herr Gustav immer noch früh genug.

Arthur las:

Ha, sagte er, man will mir nachspüren. Man hat einen Abscheu vor mir. Man mißtraut mir; da muß ich vorzubeugen suchen. Marie erinnert sich einmal wieder an Karl, und so wird sie früher oder später ihren Gustav, den Vertrauten zu ihm schicken. Da wollen wir doch zuvorkommen. Wir selber wollen den Gustav mit Karl zusammenbringen: Gustav kennt ihn nicht, und sollte dann doch etwas durch ihn verrathen werden: nun gut, ist es nicht der sicherste Beweis unserer Unschuld, daß wir uns nicht scheuten, den Gustav zu Karl zu schicken? Wenigstens werden wir es so einzurichten wissen, daß auf uns der Schein eines gewissen Edelmuthes fällt. Und dann: Clärchen ist immer noch schön, Gustav für Schönheit empfänglich; wer weiß, ob wir uns nicht einen gefährlichen Hausfreund vom Halse schaffen. Uebrigens muß dieser Karl früher oder später einmal wieder mit mir zusammentreffen; geschieht das unversehends, so könnt's für mich gefährlich sein; behalten wir also die Fäden in der Hand, leiten wir sie selber. Und Gustav soll mir als Spion dienen.

Arthur war nicht so fromm geworden, daß er nicht seine frühere Pfiffigkeit behalten hätte. Er wußte, daß Karl ihm auf die eine oder andere Weise schädlich werden konnte; darum hatte er ihn nie aus dem Auge verloren. Außerdem fürchtete er, seine Frau möchte einmal wieder die frühere Correspondenz

mit Karl anknüpfen und deshalb hatte er Marien's Mädchen für sich gewonnen.

Sein Plan war bald fertig. —

Gustav kam, wie ihn Marie am Morgen beschieden hatte, nach der Kirche wieder. Arthur nahm ihn in Beschlag, ohne daß Marie etwas von der Gegenwart Gustav's erfuhr.

„Ich weiß, Sie sind ein gefühlvoller Mensch, lieber Gustav, sagte Arthur. Ich weiß, daß auch Sie am Wohlthun Freude empfinden. Nun hat uns heute der Prediger das Loos der Armen, dieser geliebten Kinder Christi, so eindringlich zu schildern gewußt, daß ich jetzt entschlossen bin, eine Absicht auszuführen, die ich bisher aus anderen Rücksichten immer wieder liegen ließ. Wollen Sie mir die Hand zum Wohlthun reichen, lieber Gustav?

Gustav, der kindliche, unerfahrene hatte immer einen gewissen Respect vor Arthur. Schien ihm dieser doch die christliche Liebe und Milde selber! Konnte er also einem in so schöne Worte gesetzten Antrage ein unchristliches Nein entgegen setzen?

Von Herzen, erwiederte er.

„Nun gut denn, lieber Gustav; ich weiß hier in Berlin ein armes Geschwisterpaar, das in den kümmerlichsten Umständen lebt. Ich habe Sie auserwählt, um zu den Armen die Freude und Zufriedenheit zurückzubringen. Besuchen Sie sie, ich will Ihnen ihre Wohnung sagen und finden Sie ein Mittel, ihnen unter einem guten Vorwande Geld zu geben.“ —

Aber, Herr Baron, warum wollen Sie sich selber der Freude

berauben, die Früchte Ihrer Wohlthaten zu sehen und einzuerndten?

„Sie müssen wissen, lieber Gustav, das Eine von beiden Geschwistern ist ein schönes Mädchen, welches vor nicht langer Zeit in Wochen gekommen; meine Frau ist eifersüchtig, kurz und gut, es paßt wohl auch nicht recht für einen Ehemann, sich mit einem gefallenen Frauenzimmer abzugeben. Außerdem bin ich zu bescheiden, um mich — und wäre es auch als Wohlthäter — verehren zu lassen. Ich thue gern Gutes, aber ich höre nicht gern den Dank dafür." —

Ich bewundere Sie, Herr Baron.

„Lassen Sie, lassen Sie, Herr Gustav. Und dann noch Eins: der Bruder jenes Mädchens glaubt nicht an Gott. Darum habe ich besonders ihn ausgesucht, um zu sehen, ob man ihm nicht die größte Wohlthat zufügen und ihn zu seinem Gotte zurückführen kann." —

Ich werde sogleich Ihren Plan ins Werk zu richten suchen.

„Schön, so liebe ich es. Aber das Eine schärfe ich Ihnen noch ein, sagen Sie den Armen ja nicht, von wem Sie kommen; denn wie gesagt, ich liebe es nicht, den Dank einzuerndten, der allein Gott gebührt. Gott schenkte mir den Reichthum, damit ich ihn gut anwende." —

Welch eine edle und große Seele, sagte Gustav, als er den Baron verließ. Die reine Tugend, die interesselose Liebe zur Menschheit spricht sich schon in Arthurs Gesichte ans. Wie glücklich muß meine Cousine mit ihm sein! Und dies reine,

dies schöne eheliche Verhältniß wollte ich trüben, nein habe ich schon getrübt durch meine selbstsüchtige Liebe zu Marie! Diesen edlen Mann habe ich täuschen wollen. Schäme dich Gustav! Von nun an denke ich nicht mehr an Marie. — — —

„Du mußt, liebe Frau, auf deine Mädchen genauer aufpassen; da habe ich einen Brief gefunden, den dein Mädchen wahrscheinlich in ihrer Sorglosigkeit hat fallen lassen; ich habe ihn erbrochen, um zu sehen, ob ich deine Bestellung nicht vielleicht schneller persönlich abmachen könne.“

Mit diesen Worten brachte Arthur Marien den Brief an Gustav zurück. Arthur's Ruhe empörte sie noch mehr, als wenn er aufgebraust wäre.

Aber Arthur konnte gut ruhig sein. Indem Marie ihren Plan mit Gustav und Karl verrathen sah, mußte sie es wohl aufgeben, an Gustav noch länger als Vertrauten und als Boten für Karl zu denken.

---

## 4.

## Die Geschwister.

Es giebt in Berlin enge Gassen, die höchstens für Fußgänger breit genug sind. Wenn du aber auf reine Stiefel hältst, so wirst du in Verlegenheit sein, wie du dich unbeschmutzt durch diese Gassen finden sollst. Gassen, in der Mitte mit einem Rinnstein, der seinen Schmutz und seinen Geruch weithin verbreitet. Hier sind die Wohnungen jener armen Handwerksleute, die du an ihren kranken und gleichgültigen Gesichtern sogleich erkennst.

Verstehst du dich auf Gesichter? O, blick' einmal aufmerksam um dich, würdige einmal das Antlitz deines Nächsten, es genau anzusehen und den Geist herauszulesen. Geh du nicht selbst so sorglos und gedankenlos durch die Straßen; sieh dich um, und du wirst in den Gesichtern, die dir begegnen, oft genug die geistige Physignomie einer Stadt, eines Volkes erblicken können.

In der Art, wie die Menschen sich öffentlich, beim Lichte des Tages gebehrden, wirst du am treuesten ihren Charakter gezeichnet finden. Komm einmal mit: Wenn du nur gebückten,

unsicheren Gestalten begegnest; wenn du fast aus keinem Auge einen heiteren offenen Sinn leuchten siehst; wenn du an diesen gedrückten niedrigen Stirnen erkennst, daß die Köpfe, die dazu gehören, keinen freien, allgemeinen Interessen offen sind; wenn die einzigen, die stolz dahergehen, Gensdarmen sind; dann wisse, daß der Freiheitsinn solcher Menschen unterdrückt ist; daß sie noch keine Ahndung eines öffentlichen Lebens haben; daß sie höchstens in dumpfer Selbstsucht ihre besonderen und ganz gewöhnlichen Angelegenheiten im Sinne haben. Ein freier Mann geht auch frei und heiter daher und man kann ihm den Antheil an seines Gleichen, den Antheil an der Menschheit aus dem Gesichte lesen.

Nun betrachte dir unter dieser gleichgültig dahinrennenden Masse jene blassen, krankhaften Gesichter, um welche die Armuth ihre Dornenkrone gewunden hat. Man liest in ihnen die Angst um das tägliche Brod, die gebückte Gestalt ist gleichsam ein Fragezeichen, das sich zum Himmel emporrichtet, um anzufragen, warum man existire, wenn man nur in Druck und Bekümmerniß leben solle.

Solche Menschen leben in jenen Gassen; Menschen, die von einem Tage zum andern durch ihrer Hände Arbeit ihr kümmerliches Dasein fristen. Steige mit mit zur Wohnung eines armen Schuhmachers herauf. Es ist mitten im Sommer, und du findest in seiner Stube eine dumpfe Hitze, die dich, wenn du eine Stunde lang in ihr leben solltest, krank machen würde. Der Mann hat keine Küche und muß sein Essen mitten im Sommer im Ofen

kochen. Und trotz der Unbequemlichkeit dieser Wohnung: woran denkt der Mann immer am ersten, wenn er für einen glücklich geheilten Stiefel ein Paar Groschen erhält? Ob er auch genug verdienen wird, um die Miethe zu bezahlen.

Und dieser Mann ist wieder Wirth. Er hat zwei Stuben, kann aber für eine so große Wohnung nicht die Miethe erschwingen, und so hat er denn die zweite Stube an ein armes Geschwisterpaar abgetreten.

Sehen wir auch diese Stube näher an. Hier findest du ein Paar Betten, ärmlich und unreinlich, ein Paar hölzerne Schemel, einen schlechten Tisch, ein Pult, ein Paar Bücher und etwas Kinderwäsche, die am Fenster trocknet: eine ganze Wirthschaft; alles bunt durcheinander.

Am Fenster sitzt ein Mädchen, das sich vergeblich bemüht, zu nähen, denn das junge Kind, welches sie auf dem Schooße hat, ist unruhig, und schreit, wahrscheinlich vor Hunger. Das Mädchen ist blaß und abgehärmt, es muß wohl lange krank gewesen sein. Und doch wirst du in ihrem noch schönen Gesichte einen gewissen Zug von Hoheit und Stolz erkennen.

Dies Mädchen da ist Clärchen. Die Erschütterungen, welche sie in so kurzer Zeit hintereinander hatte erfahren müssen, diese Leiden, welche einen so fürchterlichen Gegensatz gegen ihr früheres friedfertiges Leben bildeten, hatten sie krank gemacht. Wollte ihre Seele nach dem ersten Schmerze, den sie erfahren, aus einem Leben fliehen, welches ihr nur bittere und trostlose Erfahrungen gebracht hatte? —

Karl konnte während Clärchens Krankheit wenig arbeiten; die Sorge für sie nahm seine Zeit dahin, und als sie genaß, war er ganz arm und ohne Aussichten.

Dabei rückte die Entbindung Clärchens immer näher heran. Neue Aussicht auf Noth und Entbehrung! Und so mußte er denn zuletzt in diese Wohnung ziehen.

Zwar war er noch nicht in sich gebeugt: aber sein Geist hatte doch seine Frische verloren; ein gewisser Mißmuth nicht über sich, sondern über die Verhältnisse, die ihn demüthigten, hatte ihn befangen gemacht. So stand Karl nicht mehr mit herrschendem Stolze über der Gesellschaft; er ärgerte sich und an die Stelle der früheren Verachtung trat ein prickelnder Unmuth.

Doch der Unmuth macht den Geist unfrei; er ist keine Gemüthsstimmung, in der der Geist schaffen könnte. Und Karl ward aus einem Schriftsteller Copist; er schrieb Bogen für einen geringen Lohn, oder er corrigirte. —

Eine fürchterliche Zeit war es, als Clärchen im Wochenbette lag. Mit der schmerzensreichen Mutter in einer engen Stube zu wohnen, das Geschrei des jungen Kindes zu hören, welches gleichsam gegen das Leben voll Noth und Drangsal protestirte, welches es erwartete! Dabei zu schreiben, mit ewiger Angst über die Bekümmernisse des folgenden Tages: ohne Rast, ohne Ruhestunde! Mußte nicht Karl jede Stunde, die er der Erholung gönnen wollte, für einen Diebstahl ansehen, den er an der Wohlfahrt seiner Schwester und ihres Kindes beging? Ließ

nicht jede Stunde, die ohne Arbeit verbracht wurde, einen Tag des Elends und der Entbehrung befürchten?

Und dabei immer den Rückblick zu haben, auf die Schändlichkeit, die ihn in solche Lage gebracht; wahrlich es gehört eine ungewöhnliche Demuth oder ein ungewöhnlich starkes Selbstbewußtsein dazu, um nicht solcher Qual zu erliegen.

Karl war aber im Grunde kein sehr starker Geist. Er war reizbar; er konnte daher wohl so lange fest bleiben, als es ihm äußerlich nicht zu schlecht ging. Wird aber nicht endlich der Mismuth, der jetzt an seiner Seele nagt, ihn abstumpfen, wird nicht die Einsicht in die Widerstandskraft der Verhältnisse, deren Richtigkeit er sich früher bewies, ihn endlich bereit machen, einen Waffenstillstand mit ihnen abzuschließen? Wird nicht zuletzt die Sorge um das tägliche Brod in ihm eine Gleichgiltigkeit gegen das Mittel, wie er es erwerbe, erzeugen?

Es ist Abend geworden. Karl war ausgegangen, um sich den Lohn für einige Correcturen, die er gemacht, zu holen. Clärchen erwartete ihn ängstlich; denn sie hatte keinen Pfennig mehr im Hause und sie hungerte, ihr Kind hungerte. Endlich kommt Karl.

„O es ist schändlich, ruft er aus, man wird diesen Leuten noch zu Füßen fallen, man wird sie auf den Knieen bitten müssen, daß sie uns das Geld geben, welches wir so sauer verdient. Da wollte mir der Mann gleich Abzüge machen, weil er weiß, daß ich arm bin und das Geld nöthig habe. Ich antwortete ihm ernst; ich wollte ihm in's Gewissen reden;

ich sprach von der Ungerechtigkeit seines Anerbietens. Aber wie wurde der Mann gleich grob; es wunderte ihn ordentlich, daß ein armer Teufel, wie ich bin, zu räsonniren wage und nicht demüthig Alles annehme, was ihm geboten wird. Als ich bei meiner Forderung beharrte, sagte er endlich, er könne sich heute nicht mehr auf Geldzahlen einlassen, ich solle morgen wiederkommen. Was liegt auch daran, ob drei Leute hungern. Ich verachtete ihn zu sehr, als daß ich ihn hätte bitten können, und da bin ich denn ohne Geld. Fürchterlich, von solchen Menschen abhängig zu sein."

Clärchen senkte den Kopf und schwieg. Wenn man arm ist, lernt man resigniren.

Und man wird sich für heute hungrig zu Bette legen.

---

## 5.

## August der Schuhmacher.

Karl hatte sich mißmüthig in eine Ecke gesetzt, als Herr August, der Schuhmacher sein Wirth, eintrat.

Herr August ist gewiß nicht schön; das ewige Kauern auf dem Schemel hat seine Gestalt krumm gemacht, aber du hättest ihn liebgewonnen, wenn du den Zug von Freude und Zuneigung gesehen hättest, der sein Gesicht verklärte, als Clärchen seinen Gruß freundlich erwiederte. Diese Liebe, welche sich in seinem Gesichte aussprach, war eine schöne und reine; es ist die Liebe, die mitleidige Liebe des Elends zum Elend. Die Armuth macht uns alle gleich und nur das Gleiche kann das Gleiche lieben. Fühlt sich ein Reicher zu einem Armen hingezogen, so liegt in seiner Liebe doch immer noch eine gewisse Hochfahrt, eine stolze Herablassung. In die Liebe des Armen zum Reichen wird sich gewiß eine Art von Demuth und Abhängigkeit mischen.

Aber die Liebe des Elends zum Elend ist rein und interesselos. Sie ist die Liebe des Menschen zum Menschen ohne alle Nebenrücksichten; sie ist der einzige Trost des Armen.

Als Clärchen bei ihm einzog, war es unserem August, als ob die Sonne, die sonst nie in seine dumpfige Stube geblickt, seine schlechte Wohnung mit ihren Strahlen erleuchtet habe. Die einfache Würde, die ruhige Hohheit, mit der Clärchen ihr Elend ertrug, söhnte ihn mit dem eigenen aus. Es war das erste Mal, daß er einen starken Menschen sah. Dieser Anblick veredelte ihn selber.

Die stille Verehrung, die er Clärchen widmete, wirkte belebend auf ihn; er arbeitete jetzt mit geringerer Unlust, er hatte einen Trost gefunden.

Das ist Herr August, der eben eintritt.

„So traurig, Herr Karl, sagte er. Ich selbst hätte Gelegenheit und Anlaß genug, unzufrieden zu sein; aber ich weiß nicht wie's kommt, der Mismuth will gar nicht mehr recht bei mir haften. Da ist nun morgen der erste; ich soll Miethe zahlen und weiß noch nicht wovon. Unser Hauswirth ist viel zu klug, um uns armen Leuten die Wohnung auf ein Vierteljahr zu vermiethen. Wir müssen ihm monatlich zahlen, damit wir hübsch täglich daran erinnert werden, etwas für ihn zurückzulegen. Nun ist morgen Zahlungstag, ich habe Nichts. Sie haben wahrscheinlich auch nichts und so werden mir denn aus dem Hause geworfen werden. Schadet Nichts, wir bleiben doch zusammen, nicht so?" —

Gleich ausziehen? sagte Karl. Aber kann denn der Wirth nicht ein Paar Tage warten? dazu gehört doch keine allzugroße Gutherzigkeit!

„Ei, da kennen sie unsere Berliner Wirthe nicht, Herr Karl. Die wissen zu gut, daß, wenn sie erst warten und das Geld aufsummen lassen, sie am Ende Nichts bekommen. Ich habe Erfahrungen. Warten! da wird nichts daraus. Wir müssen fort und ein Anderer wird hereingenommen, der im Anfange vielleicht regelmäßiger zahlt. Die Wirthe wollen ihr Geld haben. Unser Wirth hat hier in Berlin mehrere Häuser; aber jemehr man hat, desto hartherziger wird man. Gutherzig! Ei, wir sind ja für den Wirth blos Miether, die ihm dazu dienen, daß seine Häuser nicht leer stehen, ohne Zinsen zu tragen. Den Miether wirft er zum Hause hinaus, nicht den Menschen; und wenn der Miether nur die Sache billig findet, was der Mensch dazu sagt, kümmert ihn nicht.“ —

Eine schöne Philosophie, erwiederte Karl.

„Ja, sehen Sie, Herr Karl, ein jeder Mensch hat so seine Philosophie, ich habe auch die meinige. Ja, ich habe in meinem Leben schon verschiedene Philosophieen gehabt. Lassen sie sich einmal zur Abwechselung meine Geschichte erzählen. August setzte sich. Sie ist zwar ohne viel Interesse, aber immer noch gut genug, um uns uns mit ihr den leidigen Gedanken an das Geld und an die Miethe aus dem Sinne zu schlagen.

„Meine Erinnerungen an die Schläge, die ich von meinem Meister erhielt, will ich übergehen. Als ich Lehrbursche war, bestand meine ganze Philosophie in der Speculation — auf Trinkgelder oder auf eine Schinkenstulle, die mir hier oder da eine Köchin zusteckte.

„Dann wurde ich Gesell und verliebte mich in ein Mädchen, das ich schon früher gekannt und das Blumen verkaufte. Meine Philosophie bestand damals in dem Besuch von Tanzsälen und in dem Singen ziemlich roher Liebeslieder. Ich war heiter und froh und da man denn doch keine große Ansprüche machen kann, so dachte ich schon daran, meine Schöne zu heirathen, um mich mit ihr zusammen durch das Leben zu quälen, als sie von einem reichen Herrn verführt wurde und mich stolz verließ.

„Jetzt kam eine ganz andere Philosophie an die Reihe. Ich ergab mich dem Schnapstrinken und wurde ein recht wüster Gesell, ich trank den Branntwein geradezu aus Rache gegen Lotten, ich wollte sie vergessen; ich wollte mich um die ganze Welt nicht mehr kümmern, in der mir meine einzige Freude verdorben war.

„Da hörte ich denn mit meinen Kumpanen, es sei da hier in Berlin ein Mann aufgetreten, der einen Mäßigkeitsverein gründen wolle, er halte öffentliche Vorträge und habe nichts Größeres im Sinne als alles Schnapstrinken ganz aus Berlin zu vertreiben.

„Der Mann ärgerte uns, wir meinten, er habe den Respekt gegen uns verletzt, er wolle uns schmähen und müsse dafür bestraft werden. Er hat gut reden, sagten wir, er wird täglich seinen Wein haben und will uns unseren einzigen Trost rauben, er soll nur erst unsere Lage verbessern und dann wird sich das Schnapstrinken schon von selber geben.

„Und, sehen Sie, Herr Karl, das ist immer noch meine Meinung, obgleich ich jetzt nicht mehr Branntwein trinke. Diese reichen Leute möchten uns Armen selber die Schuld unseres gesunkenen Zustandes zuschieben, statt daß sie bedenken sollten, daß sie selbst es sind, die schon durch ihre bloße Existenz uns darniederhalten. Sie drücken auf uns und wenn wir uns dann gedrückt fühlen und unseren Drang nach Geist im Branntweingeiste befriedigen; dann schmähen sie uns gar. Und doch schämen sie sich, uns gar nicht zu beachten, sie fühlen es, daß wir ein gewisses Recht auf ihre Berücksichtigung haben; und was machen sie dann mit uns? sie geben uns gute Lehren, sie wollen uns Moral eiupredigen. Sie möchten uns gern bilden, ohne uns die Mittel und die Zeit zu gestatten, uns selbst zu bilden. Sie wollen uns mit Worten abspeisen, und wenn sie so obenhin verlangen, wir sollen den Trunk aufgeben, meinen sie Alles gethan zu haben. Aber sie können an sich selber sehen, wie schwer es ist, eine Leidenschaft fahren zu lassen. Sie können nicht einmal ihre Leidenschaft, zu besitzen, opfern und ich glaube allen Ernstes, daß der Hang des Armen zu trinken noch stärker ist als der Hang des Reichen zu besitzen. Das Trinken, der Rausch ist die einzige Art, wie sich die meisten Armen von der Qual ihres Lebens auf Augenblicke frei machen.

„Doch da greife ich schon vor; das war ein Stück aus meiner jetzigen Philosophie, ich muß Ihnen erst erzählen, auf wie sonderbare Art ich zu dieser Philosophie kam.

„Also der Mäßigkeitsmensch ärgerte uns, und wir nahmen uns vor, ihm einen rechten Hohn anzuthun.

„Eines Sonntags also gingen wir schon ziemlich betrunken in seinen Vortrag, nahmen uns Branntweinflaschen mit, und tranken uns vor seinen Augen aus ihnen zu. Die Anhänger des Mannes ärgerten sich und wollten uns hinauswerfen, er aber auf seinem Katheder ließ es nicht zu, sondern forderte uns ganz ruhig auf, näher zu ihm heranzutreten, damit wir ihn besser verstehen könnten. Meine Freunde ließen sich verblüffen und gingen fort, ich aber in reinem Trotze ging wirklich vor, stellte mich zu ihm und wollte ihm nun beweisen, daß seine Worte über einen echten Trinker doch nichts vermögen.

„Aber ich hatte zu sehr auf meine Hartnäckigkeit gebaut. Der Mann wußte mir ziemlich dringend ins Gewissen zu reden, ich wurde auf mich selber aufmerksam, schämte mich wirklich vor mir selber, mein Bewußtsein niedertrinken zu wollen, und ging mit dem Vorsatze, den Branntwein zu lassen, davon.

„Jetzt wurde ich ein Denker. Ueber die Lage, die ich früher zu vergessen gesucht, stellte ich meine Betrachtungen an, und so entwickelte sich mir eine andere Philosophie.

„Ich fragte mich, ob denn der Trunk das einzige Mittel sei, wodurch der Mensch sein menschliches Bewußtsein niederhalte, zurückdränge. Und wissen Sie, was ich mir auf diese Frage für eine Antwort gab?

„Fast alle Menschen betrinken sich, nur nicht alle in Brannt-

wein oder geistigen Getränken; aber in einem gewisse Rausche leben die Meisten.

„Die Einen berauschen sich im Gelde. Und der Geldrausch nimmt uns ebensogut die Achtung vor uns selbst und vor dem Menschen, er erfüllt uns eben so gut mit thierischen Gelüsten und thierischer Gleichgültigkeit gegen Alles Edle, wie der Branntweinrausch. Dazu kommt, daß der Branntweintrinker doch viele lichte Augenblicke hat, während der Geldmensch fast keinen hat. Der Betrunkene mag einmal im Moment seiner Bewußtlosigkeit einen Mord begehen, der Geldmensch begeht in jedem Augenblick einen. Er mordet die Seelen der Armen, die er bedrückt und die vor Armuth sich nicht wahrhaft menschlich ausbilden können. Dem einen Reichen wird die Bildung und Freiheit vieler Armen geopfert.

„Der Andere berauscht sich in der Macht. In seiner Machtbetrunkenheit glaubt er auch, die Welt drehe sich um ihn, Alles sei seinetwegen da und möchte er Jeden niederschlagen, der sich dieser seiner Ansicht entgegenstemmen will. Auch er begeht tausend Seelenmorde. Eifersüchtig auf sein Ansehen will er die Anderen sich nicht aussprechen lassen, aus Furcht sie möchten etwas sagen, was seiner Hohheit schädlich oder zuwider wäre. Um seine Macht zu nähren, verkümmert er die Existenz der Uebrigen, und damit seiner Willkür kein Zügel angelegt werden möchte, so will er uns Andern zu Sklaven machen will er uns unserer Freiheit berauben. Der Machtrausch ist also eben so unsittlich, ja noch unsittlicher als der Geld-

rausch und Branntweinrausch. Auch er läßt das Bewußtsein, vor Allem Mensch zu sein, nicht aufkommen, auch er zerstört die Achtung vor dem Menschen und seinen Rechten.

„Wieder Andere berauschen sich in der Religion, sie möchten verhimmeln und vergessen dabei die Erde; aber auch sie möchten alles niederdonnern, was sich nicht ihren Ansichten bequemen will. Solch ein Rausch ist noch gefährlicher als unsittlich, und noch unmenschlicher, als gefährlich.

„Noch Andere berauschen sich in der Liebe oder in Vorurtheilen, ja es giebt welche, die sich in einer ganz besonderen und originellen Leidenschaft berauschen; so kannte ich Einen, dem sein Kätzchen über Alles ging, der nur für seine Katze lebte. Der hatte also, — entschuldigen Sie die Bemerkung, Fräulein Clärchen — bei seinem Rausche immer zugleich den Katzenjammer. —

„Ich kam also dahin, in der Welt Nichts, Nichts, als Rausch zu sehen. Alles kam mir nun unvernünftig und betrunken vor; Alles wie ein ewiger und unausgesetzter Taumel; Sonne, Mond und Erde drehten sich in meinem Gehirn umher, und ich berauschte mich ordentlich im Gedanken des Welt-Rausches.

„Meine Philosophie wäre aber nicht vollständig gewesen, wenn ich sie nun nicht selber, wenn ich nicht auch noch meinen eigenen Rausch zum Gegenstande meines Nachdenkens gemacht hätte.

„Man muß, dachte ich, sich auch nicht an seiner Philosophie

berauschen; man muß auch über seine eigenen Gedanken ein Bewußtsein haben, und aus dieser Philosophie über meine Philosophie entstand denn meine neueste und jetzige Philosophie.

„Am Gedanken des Rausches, dachte ich, mußt du dich nicht berauschen. Du mußt wenigstens irgend etwas finden, woran du dich festhalten könnest, damit du nicht zum Gespött der Kinder darniederfallest. Nun suchte ich nach einer Stütze, fand aber nirgends eine. Das Recht, sagte ich, taumelt auch und wird verdreht. Wir müssen arbeiten und haben Nichts, ist das Recht? Andere thun Nichts und haben Alles! Ist das Recht? Die Vernunft wird von Finsterlingen taumelig und unsicher gemacht. Wer nicht denkt, steht oben an, und wer denkt, wird zurückgesetzt. Ist das Vernunft? Du wirst dich also an Nichts halten können, als an dir selber!

„Du mußt dich durch Denken ausbilden und du wirst am Ende in dir fest werden und nicht mehr von einem Gedanken, von einer Bekümmerniß zur andern wanken. —

„Wie nun aber der allgemeine Rausch, in welchem die Menschen bis jetzt noch befangen sind, ein Ende nehmen wird, das denke ich mir so, Herr Karl.

„Wenn wir armen Leute, die man bisher vom Denken fern hält, erst anfangen werden, uns selbst als etwas zu wissen, wenn wir nach und nach zum Bewußtsein kommen, welches Recht und welche Vernunft in uns schlummern, dann werden wir vielleicht auch einmal öffentliche und recht praktische Vorlesungen über den Geldrausch, den Machtrausch und den Vor-

urtheilsrausch halten. Wir werden jene betrunkenen Unmenschen zu bändigen wissen, wir werden Menschen sein, die an sich selbst festhalten.

„Bis jetzt freilich sind wir Armen noch viel mehr im Vorurtheilsrausch befangen, als im Branntweinrausch; gegen den ersteren wird man aber wahrscheinlich keine Mäßigkeitsvereine erlauben.

„Schadet Nichts. Wir werden vielleicht von uns selber mäßig werden, wir werden uns um so mehr unseres Rausches schämen und die Schmach desselben auszulöschen suchen.“ — — —

Sie sind ein Mann, sagte Karl darauf, würdig, mit Jacob Böhm und Hans Sachs Ein Handwerk zu treiben. Aber alle diese Philosophie bringt uns keinen Pfennig Geld zur Miethe für Morgen. —

„Auch das schadet Nichts, erwiederte unser weiser Herr August. Wir leben jetzt noch in der Zeit des Rausches und des Zufalles, man kann also jetzt nie im Voraus bestimmen, was Morgen geschehen kann. Es können lichte Momente eintreten. Unser Wirth zum Beispiel kann einen lichten Augenblick haben, wo ihn sein Besitz-Taumel verläßt, wo er sich als Mensch fühlt; und er übt dann einige Nachsicht. Oder irgend ein reicher Mann hat einen menschlichen Moment, kommt Morgen zu mir und bezahlt mir für ein Paar Stiefel im Voraus. Oder, oder ... was weiß ich? genug in der heutigen Zeit des Taumels kann sich Manches anders drehen und wenden als man erwartete.“

Ihre ganze Philosophie, bemerkte Karl, läuft also auf das Warten hinaus?

„Ja wohl, Herr Karl warten wir, seien wir aber auch aufmerksam. Man hält von uns Nichts, wir selber haben Nichts, aber es ist möglich, daß die Zukunft unser ist. Warten wir also, Herr Karl, Warten wir!“ —

Und mit diesem Trost im Herzen ging man hungernden Magens zu Bett.

## 6.

## Edelmuth.

„Sie scheinen wirklich zum Mäßigkeitsvereine zu gehören Die Welt ist aber so verdreht, daß, wenn sie Ihre Handlungsweise erführe, sie sagen würde: der Mensch muß wohl nicht richtig im Kopfe sein.“

Mit diesen Worten machte August seiner Dankbarkeit gegen Gustav Luft, der es so glücklich getroffen hatte, gerade an jenem verhängnißvollen Ersten die Mission zu beginnen, mit der ihn Arthur beauftragt hatte.

Indem er sich bei August als einen früheren Bekannten Karls einführte, forschte er ihn über die Verhältnisse desselben aus. Er stellte sich betroffen von August's Schilderung, und zahlte, wie in einer augenblicklichen mildthätigen Aufwallung die Miethe für Karl und August her. Er werde sich schon mit der Zeit zu entschädigen wissen, sagte er.

Aber er war neugierig geworden auf die unglückliche Mutter, welche ihm der begeisterte August als so schön, so gut, so geduldig schilderte. Ahnte er vielleicht, daß er hier in dieser schmutzigen Gasse das reine ächte Weib finden würde, welches

ihn für seine hoffnungslose Liebe zu Marie entschädige? Gustav war ein Schwärmer; er glaubte nicht anders, als er müsse einmal seine Ideale verkörpert vor sich herwandeln sehen, und es war ihm, als ob er hier in den lumpigen Hüllen der Armuth und in der schmerzlichen Buße für ein unverschuldetes Vergehen, das vollendete wahrhafte Weib finden würde.

Kurz und gut, er wollte sich nicht mehr mit der Rolle eines Wohlthäters aus der Ferne begnügen; er wollte jetzt selbst seine Schützlinge sehen; wie aber sollte er sich bei ihnen einführen? Er brauchte Herrn August: wird der aber auf seine Absichten eingehen? Wird er nicht Verdacht schöpfen?

Er gestand August, daß er Karl noch nicht kenne. Er habe, sagte er, aus bloßem Wohlthätigkeitstriebe, den er wegen seines Reichthums leicht befriedigen könne, sich vorgenommen, Karl zu unterstützen; es solle dies nicht das einzige Mal sein, daß er komme, sich nach Karl's Umständen zu erkundigen, er wolle gern helfen; nur überlasse er es Herrn August, die Vorwände zu erfinden, unter denen er die Wohlthaten an den Mann bringe.

August war über diesen Edelmuth ordentlich erschrocken. Die= Mann ist entweder sehr nüchtern oder er hat sich in der Wohlthätigkeit berauscht, dachte er.

„Nun aber, fuhr Gustav fort, möchte ich Herrn Karl selber kennen lernen. Ich fürchte, daß wenn ich als reicher, vornehmer Mann zu ihm komme, er mich nicht zum besten aufnehmen

und am wenigsten aufgelegt sein, mit mir Freundschaft zu schließen.“ —

Da haben Sie ganz Recht, erwiederte August. Seitdem Herr Karl so heruntergekommen, hat er einen wahren Aerger gegen alle vornehme Leute gefaßt; wenn Sie ihm Geld anböten, würde er Sie zur Thüre hinauswerfen: wenn Sie aber sagten, Sie kämen ohne Nebenabsichten, so würde er Ihnen nicht trauen und sich Ihren weiteren Besuch verbitten.

„Wie wäre es daher, wenn Sie mich als einfachen Schustergesellen bei den Geschwistern einführten? Herr Karl muß schon Ihretwegen eine Vorliebe für die Schuhmacher haben.“

Nach einigem Hin- und Herreden ging August auf den Vorschlag ein; er wollte doch nicht seinem Freunde Karl einen so gütigen Wohlthäter entziehen.

So kam Gustav am Abend als Schuhmacher wieder und nahm ganz ungezwungen und unbeargwohnt an den philosophischen Untersuchungen des Herrn August Theil.

Clärchens Anblick machte gerade keinen starken Eindruck auf ihn. Eine Mutter von Fleisch und Bein mit einem Kinde von Fleisch und Bein sieht ganz anders aus, als die jungfräuliche Messiasmutter auf einem Raphaelschen Bilde. Ständen dem Maler außer seinen Farbentönen auch noch die Töne einer Kinderstimme zu Gebote, könnte er uns auch die noch vorführen, wir würden oft genug vor seinem Bilde davonlaufen, statt bewundernd davor stehen zu bleiben.

Gustav, der Romantische, der Phantast, hatte sich unser

Clärchen ganz anders vorgestellt. Die emsige Rührigkeit einer Mutter, welche blos mit ihrem Kinde beschäftigt ist, bald Wäsche zurecht legt, bald die Brust reicht, bald singend und schaukelnd hin- und hergeht, mußte einem schwärmerischen und eben deshalb durch Kleinigkeiten reizbaren Gemüthe, wie das Gustav's war, eher abstoßen als liebenswürdig erscheinen. Er hatte sich die junge Mutter nur immer dasitzend gedacht, das fromme zarte Kind auf ihrem Schooße voll holder Zärtlichkeit anblickend: die Wirklichkeit, die bewegte rührige Wirklichkeit beleidigte ihn. Genug, sein erster Besuch bei Karl befriedigte ihn wenig. O über den Unschuldigen, der, wie alle sentimentale Geister, in der Armuth sogar noch Romantik und Gemüthlichkeit finden wollte.

Dennoch trieb ihn die Neuheit des Verhältnisses, in welches er sich da eingelassen, am nächsten Tage wieder zu den Geschwistern. Und bald wurden ihm seine abendlichen Besuche zur Gewohnheit.

Denn Clärchen fing doch an, ihm nach und nach interessant zu werden. Die Schwäche von ihrer früheren Krankheit und vom Wochenbette verließ sie allmählig, ihre Schönheit entwikkelte sich immer siegreicher, und besiegte die welke Krankhaftigkeit ihres Körpers; sie brauchte sich nicht mehr so viel mit ihrem Kinde zu beschäftigen, sie konnte sich in's Gespräch mischen und die eigenthümliche Freiheit ihrer Ansichten überraschten Gustav.

Gustav war mit den Geschwistern fast nie allein; er be-

suchte sie Abends, wenn er sich in seinem schlechten Gesellenrock ungenirt durch die Straßen schleichen konnte; und dann in der Dämmerung hatte unser August auch immer Zeit, eine Stunde zu verplaudern. Daher hatte Gustav noch nie von den früheren Verhältnissen Clärchens gesprochen; er ahnte nicht, daß er mit jenem Kinde, dessen Geschrei ihn oft belästigte, verwandt sei. Er merkte wohl, daß Karl größere Anlagen als zu einem bloßen Bogenschreiber habe, er war wohl neugierig, aber er hielt es für unschicklich, seine Neugierde blicken zu lassen.

Auch nahm er an Karl weniger Antheil. Die düstere, unfreundliche Art, wie dieser sein Geschick ertrug, stieß ihn ab; desto mehr bewunderte er die Ruhe und stille Hoheit Clärchens. Er wünschte, ihre Lage auf eine dauernde und durchgreifende Weise verbessern zu können; er schmiedete Pläne, und da er sich im Innern so viel mit Clärchen beschäftigte, glaubte er sie auch äußerlich seine Zuneigung sehen lassen zu können.

Aber Clärchen achtete nicht darauf. Ihr Geist war zu gereift, als daß sie sich noch einmal in das tändelnde Spiel der Liebe hätte einlassen möge; sie merkte zwar die Zuneigung Gustav's, hoffte aber, daß sie durch ihre Gleichgültigkeit den Schustergesellen von seiner stillen Romantik schon heilen würde.

„O, wenn ich doch reich wäre! sagte Gustav eines Abends. Wie wollte ich Ihr trauriges Loos erleichtern; all meine Habe würde ich daran setzen, Sie glücklich zu machen.“ —

Glauben Sie das nicht, versetzte Karl. Wenn Sie reich wären, so würden Sie an uns nicht denken. —

Und dächten Sie auch an uns, setzte Clärchen hinzu, ich glaube nicht, daß ich Ihre Wohlthaten annehmen würde. Ich würde in Ihr gefühlvolles Herz Mißtrauen setzen; ich würde Ihnen selbstsüchtige Gedanken unterschieben, der Abstand zwischen uns würde uns stets auseinanderhalten, kurz und gut, ich würde die Armuth der Abhängigkeit von einem reichen Manne vorziehen. —

Brav gesprochen, schloß August. —

Dieser Stolz Clärchens reizte unsern Gustav nur noch mehr. Warum aber machte er sich wegen ihres Schicksals so viel Kopfzerbrechens? Liebte er sie wahrhaft, wie er sich das vorredete? Nein, er hing blos an ihr mit dem Interesse eines Romantikers, der endlich eine Person gefunden, an der er sich zur Abwechselung und aus Langerweile einen Roman entspinnen lassen kann. Clärchen glücklich zu machen, war mehr eine phantastische Caprice von ihm, als eine Folge von Herzensgüte. Desto mehr aber quälte er sich mit Plänen herum. Er wollte Clärchen zu sich heraufziehen, er wollte nicht mehr den Schustergesellen vor ihr spielen, er wollte sich ihr in seiner wahren Gestalt zeigen und dann wollte er sie mit der Entdeckung überraschen, daß ein Vornehmer doch interesselos lieben könne; er wollte ... ja was wollte er alles! Seine Absichten waren viel zu romantisch, als daß sie in der Wirklichkeit einen Anknüpfungspunkt gefunden hätten.

Er fragte Arthur um Rath.

„Sie werden, lieber Gustav, sagte Arthur, dem Mädchen nicht helfen können, wenn Sie nicht dem Bruder zugleich helfen.“ —

Aber wie?

„Karl, erwiederte Arthur, war Journalist. Er hat Anlagen, und er würde eine Secretairstelle in einem Büreau ganz gut ausfüllen.“

Sie helfen mir auf einen vortrefflichen Gedanken. Mein Vater hat im Ministerium was zu sagen. Ich weiß, daß eine Stelle für einen Menschen offen ist, der die Zeitschriften beaufsichtigt; der die Lügen und Entstellungen der schlechten Presse berichtigt. Wie wär's, wenn wir Herrn Karl die Stelle antrügen?

„Thun Sie das, thun Sie das! Und der liebe Gott wird es Ihnen vergelten, daß Sie zweien armen Leuten geholfen haben.“

Arthur verwendet sich für Karl? Arthur will sich der Gefahr aussetzen, mit Karl und Clärchen wieder in nähere Berührung zu kommen? Wie reimt sich das?

Höre den Betrachtungen Arthur's zu, und du wirst dir sein Betragen erklären können.

„Das macht sich ja Alles besser, als ich hoffen konnte. Mein Glück und meine Ruhe werden bald vollkommen sein.

„Ja, wir sind alle sündhafte Menschen, und bald wird es keinen mehr geben, der vor mich hintreten könnte und prahlen: siehe da, ich bin besser als du. Bald werde ich vor mir selbst

gerechtfertigt sein, und auch Gott, hoffe ich, wird mich mit gnädigen Augen ansehen.

„Da war dieser Karl mir immer ein Dorn im Auge: es ärgerte mich, daß er besser sein wollte, als andere Menschen. Ich konnte manchmal ordentlich grimmig werden, wenn ich bedachte, daß dieser Karl sich stolz und rein bewahren wollte. Jetzt aber, wer weiß, wozu er sich bequemt! Und — so lange er sich noch fern hält, so lange er in jener Gasse gleichsam lauernd liegt, wie ein hungriger Wolf, da habe ich noch eine gewisse Furcht und Respect vor ihm; ich meine immer, er könne mir noch gefährlich werden; er könne einmal verderbenbringend aus seinem Versteck hervorbrechen. Haben wir ihn aber erst am Bande der Anstellung und des täglichen Brodes, nun dann können wir vernünftig mit ihm reden, er wird schon gewöhnlich werden, und sich unseren Anordnungen anbequemen.

„Und dieser Gustav. Die liebe reine Unschuld, die immer so bewundert und gehätschelt wurde! Sie ist doch im Grunde recht selbstsüchtig.

„Läßt sich Clärchen mit ihm ein; ei nun, dann stehen wir ja gerechtfertigt da; sie ist eben auch ein Mädchen, wie andere mehr; und wenn Marie auch erfährt, in welchem Verhältniß ich zu ihr gestanden; wird sie mir ein groß Verbrechen daraus machen können?

„Aber was will denn eigentlich Marie? Sie kann nicht mehr die Hohe und Reine gegen mich spielen! Sie muß sich mir beugen, seitdem ich weiß, welche Sachen sie mit Gustav vorhatte.

„Ja, ja, wird sind alle nichts als schwache sündhafte Menschen, und es komme noch einer und sage mir: siehe da, ich bin besser, als du.

„Und mein Glück wird bald vollkommen sein; mein Ruhe wird durch keine Ungewöhnlichkeit mehr gestört werden.“ — — —

Hatte Gustav einmal seinen Plan gefaßt, so konnte er auch nicht eher ruhen, als bis er ihn ausgeführt. Er sprach gleich mit seinem Vater, ehe er noch Karl gefragt; denn er meinte, Karl müsse gleich mit beiden Händen zugreifen. Sein Vater sagte Alles zu.

Gustav wollte nun unserem Karl seinen wahren Stand entdecken, wollte ihm sagen, welche schöne und sichere Stellung er für ihn gefunden; wollte sich dann mit ihm verabreden, wie man Clärchen auf eine recht schöne Weise überrasche. Clärchen solle für's erste nicht erfahren, wer Gustav sei; Gustav wolle auf einige Zeit verreisen, und erst wenn Karl sich in seiner neuen Lage eingerichtet, wolle Gustav wiederkommen, wolle sich Clärchen in seiner wahren Gestalt zeigen, wolle ihr sagen: siehe da den Wohlhabenden, der sich Mühe gegeben, das Loos der Armen zu verbessern.

O! Edelmuth über Edelmuth!

Als Gustav Karl mit seiner Entdeckung und mit seinen Anträgen überraschte, fühlte sich dieser durch ein solches Anerbieten nur noch geschlagener. Das war die letzte und äußerste

Demüthigung, die ihn ganz zu Boden warf. Es beugte ihn sein trostloser Zustand, in dem man ihm, ohne daß er sogar erröthen durfte, so etwas bieten konnte. Und er war schon so schwach, daß er jenen Antrag nicht mehr auf der Stelle verachtend zurückweisen konnte; — er kämpfte.

7.

## Der Fluch des Vaters.

Ich bin es müde, Clärchen, mit der Welt zu kämpfen, und doch schäme ich mich, daß ich müde bin. Aber ich sehe ein, daß diese Welt, diese Unvernunft, welche besteht, nicht mit sich kämpfen läßt. Wollen wir selbstständig sein, so rächt sie sich an uns, sie verstößt uns, sie zertritt uns; sie erkennt uns nicht als vollwichtige Kämpfer an. Und es ist blos meine Verachtung gegen diese Welt, die mich dazu bringt, nachzugeben und mich nun auch von ihr ernähren zu lassen, da sie es denn doch einmal so will.

„Ich bin matt, Clärchen, und weil ich matt bin, kann ich der Vernunft nicht mehr nützen. Matte Leute gehören in unsere matte und schlaffe Gesellschaft; darum geht sie denn auch darauf aus, uns durch Noth und Elend abzuschwächen, unser Geist muß gewöhnlich werden, und dann nimmt uns die Gesellschaft mit Freuden auf. Da ich nun doch einmal für einen freien Mann durch Mismuth und Elend zu ausgemergelt bin, so ist es am Besten, ich lasse mich durch diese Gesellschaft stützen, ich mache mir es in ihren Vorurtheilen bequem, ich

beute ihre Zustände zu deinen und meinen Gunsten aus, als daß ich in unnützem Trotze ein kümmerliches Leben dahinschleppe.

„Glaube mir, meine Schwester, es ist ein fürchterlicher Hohn über mich selbst und über die Gesellschaft, der meine Seele zerreißt, indem ich mich der Gesellschaft anbequeme und mit ihr einen Waffenstillstand schließe. Nur die Verzweiflung an mir selbst und am Siege der Vernunft treibt mich dieser entnervenden Gewöhnlichkeit zu. Und doch fühl' ich es: sie ist weder recht noch wahr, diese Verzweiflung. Ich fühl' es, daß es meine eigene Schwäche allein ist, die mir jenen Zweifel eingiebt: aber ein schwacher, zweifelnder Mensch paßt nicht mehr zu einem Vernunftkämpfer.

„Ich feiere meine eigene Bestattung ohne Hoffnung auf Wiedergeburt, wenn ich das Anerbieten Gustav's annehme: und doch bin ich nicht entschlossen genug, mich lieber hier in das Leichentuch der Armuth zu hüllen, oder einen echten, wirklichen Tod diesem Geistestode vorzuziehen.

„Ja, Clärchen, obgleich ich jetzt nahe daran bin, meine letzte Niederlage zu erleiden, so bin ich doch ein Märtyrer der Freiheit. Jeder Federstrich, den ich thun werde, wird mich mehr verwunden, mich tiefer schmerzen, als ein Pfeilschuß einen alten Heiligen des Christenthums. Ich werde ein lebendiges Opfer sein, welches, ein süßer Geruch, dem Moloch des Vorurtheils und der gesellschaftlichen Unfreiheit dargebracht ward.

„Jedes Wort, das ich schreiben werde, wird ein Dorn mehr

sein in der Krone, welche mir die höhnenden Knechte der bestehenden Verhältnisse um die Stirn legen wollen, die ich sonst so hoch und frei trug.

„Aber ich hungere, Clärchen; du hungerst, und das Kind hungert. Hunger, König der Armen, ich beuge mich vor dir. Dir ist gelungen, was die Gesellschaft ohne dich nicht erreichen konnte; du hast meinen Geist abgemattet, du hast meinen selbstständigen Sinn getödtet, du machst mich zu einem Diener der Polizei, ich nehme die Anstellung an!

„Und siehst du, Clärchen, wir werden recht gut und bequem leben, es wird uns fortan an Nichts mehr fehlen; und da wir mit einem Male wieder zu essen haben, wird uns auch die Gesellschaft wieder achten.

„Wir werden uns wieder kleiden können, und wenn wir ordentlich angezogen sind, wird uns die Gesellschaft in Ehren anerkennen. Wir werden wohlhabend sein, und man wird uns besuchen, und Besuche von uns annehmen, kurz wir werden recht gute, liebe, gewöhnliche Leutchen sein. Wir werden uns an den Klatschgeschichten des Tages ergötzen; wir werden wissen, was unser Nachbar ißt: — und ich habe eine Anstellung.

„Nach und nach werden vielleicht auch unsere Erinnerungen schwinden an das, was wir früher waren und was wir früher dachten, wir werden uns behaglich fühlen, wir werden sanft dahinleben, werden uns vielleicht gar verheirathen —

denn ich habe eine Anstellung, folglich bekomme ich auch eine Frau.

„Endlich werden wir sterben und unser Tod wird eben so gewöhnlich sein, wie unser Leben, wir werden begraben werden und man wird sagen: es war schade um sie, aber sterben ist menschlich; sanft ruhe ihre Asche.

„Und die Gesellschaft wird sich recht viele ähnliche Subjecte wünschen.

„Morgen, Clärchen, werden wir zu essen haben, ich nehme die Anstellung an.“ — — —

Der Fluch des Vaters war erfüllt. —

8.

## Clärchen an Karl.

Mein Bruder, ich habe dich verlassen und ich werde nicht wieder zu dir zurückkehren.

Wenn du mich ruhig anhörst, wenn du noch einigermaßen Rücksicht auf mich nimmst, wirst du mich lassen, wo ich bin; du wirst mich nicht zurückfordern, du wirst mich nicht zwingen, ein Leben zu führen, welches freiwillig aufzugeben, ich in jedem Augenblick versucht sein würde.

Ich glaube nicht, daß du mich wissentlich täuschen wolltest; ich sehe vielmehr recht gut ein, daß die ewige Beschäftigung mit dir selber und mit deinem eigenen Kummer dich nicht dazu kommen ließ, auf mich Rücksicht zu nehmen und zu fragen, was ich zu unserer neuen Lage sagen würde.

Durch einen Zufall habe ich erfahren, daß der Mann, der sich bei uns als armen Schuhmachergesellen einführte, dir deine Anstellung verschafft hat, daß dieser Mensch Gustav heißt und der Sohn des Rathes ist, in dessen Hause du arbeitest und wohnest, ja daß dieser Mensch mit Arthur und dessen Frau verwandt ist.

Gustav zeigte schon als Schuhmachergesell eine Art Liebe zu mir, ich muß voraussetzen, daß er aus Absichten auf mich die Einrichtung zu treffen gewußt hat, uns in sein Haus zu schaffen; ich höre, daß er bald von einer Reise zurückkommen wird, und so bin ich denn heute von dir gegangen.

Ich bin nicht gesonnen, mich von Neuem zum Spielball einer kindischen Liebe zu machen, ich will lieber darben als gequält sein und unselbstständig, ich will von diesen vornehmen Leuten nichts wissen, die ohne Geist sind und aus jedem Verhältniß Nichts Anderes machen können, als ein Mittel, sie in ihrer Langenweile zu unterhalten. Dazu aber bin ich zu stolz.

Doch dies wäre nicht genug gewesen, um mich aus deinem Hause zu treiben. Aber wenn ich mich auch noch so zurückgezogen hielte, müßte ich nicht in ewiger Furcht schweben, einmal, öfter mit Arthur wieder zusammen zu treffen, oder gar mit seiner Frau in Berührung zu kommen? Bei all meinem Stolze und obgleich ich längst darüber hinaus bin, nur an Arthur und seinen Verrath zu denken, würde mir solch ein Begegnen doch immer schmerzlich sein.

Glaubt ihr denn, wir Weiber hätten kein Gefühl? Glaubt ihr, wir hätten nicht auch das Bedürfniß nach Freiheit und Selbstbestimmung? Glaubt ihr, wir müßten Alles dahin nehmen, wie es euch gefällt und wie ihr es anzuordnen beliebt?

Nein, wie gesagt, ich ziehe eine selbstständige Noth jenem

gedrückten und ewig ängstlichen Zustande vor, in dem ich bei dir leben müßte.

Und wo ich jetzt bin? Bei August, der mir besonders auf Gustav's Spur geholfen hat. Bei ihm werde ich bleiben, ich werde ihm seine Armuth ertragen helfen, ich werde ihm seine kleine Wirthschaft führen, und trotz aller Entbehrung werde ich bei ihm wenigstens ruhig sein.

Ich kenne August's edles Gemüth vielleicht besser als du. Ich habe es, während wir bei ihm wohnten, erkannt und eine Kraft in ihm gefunden, die ich oft genug bewunderte. Gewiß, wenn ich einen Mann heirathen sollte, so würd' es August sein.

Mit diesem einfachen und kräftigen Gemüthe werde ich einträchtiger und zufriedener leben, als in euren langweiligen und geistlosen Gesellschaften. August ist ein Mensch, der auch weiß, was ein Mensch bedeutet. Ohne aufdringlichen Mismuth, ohne ewige Beschäftigung mit sich selber, weiß er am besten einen Menschen zu behandeln und zu achten.

Mein Bruder, ich zürne dir nicht, wir wollen gute Freunde bleiben, aber verfolge mich nicht mit Anträgen und Vermittelungsvorschlägen, auf die ich doch nie eingehen würde; ich bleibe, wo ich bin; achte du, ich bitte dich, meine Freiheit.

Bleibe du auch, wo du bist, es ist das am besten für dich. Vielleicht wird dich die Nachricht, die dir dieser Brief hier bringt, noch mehr niederschlagen. Aber ich weiß, du wirst dich bald trösten. Bleibe in deiner Gesellschaft, die für deinen jetzi-

gen Sinn am passendsten ist. Ich liebe noch die frische, die natürliche Theilnahme, die freie Biederkeit, die ich an August kenne.

Die Bequemlichkeit Eurer Gesellschaft und ihre scheinbare Gemüthlichkeit bethört mich nicht, ich finde, daß bei uns Armen, die wir durch kein Ceremoniell, durch kein Vorurtheil gefesselt sind, die Freiheit und die Natürlichkeit, in denen allein ein echter Mensch leben kann, vor Allem gefunden werden.

Leb wohl.

Clara.

Nachschrift. Ich sehe immer mehr, daß ich Recht habe, und daß wir uns nur vor dem Rausche bewahren können, wenn wir uns an uns selbst halten und den Menschen in uns fühlen. Clärchen hat den Rausch der Anstellung und der Bequemlichkeit überwunden. Der Mensch lebt in ihr. Ich hätte nie geglaubt, daß ein Weib ein so wahrhafter Mensch sein könne. Dies mein letzter philosophischer Vortrag.

August.

## 9.

### Letzte Scene.

(Gesellschaft bei dem Herrn Rath, Gustav's Vater: im Anfange sind nur zugegen: der Rath, die Räthin und Karl.)

Der Rath. Was sagen Sie zu diesem Zeitungsartikel? Muß nicht jedes brave Preußenherz beleidigt werden, wenn man sieht, wie jene Ueberklugen, die denn doch von der Verwaltung nie etwas verstehen werden, sich herausnehmen, ihre Thätigkeit durch anmaßende Beurtheilung zu hemmen und zu erschweren?

Karl. Sie haben Recht, Herr Rath. Dieser Artikel ist von der verkehrtesten Politik eingegeben. Die unpraktischen Träumereien von Volkssouveränetät, von Freiheit und Gleichheit blicken, wenn auch noch so verhüllt, durch ihn hindurch. All unser Berichtigen hilft uns so wenig: diese Leute sind nicht zu bekehren!

Der Rath. Leider! Sieht man solche Artikel fast täglich erscheinen, so möchte man fast wünschen, daß diese schlechte Presse durch einen Gewaltstreich und auf einmal zu Boden geworfen werde; statt daß man ihr immer noch eine Art

Existenz gestattet und sie durch die Nadelstiche der Censur reizt. Doch ich will nicht auch den Unzufriedenen mit der Verwaltung spielen, diese wird in ihrer Weisheit schon die rechtzeitigen Maasregeln finden.

Karl. Auch glaube ich, daß diese Artikel im Grunde gar nicht so gefährlich sind. Das ist ja nur leeres Geschrei, welches unangenehm klingen mag, aber am Ende doch ohne alle Wirkung bleibt.

Der Rath. Wohl wahr. Die Gefährlichkeit dieser Artikel ist es auch nicht eigentlich, was uns aufbringt, wir wollen nur nicht, daß solches Zeug überhaupt an's Tageslicht komme, es beleidigt uns, daß man neben der wohlüberdachten Meinung der Regierung selbst eine Meinung zu haben wagt, ja daß man sogar mit dieser Meinung, die man närrischerweise die öffentliche nennt, eine Art Macht zu sein behauptet. Das ärgert uns. Wozu sprechen auch diese Leute, wenn die Verwaltung handelt? Sie sollten nur wissen, was die Regierung Alles zu sorgen und zu überwachen hat.

Karl. Ich will zwar nicht sagen, man möge den Leuten doch immerhin ihr bischen Vergnügen lassen, welches sie haben, wenn sie sich reden hören. Aber ich will die Hoffnung aussprechen, daß wir durch unausgesetzte Thätigkeit es doch noch dahin bringen werden, jene Leute in der Achtung der Menschen herunterzubringen.

Der Rath. So? Also Sie geben zu, daß Jene doch noch irgend einer Achtung im Publikum genießen? Auch dies Zu-

geständniß möchte ich nicht einmal machen. Das Publikum hat gar keine Meinung. Ach Gott! Wir sind wirklich schlimm daran mit der Presse. Sie ist doch nun einmal da, und darum möchten wir sie auch anerkennen; nur nicht so, wie sie ist. Ich begreife dies Ding, diese Presse nicht, daß sie sich nicht, wie Alles Andere, den Anforderungen und Anordnungen der Regierung beugen will. Soll einmal geschrieben und gedruckt werden, warum soll nicht die Regierung Leute anstellen, die diesem Bedürfniß auf eine echt loyale Weise abhelfen? Stellt die Regierung Lehrer und Professoren und Gensdarmen an, warum soll sie nicht auch die Schriftsteller anstellen? Muß jeder, der Unterricht ertheilen will, einen Erlaubnißschein haben, warum nicht auch der, der schreiben will? Denn das Schreiben ist auch ein Unterrichtertheilen.

Karl. Nun, da hilft die Censur, und die Beschlagnahme von Büchern schon recht gut nach!

Der Rath. Aber leider nicht genug! wachsen doch heutzutage die Schriftsteller wie Pilze aus der Erde hervor. Sie machen ein förmliches Gewerbe aus dem Schreiben und doch brauchen sie nicht einmal einen Gewerbeschein. Ja, es muß noch dahin kommen, daß jeder Schriftsteller einen Gewerbeschein aufzuweisen hat. Da kann man besser überwachen, als durch die Censur. Denn, sehen Sie denn nicht, trotz der Censur stehlen sich immer noch solche Sachen, wie der Artikel hier, durch! Die Presse fügt sich nicht, uud fügt sich nicht. Sie ist mir ein ängstliches Ding, weil ich sie schlechterdings

nicht begreife. — Wir meinen es doch so gut mit dem Volke; wir möchten ihm so gerne die echte und loyale Wahrheit geben, wir möchten die Presse leiten, auf dem rechten Wege erhalten; aber immer entschlüpft sie uns unter den Fingern, wenn wir sie recht fest gepackt zu haben glauben; und mit einem Male scheint sich die vorher so fromme in eine giftspeiende Schlange umgewandelt zu haben; der sanfte Kreuzberg hat sich in einen feuerspeienden Vesuv umgestaltet.

Karl. Auch ich meine, daß immer noch zu viel Preßfreiheit besteht.

Der Rath. Z. B. die Censurfreiheit der Bücher über zwanzig Bogen! Wenn alle Bücher beaufsichtigt werden sollen, warum diese nicht? Wenn die Censur etwas Vernünftiges ist, warum censirt man nicht alle Bücher? Warum erkennt man hier die Träumerei der Preßfreiheit an, während man sie dort nach Gebühr zurückweist?

Karl. Ei, seien wir nur nicht unzufrieden! Nur nicht unzufrieden! Können wir am Ende nicht mehr zurecht, so müssen wir denken, es wird sich am Ende schon Alles von selber geben.

Der Rath. Das ist auch meine Hoffnung. Vielleicht kommen alle diese Menschen mit der Zeit von ihren Ansichten zurück, ebenso, wie Sie glücklicherweise noch früh genug von den Ihrigen geheilt wurden. — Nur nicht roth werden. Sie brauchen sich ja nicht zu schämen. Irren ist menschlich.

Die Räthin. Aber sagen Sie mir einmal, Herr Karl;

was dachten Sie sich denn eigentlich, wenn Sie meinten, Sie wären Volksschriftsteller. Ich muß Ihnen gestehen, ich verstehe diesen Ausdruck nicht! Wer ist denn eigentlich Ihr Volk? Sehen Sie, wir Vornehmen, wir hören auf diese neueren Ansichten gar wenig, wir zucken höchstens die Achseln dazu. Wir leben so bequem, Nichts stört uns; und so hätten uns höchstens diese modernen Ansichten ein Anstoß sein können. Aber wir sind zu sehr mit unserer Lage zufrieden, als daß uns selbst solche übertriebenen Phantastereien aus unserer Ruhe aufscheuchen könnten. Und, glauben Sie mir, die gleichen Gedanken haben Alle, die unseres Standes sind. Und nun die Mittelklasse, die Bürger, die Handwerksleute, die sind viel zu sehr mit ihrem Geschäft oder mit Häuserbauen, oder mit Familienangelegenheiten beschäftigt, als daß sie Zeit zum Lesen oder zum Denken hätten. Und ich meine, daß sie Sie gar nicht verstanden haben würden. Wer bleibt Ihnen also übrig? Der Pöbel? Das arme Pack? Die Proletarier? Nun die sind Gott sei Dank viel zu sehr durch die Sorge für ihr täglich Brod in Beschlag genommen, als daß sie nur irgendwie einen Gedanken fassen könnten. Das Pack kann gar nicht denken und gehört dahin, wo es steht! Was war also Ihr Volk? Eine Chimäre, ein Nichts! Höchstens waren Sie es, und ein Paar Ihrer Glaubensgenossen. Und so ein Paar Leute wollten einen solchen Scandal machen!

Karl. Ja, ich gestehe es ein, unsere Gedanken waren thörichte Phantasieen, leere Hirngespinnste, in denen wir uns

wer weiß wie groß dünkten. Wir glaubten nicht anders, als wir könnten mit solchen allgemeinen Gedanken von Staat, und Freiheit, und Gerechtigkeit, und Gleichheit, welche in dem Herzen jedes Menschen wohnten, ein Volksbewußtsein, ein Volk ins Leben rufen.

Der Rath. Allgemeine Gedanken! Volksbewußtsein! Larifari! Ich will Ihnen was sagen: es giebt kein Volk, es giebt nur Stände. Blicken Sie um sich. Jeder Stand, jeder Mensch hat seine eigene Beschäftigung, seine eigenen Sorgen, seine eigenen Ansichten; jeder ist für seine eigene Wohlfahrt thätig, und ich kann es sagen, fast jeder fühlt sich mit dem Stande, mit dem Loose, welches ihm der Herr angewiesen, zufrieden. Er hat seine Interessen, und die darf er haben, die muß er haben und die Polizei schützt ihn darin. Wie väterlich sorgt unsere Regierung für uns! Sie deckt über Jeden, wenn er nur in seinem Kreise bleibt, ihren schirmenden Fittich. Aber in seinem Kreise, in seinem Stande muß er bleiben, er soll sich weder zu hoch, noch zu niedrig dünken. Und das ist recht, so allein ist Ordnung, so allein Ruhe zu erzielen. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Merken Sie nun, wie sehr Sie fehlten? Jeder hat und soll haben seine besonderen Angelegenheiten, seine besonderen Interessen, wie kann da von allgemeinen Gedanken, von einem Volksbewußtsein die Rede sein? Das war unsinnig, das will dem Menschen viel zu viel Stolz einblasen, als ob er Wunder was wäre! Und darum sind jene Redensarten revolutionär und dürfen nicht gelitten werden!

Die Räthin. Sagen Sie, Herr Karl; dann würde also nach Ihrer früheren Meinung meine Köchin auch zum Volke gehört haben?

Karl. Gewiß!

Die Räthin. Und ich auch?

Karl. Zu meiner Schande gestehe ich es.

Die Räthin. Und wir beide, meine Köchin und ich, hätten dann Ein und dasselbe Volksbewußtsein, wie Sie das Ding nennen, haben müssen.

Karl. Leider.

Die Räthin. Ein und dasselbe. Ein und dasselbe! O, das ist ja fürchterlich, das ist ja empörend. Ja, wenn Sie noch Rücksicht auf uns vornehme Leute genommen, wenn Sie uns noch ein anderes Volksbewußtsein zugedacht hätten, als unseren Köchinnen. Da wäre doch noch Vernunft drin. Aber ein und dasselbe! Empörender Gedanke!

Der Rath. Und du weißt noch nicht Alles. Herr Karl und seines Gleichen träumten auch von der „Emancipation der Weiber," wie sie sagten, sie wollten keine Ehe, sie wollten sogenannten freien Umgang — was wollten sie nicht Alles.

Die Räthin. Nun, wenn Sie von diesem Gedanken noch nicht zurückgekommen sind, so werden Sie heute eine Lehre empfangen, die Sie für immer bekehren wird. Sie werden ein Ehepaar sehen, das seines Gleichen sucht. Der Herr Baron Arthur und Marie meine Nichte kommen heute her; das ist ein Paar! Die Einheit, die Seelenharmonie! sie leben in

einem ungestörten Glücke! Jeder, der sie kennt, sagt: das ist ein schönes Paar, ein wahres Musterpaar.

Der Rath. Und ich dächte, auch Sie verheiratheten sich bald, Herr Karl. Der ist kein braver Unterthan, der sich nicht eine Frau nimmt und dem Staate recht brave Soldaten oder Schreiber erzielt.

Die Räthin. Auch wüßte ich gleich eine Frau für Sie. Mein Kammermädchen ist so gut, so gebildet, zwar nicht schön; aber auch wenn sie verheirathet ist, wird sie in meiner Gunst stehen, ja, sie wird mir fast eine Freundin sein.

Karl. O Herr Rath, Frau Räthin; ich bin von der Güte, die Sie mir da bezeugen, ganz betroffen; wie soll ich Ihnen meinen Dank beweisen?

Der Rath. Heirathen Sie, und bleiben Sie stets den Grundsätzen, die Sie jetzt haben, getreu: es leben feste Grundsätze!

(Der Hauptmann kommt, man begrüßt sich.)

Der Hauptmann. Ich höre, daß heute Herr Gustav von einer kleinen Reise in die Umgegend Berlin's zurückkehren wird; gleich ein kleines Familienfest.

Die Räthin. Ja, ich weiß nicht, was ihn forttrieb, unsern guten, lieben Gustav. Er war überhaupt in der letzten Zeit sehr geheimnißvoll; aber ich kann auf ihn bauen, er wird im Stillen ein gutes Werk vorhaben; o, was ist mein Gustav so tugendhaft!

(Gustav kommt. Der Hauptmann für sich: Wenn man von dem Wolf

spricht . . . . laut: ich freue mich sehr, Sie zu sehen. Freudenbezeugungen. Nach und nach kommt der Hofrath, der Major und der Rittmeister; es entsteht ein allgemeines Gespräch. Gustav, der Hauptmann und Karl treten in ein Fenster.)

Gustav. Ich wollte Sie schon lange fragen, Herr Karl; was macht Ihre Schwester? Hat sie sich von ihrem früheren Elend erholt?

Karl. Sprechen Sie mir nicht von der Niederträchtigen. (Er mischt sich in das Gespräch der Andern.)

Der Hauptmann. (Hält Gustav zurück, der Karl folgen will). Bleiben Sie, Herr Gustav, ich weiß Alles; solche Sachen interessiren mich, ich habe mich näher erkundigt und kann Ihnen alle Aufschlüsse geben, die Sie nur verlangen mögen. Kaum war Karl in seine neue Wohnung gezogen, so verließ ihn Clärchen nach ein Paar Tagen; niemand wußte warum, ich kann mir zwar so Einiges denken, aber ich bin nicht gesonnen, zu verdächtigen, wo ich nicht gewiß bin. Ich erfuhr aber, daß sie das Haus verlassen hatte, gleich nachdem sie dem Baron Arthur, der zum Herrn Rath ging, auf der Treppe begegnet war. Ich will nicht sagen, daß dieses Begegniß auf ihre Entfernung Bezug habe; das ist nur so ein Zufall, ein polizeiliches Indicium.

Gustav. Aber wo hält sich die Arme jetzt auf?

Der Hauptmann. Die Arme ist zu dem Schuhmacher gegangen, bei dem sie früher wohnte. Mit dem scheint sie sehr vertraut zu leben; trauen haben sie sich freilich nicht lassen, wahrscheinlich weil der Herr Schuhmacher nicht die Kosten er-

schwingen kann, oder weil Clärchen es für überflüssig hält. Genug, — wie man so sagt, — sie führt ihm die Wirthschaft.

Gustav. Die Undankbare, die Verrätherin! Sich diesem August, diesem verdrehten Kopfe, diesem Schuhmacher an den Hals zu werfen!

Der Hauptmann. Während sie es doch so gut haben könnte.... nicht wahr, Herr Gustav!

Gustav. O, über die Schaamlose; ich werde nicht mehr an sie denken, sie ist aus meinem Gedächtniß getilgt.

Der Hauptmann. Ein glänzendes Loos scheint sie freilich nicht erobert zu haben. Ich sah sie gestern an der Straßenecke Aepfel verkaufen; sie muß ihrem Schuhmacher doch an die Hand gehen!

Gustav. Mag sie sich kümmern, mag sie sich quälen, sie hat's so gewollt, ich wasche meine Hände in Unschuld.

Der Hauptmann. Recht so, Herr Gustav.

(Arthur und Marie treten ein, Arthur führt Marie zärtlich an der Hand, die ihn dankend und freundlich anblickt).

Der Major (zum Rittmeister). Ein schönes glückliches Paar! Frau Baronin weiß sich so angenehm zu benehmen, sie scheint ihrem Gatten auch so anhänglich zu sein, daß ich ihr gern ihren einzigen Fehler, ihr einziges Unglück, nicht adlig zu sein, verzeihe.

Arthur. Ei, ihr Diener, Herr Karl. Sie sind solid geworden, doch — sprechen wir nicht von frühern Verhältnissen, von längst vergangenen Geschichten. Es sei Alles verge-

ben und vergessen. Aber ich kann mich nicht enthalten, Ihnen meine Freude darüber auszudrücken, daß Sie von Ihren revolutionären Ideen zurückgekommen sind, ja ich hoffe, Sie werden nun bald an Gott glauben. Sehen Sie nur mich an und überzeugen Sie Sich, welchen Segen ein fester Glauben an Gott, eine demüthige Frömmigkeit bringt. Ich bin zufrieden in mir selber, ich habe eine treue Frau, die mich liebt, und die Gott mir lange erhalten möge; ich weiß mich vor den Sünden der Leidenschaft und der Uebereilung zu bewahren. Also, Herr Karl, mein Bruder in Christo, ich kann auch Ihnen Nichts besseres wünschen, als heirathen Sie, kehren Sie zu Gott zurück und dann rufen Sie mit mir: es leben feste Grundsätze. Aber, Marie, meine liebe Frau, du sprichst ja nichts; ich will doch nicht meinen, daß du mit Herrn Karl grollst. Reicht Euch die Hand zur Versöhnung und erklärt Euch, daß Ihr nur ganz glücklich seid.

Marie. Ei, Du Eingebildeter, soll ich denn Dein Lob überall ausposaunen? Ja, Herr Karl, ich bin glücklich.

Karl (für sich.) Die Heuchlerin!

(laut) Und auch ich, Frau Baronin fühle mich wohl, daß ich endlich zur Ruhe gekommen bin.

Marie (für sich). Der Heuchler!

(laut) Und auch ich freue mich um Ihretwillen, Herr Karl.

(Der Geheim-Rath kommt in freudiger Bewegung.)

Der Geheim-Rath. Gratuliren Sie mir, Herr Schwa-

ger, gratulirt mir, lieben Kinder, ich habe endlich den Orden dritter Klasse bekommen.

(Allgemeine Aufregung! Glückwünsche! Man spricht durcheinander. Es bildet sich um den Geheim-Rath eine Gruppe seiner Verwandten, unter ihnen Karl).

Der Geheim-Rath. So wären wir denn Alle glücklich und sehen ein Leben voll Zufriedenheit vor uns, denn ich bin sicher, daß ich früher oder später auch den Orden zweiter Klasse erhalten werde. Mein Glück regt mich ordentlich auf, ich finde kaum Worte und möchte doch immerfort sprechen. Ihr, meine Kinder macht mir so viele Freude; Arthur, Marie, Ihr liebt Euch und dankt mir, daß ich Euch verheirathet. Die Regierung erkennt mich an. Auch mit Ihnen, Herr Karl, bin ich vollständig versöhnt. Ja, ja, Sie sehen nun auch ein, wie es die einzige Sorge unserer Regierung ist, das Glück ihrer Unterthanen zu befördern. Dafür steht sie aber auch festgegründet in der Liebe und in dem Vertrauen der Unterthanen; sie weiß weise zu bestrafen, sie weiß weise zu lohnen. Wir sind ihr treu, wir lieben sie, wir dienen ihr gern, und indem wir selbst auf den Gehorsam stolz sind, den wir ihr leisten, rufen wir voll Vergnügen:

Es leben feste Grundsätze.

Druck von D. Friedländer.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weill, Alexandre

Berliner Novellen

Berlin 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.Misc.Rev.46(6#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11752005-9